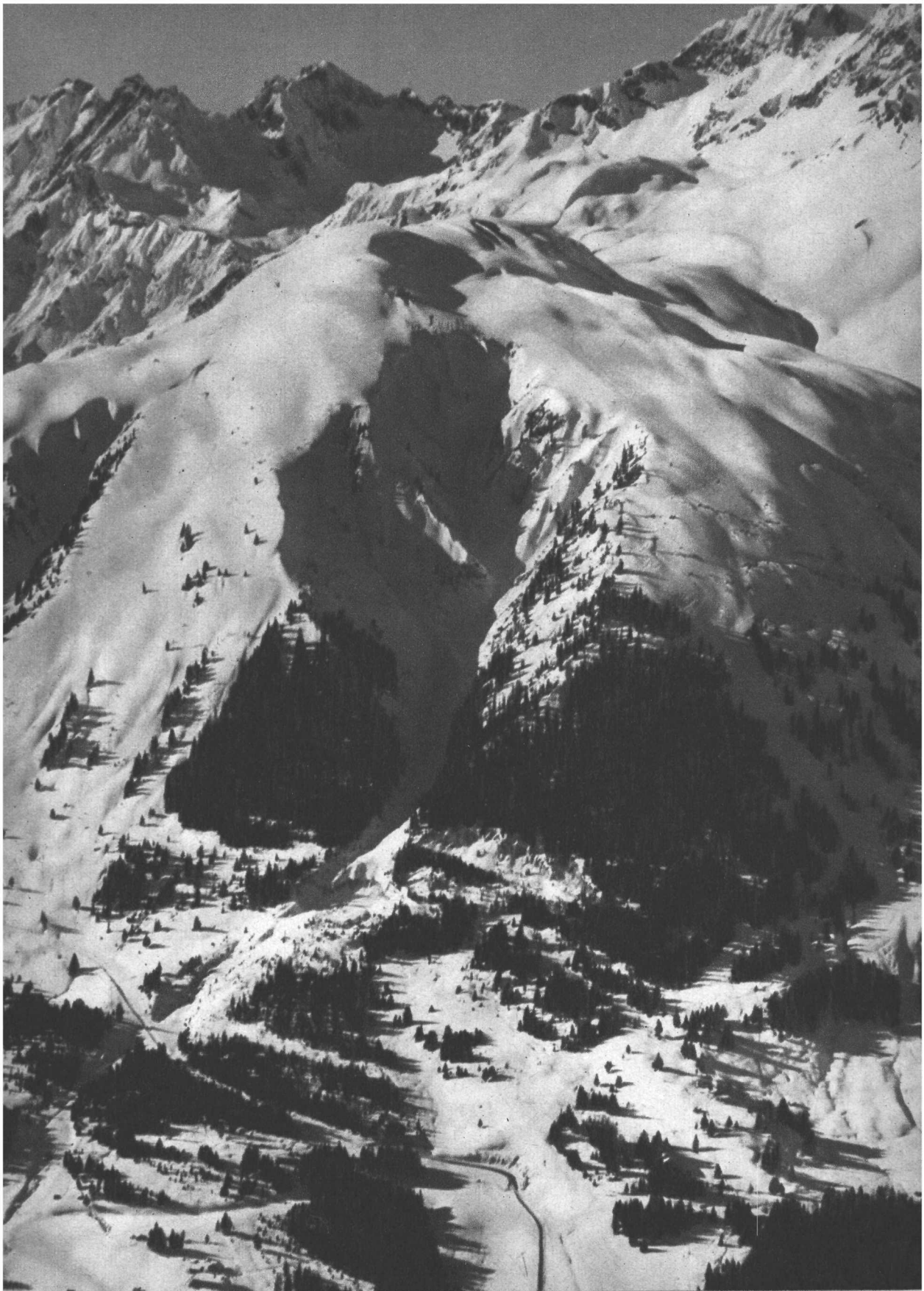


Aufn.: E. Schneider, Lech, 1955

Aus dem Schigebiet von St. Anton am Arlberg: Der Galzig (2184 m) von Südosten gegen Valluga und Trittkopf. Unten die Arlbergstraße beim Maserkreuz

Universitäts-Bibliothek
Innsbruck

Jahrbuch

des

Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 81)

1956

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck
1956

10.901 /81 1. Ex. He

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben

12. 1. 1957 : Bd. 81 (1956).

Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Innrain 27

1 Stk.

Inhaltsverzeichnis

Text:

Anläßlich des Erscheinens der neuen Alpenvereinskarte Arlberg:

	Seite	Tafel
1. R. v. Klebelsberg, Alpenbau und Alpenbild am Arlberg	5—13	Titelbild, 1—2
2. E. Ekhart, Zur Meteorologie des Arlbergs	14—19	
3. K. Finsterwalder, Siedlung und Namen am Tannberg, im Valluga- und Krabachgebiet	20—32	
4. W. Flaig, Berg- und Schipioniere am Arlberg	33—55	3, 4

Sonstige Aufsätze:

5. H. Huber, Jungmannschaft auf Cordilleren-Kundfahrt	56—67	5, 6
6. K. Krämer, Mit der Frankfurter Himalaya-Expedition 1955 unterwegs	68—73	7
7. M. Meier, Deutsch-Schweizerische Himalaya-Expedition 1955 zum Dhaulagiri	74—79	8
8. E. Senn, Die Internationale Himalaya-Expedition 1955	80—86	9
9. H. Steinmetz, Deutsche Nepal-Expedition 1955	87—93	10
10. A. Patzelt, In den Bergen Persiens	94—99	
11. S. Wallner, Das Stodertal und seine Berge	100—110	11
12. K. Maix, Menschen im Haindlkar	111—119	12
13. L. Buchenauer, Niemandsland Schobergruppe	120—135	13
14. R. Seiwald, Südtirol	136—141	14
15. W. Mariner, 60 Jahre Alpiner Rettungsdienst	142—147	
16. H. Hintermaier, Bergsteigen — Ausdruck freudiger Lebensbejahung	148—154	
17. R. Paschinger, „. . . ein erschröcklich Eismeer . . ."	155—157	

Bilder:

Titelbild: Aus dem Schigebiet von St. Anton am Arlberg: Der Galzig (2184 m) von Südosten gegen Valluga und Trittkopf. Unten die Arlbergstraße beim Moserkreuz. (Aufn. E. Schneider)

Tafel 1. Oben: Bei der Ulmer Hütte (rechts). Blick über den Arlbergpaß auf das Westverwall: Peischel-, Knöbel-, Maroi- und Albonakköpfe; dahinter (Mitte) der Kalte Berg (2896 m) (Aufn. E. Schneider)
Unten: Das Schigebiet von Lech-Oberlech gegen Westen: links Kriegerhorn, dahinter von links nach rechts Braunarlgruppe (2648 m), Zuger Hochlicht, Mohnenfluh (2544 m) und Juppenspitze (Aufn. E. Schneider)

Tafel 2. Oben: Vor der Ulmer Hütte gegen Süden (Verwall). Scheibler und Kuchenspitze (links), Patteriol (rechts). Dazwischen Durchblick durchs Fasultal (Schafbichljoch) in die Silvretta. (Aufn. E. Schneider)
Unten: Das Schigebiet von Zürs. Ausblick von der Hasenfluh auf Flexenpaß und Flexenstraße (rechts), auf Trittkopf (2719 m) und Valluga (2818 m), links. Rechts im Hintergrunde Verwallgruppe. (Aufn. E. Schneider)

Tafel 3. Oben: St. Christoph am Arlberg (1771 m) im Jahre 1903 gegen die Brunnenköpfe (2623 m). Rechts die Paßhöhe (1796 m), dahinter die Erzbergguppe am Flexenpaß. (Aufn. E. Heimhuber)
Unten: Dr. M. Madlener, Dr. Chr. Müller und V. Sohm im Aufstieg zur Valluga am 14. März 1902. Rechts Weißschrofengruppe, links rückwärts Stanskogelgruppe. (Aufn. E. Heimhuber)

Tafel 4. Oben: Zur Schigeschichte des Arlbergs: V. Sohm, Dr. Chr. Müller und E. Heimhuber auf dem Vallugagipfel am 14. März 1902. (Aufn. M. Madlener)
Unten: Der erste Schikurs in Zürs am 18. Februar 1906. (Aufn. V. Sohm)

Tafel 5. See am Paß Punta Unión im Osten der Cordillera Blanca. (Aufn. H. Huber)

Tafel 6. Oben: Nevados de Caráz von Süden. Links Nevado de Parrón (6025 m), rechts Nevado de Santa Cruz (6020 m). (Aufn. H. Huber)
Unten: Huandoy-Südgipfel gegen Chopicalqui vom Hauptgipfel. (Aufn. H. Huber)

Tafel 7. Frankfurter Himalayaexpedition 1955: Lager II mit Malubiting. (Aufn. Krämer)
Unten: Frankfurter Himalayaexpedition 1955: Spantik (7027 m). (Aufn. Krämer)

Tafel 8. Deutsch-Schweizerische Himalayaexpedition 1955: Dhaulagiri aus halber Höhe des Franzosenpasses. (Aufn. W. Stäuble)
Unten: Deutsch-Schweizerische Himalayaexpedition 1955: Fähre über den Mayangdi Kola. (Aufn. W. Stäuble)

Tafel 9. Oben: Internationale Himalayaexpedition 1955: Kangtega und Tatmerku von Nordwesten. (Aufn. E. Senn)
Unten: Internationale Himalayaexpedition 1955: Everest, Lhotse und Nuptse von Westen. (Aufn. E. Senn)

Tafel 10. Oben: Deutsche Nepalexpedition 1955: Links Annapurna II, rechts Annapurna IV. (Aufn. DHS, München)
Unten: Deutsche Nepalexpedition 1955: Pisang Peak und Kang Guru vom Aufstieg zur Annapurna (Aufn. DHS, München)

Tafel 11. Oben: Großer Priel (2514 m) von der Spitzmauer. Im Vordergrund der Brotfall. (Aufn. S. Stahrl)
Unten: Prielschutzhaus (1420 m) mit Großem Priel. Links: Südgrat. (Aufn. S. Stahrl)

Tafel 12. Oben: Im Gesäuse. Roßkuppenkante und Dachlnordwand. (Aufn. H. Peterka)
Unten: Im Gesäuse. 1800 m über die Talsohle ragen die Wände des Hochtor-Ödstein-Grates auf. (Aufn. H. Peterka)

Tafel 13. In der Schobergruppe: Keeskopf (3083 m) vom Klammerkees. (Aufn. F. Turnowsky)

Tafel 14. Oben: Felsgestein in den Dolomiten (Croda da Lago). (Aufn. Müller—Brunke)
Unten: Schloß Karneid im Eisacktal (Südtirol). (Aufn. Müller—Brunke)

Kartenbeilage:

Neue Alpenvereinskarte der Lechtaler Alpen 1:25.000, Arlberggebiet. Triangulierung und Berechnung, sowie photogrammetrische Aufnahme und Ausarbeitung (Schichtenplan): Dipl.-Ing. Erwin Schneider. Darstellung der Felsen und des Geländes sowie Steinstich: Dipl.-Ing. Fritz Ebster. Namen nach Dr. Karl Finsterwalder. Schirouten: Dipl.-Ing. E. Schneider und Dipl.-Ing F. Ebster. Druck: Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria K.-G., Wien.

Alpenbau und Alpenbild am Arlberg

Von R. Klebelsberg, Innsbruck

Mit 1 Übersichtsskizze und 1 Profil

In ihrem ganzen 500 km langen Verlauf kommen die Nördlichen Kalkalpen den Zentralalpen nirgends so nahe wie am Arlberg. Überall sonst schalten sich breite Geländestreifen dazwischen, die den Kontakt beider Seiten der Beobachtung entziehen. Am Arlberg hingegen treten die beiden Gesteinswelten, die bleichen Kalk- und Dolomitfelsen der Valluga (Lechtaler Alpen) im Norden, die dunklen „Urgebirgs"-Schrofen des Ferwall im Süden, dicht aneinander heran. Die Grenze zwischen ihnen ist eine steil aus der Tiefe aufsteigende Fuge, eine Riß- und Verschiebungsfläche, an der das fehlt, was zwischen den beiden Gesteinswelten vermitteln, sie verbinden könnte — sie stehen nicht nur äußerlich, auch inhaltlich fremd einander gegenüber.

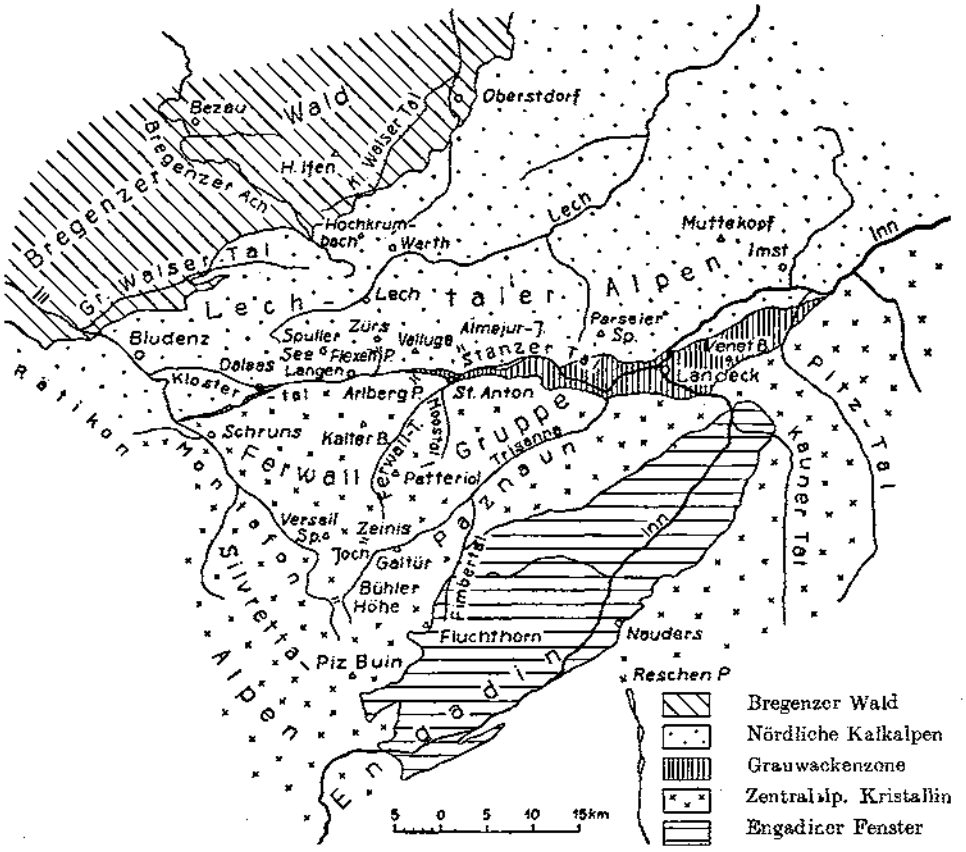
Am ehesten noch bietet das unterste, älteste Gestein auf der Kalkalpenseite eine Anschlußmöglichkeit: da schauen aus dem Fußgehänge über den Arlenmähdern, unter der Ulmer Hütte, und an der Nordseite des obersten Steißbach-Grabens stellenweise rötliche und grünliche schieferige Gesteine mit Quarzgeröllen vor, der sogenannte Verrucano (nach einem Vorkommen nächst Verruca bei Pisa), der zur Perm-Formation, der obersten, jüngsten des geologischen Altertums[1], gestellt wird. Er leitet die im übrigen dem Mittelalter angehörige Schichtfolge der Nördlichen Kalkalpen ein. Die Quarzgerölle und auch der übrige Mineralbestand deuten darauf hin, daß der Verrucano aus der Aufarbeitung älterer Gesteine hervorgegangen ist, die stofflich jenen der Südseite wenigstens einigermaßen ähnlich waren und ihnen demnach auch räumlich irgendwie näher gestanden haben dürften.

Über dem Verrucano folgen feiner-körnige rote Sandsteine und Tonschiefer, sie leiten die Trias-Formation ein. In ihren oberen Lagen treten, ober der Ulmer Hütte, „Rauhwacken" (gelbliche bis bräunliche löcherig-kavernöse kalkig-dolomitische Gesteine) und Gips auf — das sind die ersten sicheren Anzeichen des Meeres, in dem nun die ganzen höher hinauf folgenden Schichten der Kalkalpen abgesetzt wurden, über die Trias- hinauf in die Jura- und Kreide-Formation. In Sichtweite des Arlbergs sind Hauptfelsbildner die Schichten der mittleren und oberen Trias-Formation, an der Schindlerspitze, dem Lorsegrat und dem SAC-Kopf der „Arlberg-Kalk", ein meist dunkelgrauer, licht anwitternder Kalk, der von hier den Namen hat, höher hinauf, an der Valluga und hinüber bis zur Weißschrofenspitze, der „Hauptdolomit", dessen licht-braungrau anwitternde, schrofig-rauhe, deutlich geschichtete Felsen die Szenerie des Hochgebirges bestimmen. Zwischen beiden zieht, hinter der Schindlerspitze und am Mathoijoch, ein Paket dunkler weicherer, z. T. sandiger Schichten durch, das sind die „Raibler Schichten" (nach Raibl in Kärnten).

Über dem Hauptdolomit liegen an der Valluga und links davon, an der Pazielfernerspitze, noch höhere, jüngste Gesteine der Trias-Formation: zunächst ein Streifen bräunlicher, dünngeschichteter, relativ weicher Mergel, die stellenweise reich an Versteinerungen

[1] Reihe der geologischen Perioden (Formationen) vom Älteren zum Jüngeren (die Zahlen geben die Millionen Jahre an, die nach einer üblichen, unverbindlichen Schätzung seit dem Beginn jedes Abschnittes vergangen sind): Kambrium (550), Silur (450), Devon (350), Karbon (300), Perm (250) — diese fünf bilden zusammen das geologische Altertum oder Palaeozoikum — Trias (200), Jura (175), Kreide (140) — diese drei das geologische Mittelalter oder Mesozoikum —, Tertiär (60), Quartär (1) — diese zwei die geologische Neuzeit oder das Känozoikum; das Quartär umfaßt „die Eiszeit" und die geologische Gegenwart.

sind, nach dem Vorkommen von Kössen bei Kufstein haben sie den Namen Kössner Schichten erhalten — die vielen Muschelschalen führen auch dem Fernerstehenden die Meeresnatur vor Augen —, und dicht über ihnen, den ganzen Oberbau der Pazielfernerspitze bildend, ein hellgrau anwitternder praller Kalk, der oberflächlich von feinen Karstrillen überzogen ist und in der Anwitterung oft noch deutlich die Korallrasen und -stöcke erkennen läßt, aus denen er zum Teil zusammengesetzt ist: das Muster eines „Riffkalks", wie ihn „riffbildende Organismen" (z. B. Korallen) ausscheiden, die nach den Erfahrungen aus der Gegenwart nur in warmen Meeresgebieten und nur in reinem, ungetrübtem Meerwasser zu existieren vermögen — damit scheint auch ein Hinweis auf das Klima und sonstige Bedingungen des Meeresbereiches auf, aus dem die Gesteine stammen.

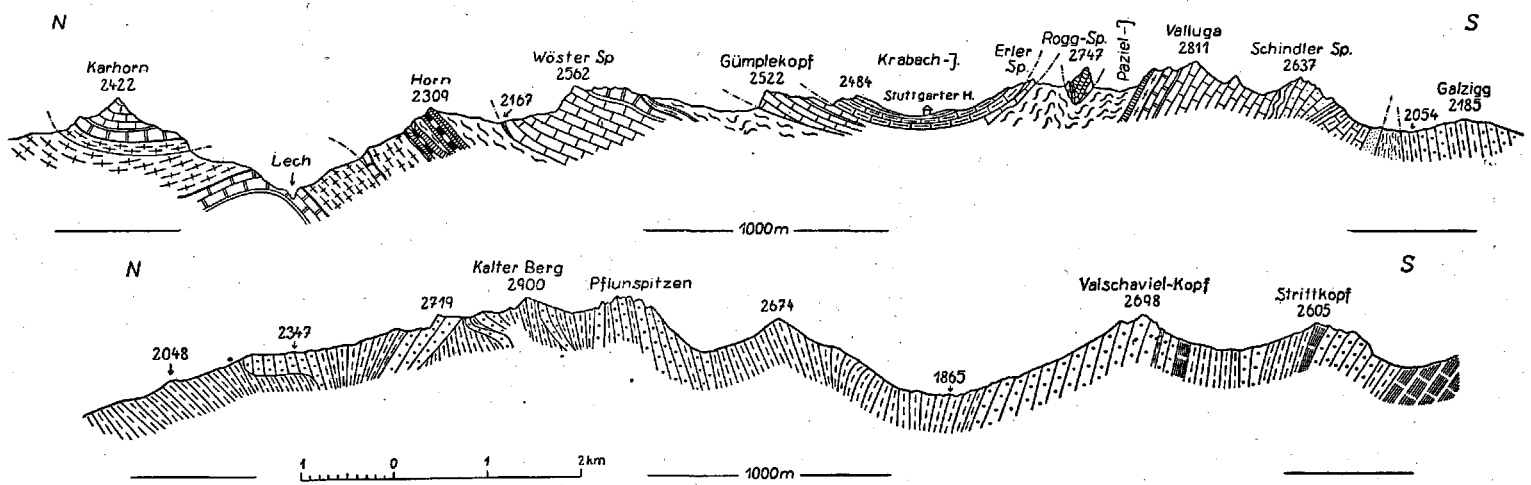


Die Einheiten des Alpenbaues im Umkreis des Arlbergs

Nördlich der Valluga schließen sich den Schichten der Trias- solche der Jura- und Kreide-Formation an. Zunächst über dem Riffkalk fällt, an der Pazielspitze z. B., ein schmaler Streifen roten tonigen Kalks auf — das gleiche Gestein, wie es im Salzburgischen als „Adnether Marmor" (Adneth bei Hallein) gebrochen wird. Der höheren Jura-Formation gehören sehr harte, dunkelrote und -grüne Hornsteine an (Hornstein= organische Kieselsäure, einen Hauptanteil an der Zusammensetzung haben die mikroskopisch kleinen Kieselskelette von Radiolarien) — sie liefern die scharfen kühnen Zacken der Roggspitze hinter der Valluga. Dann dehnt sich vom Pazieljoch ins Pazieltal ein weites, sanftes Almgelände, jenseits (W) Zürs setzt es sich fort in den schiberühmten Zürser Mähdern —

Geologisches Nord-Süd-Profil durch das Arlberggebiet

Nach der S. 13 verzeichneten Literatur gezeichnet von W. Resch



Kristalline Gesteine

- Glimmerschiefer, Schiefergneise
- Granitgneise
- Amphibolite
- Quarzphyllit
- Verrucano und Rauhwacken

Trias-Formation

- Muschelkalk
- Partnach-Schichten
- Arlbergkalk
- Raibler Schichten
- Hauptdolomit
- Kössner Schichten
- Riffkalk

Jura-Formation

- Adnether Schichten
- Fleckenmergel
- Hornsteinschichten
- Tithon

Kreide-Formation

- Kreideschiefer

es wird getragen von dunklen, weichen, leicht verwitternden sandig-tonig-mergeligen (Mergel = Kalk-Ton-Gemisch), daher besonders fruchtbaren Schichten der mittleren Kreide-Formation, den sogenannten Kreide-Schiefern. Ehe sie abgesetzt wurden, waren die älteren Schichten, auch noch die der unteren Kreide-Formation, gefaltet, über den Meeresspiegel emporgehoben und zum Teil von Abtragung betroffen worden — schließlich aber kehrte das Meer zurück und nahm die marine Sedimentation mit den „Kreide-Schiefern" ihren Fortgang. Dann wiederholte sich das Spiel, wieder setzten faltende Bewegungen ein. Von ihnen wurden nun auch die Kreide-Schiefer betroffen. Die gefalteten Schichten, mit Einschluß der Kreide-Schiefer, erhoben sich wieder über den Meeresspiegel und wurden oberflächlich von der Erosion angegriffen — wieder aber kehrte das Meer zurück und kamen in ihm, auf den gefalteten und von Erosion betroffenen älteren Schichten, einschließlich der Kreide-Schiefer, Sedimente der oberen Kreide-Formation zum Absatz, das sind die Gosau-Schichten (nach ihrer Hauptverbreitung im Gosautale, Salzkammergut, so benannt). Ein kleiner, unsicherer Rest davon ist an der Südostseite des Valluga-gipfels erhalten geblieben, in größerem Ausmaße nehmen sie, weiter im Osten, am Aufbau der Muttekopfgruppe (bei Imst) teil. Nach der Ablagerung der Gosau-Schichten sind auch diese von, wieder jüngeren, späteren gebirgsbildenden Bewegungen erfaßt, aus ihrer Lage gebracht, gefaltet, verschoben worden — mit diesen späteren, der älteren und mittleren Tertiär-Periode angehörigen Bewegungsphasen ist schließlich der innere Bau des Gebirges vollendet worden und sein heutiges Lageverhältnis zustandegekommen.

So lebt in den Gesteinen eine reiche Geschichte der Zeit und des Raumes auf, aus denen die Nördlichen Kalkalpen stammen. Der Raum war ein Teil, eine „Provinz", des großen alten Mittelmeeres, in der eigene, für sie allein charakteristische Sedimentationsverhältnisse herrschten, andere als zur gleichen Zeit in benachbarten oder weiter ab gelegenen Teilbereichen des gleichen Gesamtmeeres, z. B. jenem, heute relativ nahen, in dem die Schichten des Bregenzer Walds (und der damit zusammengehörigen nördlichen Schweizer Alpen) abgesetzt wurden — einer der wichtigsten Unterschiede in dem Geschehen dieses anderen Raumes besteht darin, daß in ihm Anzeichen faltender Bewegungen in der Kreide-Zeit fehlen, solche Bewegungen setzten dort erst in der Tertiär-Zeit ein. Im Blick von der Valluga nach NW sieht man in den Senken zwischen den letzten Kalkalpengipfeln die ersten Berge des Bregenzer Walds aufragen — dort grenzen heute die auch bei gleichem Alter verschiedenen Gesteine beider Bereiche unmittelbar aneinander: so weit getrennt einst die zugehörigen Meeresräume waren, durch die späteren großen Bewegungen, Verschiebungen sind ihre Schichten aneinander heran, ja die Kalkalpen gleichsam auf den Bregenzer Wald hinaufgeschoben worden.

Südlich der Linie oberster Steißbach—Rauz beginnt die „andere Welt", die der „Ur"-Gesteine. Unvermittelt werden Formen und Farben schlichter, gleichmäßiger, die reiche Gliederung in Grund- und Aufriß verliert sich, ruhiger, großzügiger laufen die Gesteinsstreifen entlang, die Gesteine selbst sind völlig andere: „alte" Kristalline Schiefer mit Quarz, Feldspat und Glimmer als Hauptbestandteilen, ohne Kalk. „Alt", d. h. jedenfalls ungleich älter als die Schichten der Kalkalpen, sei es nun, daß im Zusammenhange mit dem höheren Alter die Anhaltspunkte für die Altersbestimmung nur verwischt worden oder daß sie wirklich sehr alt, etwa vorkambrisch sind.

In der Paßregion herrschen Gesteine, die man gemeinhin als „Glimmerschiefer" anzusprechen pflegt, weil Glimmer das am stärksten hervortretende Mineral ist, — das waren ursprünglich Sedimentgesteine unbekannten Alters — und „Granitgneise", die aus granitischen Erstarrungsgesteinen hervorgegangen sind. Dazu kommt südlich des oberen Steißbachs noch Quarzphyllit, auch ein glimmerreiches ehemaliges Sedimentgestein unbekannten Alters, die Glimmerschuppen sind aber nicht so deutlich sichtbar, sondern gleichsam verwoben zu mattschimmernden grauen Häuten, der Name hat auf die vielen Quarzlagen und -adern Bezug. Hier am Arlberg selbst tritt der Quarz-

phyllit wenig hervor; schon gegen St. Anton hinab aber geht er in die Breite und östlich davon zieht er als zunehmend breiterer Streifen an der Südseite des Stanzer Tals entlang, ab Flirsch auch an der Nordseite, in die Gegend von Landeck, wo er mit dem Rücken des Venetbergs auch orographisch eine Rolle spielt. Im Stanzer Tal nun kommen zusammen mit dem Quarzphyllit bunte (rötliche, violette, gelbliche) und dunkle, fast schwarze Tonschiefer, rötliche, grünliche bis weiße Quarzsandsteine und -konglomerate ähnlich dem Verrucano (s. o.) vor und zusammen mit ihnen Erze (Kupferkies, Fahlerz, mit Quecksilber, Pyrit), auf die alte aufgelassene Bergbaue bei St. Jakob, Vadiesen, Pettneu, Flirsch umgingen. Diese Gesteins- und Erzgesellschaft ist bezeichnend für die sogenannte Grauwackenzone, die sich, auch mit Quarzphyllit, weiter im Osten, ab Schwaz, in den Kitzbühler und Pinzgauer Alpen zwischen Nördliche Kalkalpen und Zentralalpen schaltet und dort durch ihre Erzführung große wirtschaftliche Bedeutung erlangt hat.

Und auch westlich vom Arlberg, wo die Fuge zwischen Kalk- und Zentralalpen ab Dalaas in der bisherigen Richtung des Klostertals (das ihr bis dahin folgt) durch den Kristbergsattel, über Bartholomäberg vorbei, weiter nach WSW ins Rellstal (Rätikon) zieht, tauchen an ihr solche Gesteine auf, besonders bemerkenswert sind hier dunkle, fast schwarze Schiefer, in denen sich bei Bartholomäberg ähnlich wie in den Kitzbühler Alpen Graptolithen, das sind meduſenähnliche Versteinerungen aus der Silur-Periode, finden, — mit älteste Spuren organischen Lebens, die bisher aus den Alpen bekannt geworden sind.

Dieses Verhalten weist darauf hin, daß an der Fuge zwischen Kalk- und Zentralalpen am Arlberg die weiter im Osten so stark hervortretende Grauwackenzone nach der Tiefe verschwunden, untergetaucht oder, wie Otto Ampferer sich ausgedrückt hat, „verschluckt" worden ist. Daß anderseits im Stanzer Tal mit dem Quarzphyllit zusammen ähnlicher „Verrucano" auftritt, wie wir ihn als basales Glied der Kalkalpen kennengelernt haben, macht wahrscheinlich, daß der Quarzphyllit der ursprünglichen Unterlage der kalkalpinen Schichtserie angehört, die wir im Kalkalpenbereiche sonst vergeblich gesucht haben. Durch den Anschub der Zentralalpengesteine ist die Zone des Quarzphyllits bis zum völligen Verschwinden eingeengt, von der Oberfläche nach der Tiefe hin abgedrängt worden und sind die Kalkalpengesteine, die früher vermutlich auf der Gesteinsgesellschaft des Quarzphyllits lagen, von dieser ihrer ursprünglichen Unterlage abgeschoben worden.

Südlich der Paßregion, mit dem Anstieg zum Peischelkopf, nehmen „Schiefergneise" (mit stärkerer Beteiligung von Feldspat als im Glimmerschiefer) überhand, die nun, in der Mineralführung wechselnd, in eng aneinander gepreßten OW verlaufenden Zügen die Ferwallgruppe, bis zum Paznaun und Montafon, aufbauen. Auch den Schiefergneisen sind wiederholt, z. B. am Kalten Berg (2900 m), granitische Gesteine zwischengeschaltet, weiter südlich bilden solche die höchsten, schroffsten Aufragungen, Patteriol (3059 m) — Kuchen- (3170 m) und Küchelspitze (3144 m) bis zum Falterer (2988 m) am Paznauner Rand. Andere Einschaltungen werden von amphibolitischen Erstarrungsgesteinen gebildet, mit der dunkelgrünen Hornblende als maßgebendem Mineral, — sie fallen durch ihre dunkle, fast schwarze Anwitterung auf und zeichnen sich auch durch besondere Härte und Schroffheit aus. Nirgends in dem ganzen weiten Berggebiet hingegen gibt es kalkige Schichten, kaum ein paar kleine, ganz vereinzelte Marmorvorkommen (kristallinischer Kalk). Das einzige dem Alter nach, wenigstens mit Wahrscheinlichkeit, bestimmbare Gesteinsvorkommen ist ein kleiner an der Versailspitze (2464 m) über Parthenen (am südlichen Kartenrand) in die Schiefergneise eingefalteter Rest von Sandstein, in welchem sich Abdrücke schachtelhalmverwandter Pflanzen (Calamarien) gefunden haben, die wahrscheinlich der Steinkohlen- oder Karbon-Formation angehören — es macht wahrscheinlich, daß alle die kristallinen Gesteine älter sind als dieses „Karbon".

Gleiches „Kristallin", mit starker Beteiligung granitischer und amphibolitischer Gesteine, baut auch die Silvrettagruppe engeren Sinnes auf bis einschließlich des Haupt-

kamms (Piz Buin – Augstenberg). An dessen Südabfall aber dann, auf der Engadiner Seite, unter dem Fluchthorn weit nach Norden ins Fimbertal vorgreifend, kommt unter den alten kristallinen Gesteinen, an einer großen Überschiebungsfläche, wieder eine Serie kalkiger junger Schichten, z. T. gleichen Alters wie jener der Nördlichen Kalkalpen, doch nun wieder anderer Beschaffenheit, hervor, die Engadiner Serie: sie führt uns — unter dem Fluchthorn von der Valluga aus eben noch sichtbar — nach den Kalkalpen und dem Bregenzer Wald einen dritten Teilbereich, eine dritte „Provinz" des großen alten Mittelmeers vor Augen. Auch diese Provinz, bzw. ihre Schichtfolge war früher viel weiter ab gelegen und ist erst später, mit der Alpenfaltung, so nahe heran, ja unter das Silvretta-Kristallin hinein zu liegen gekommen.

Das ist nun bezeichnend für die geologische Lage des Arlbergs im großen: im Querschnitt durch den Arlberg erscheinen mit dem Bregenzer Wald, den Lechtaler Alpen und dem Engadin drei verschiedene Provinzen des gemeinsamen alpinen Ursprungsmeeres, drei ursprünglich weit voneinander getrennte Entwicklungs-, Sedimentationsbereiche, auf knapp 40 km zusammengedrängt, wobei sich zwischen Lechtaler Alpen und Engadin, gegen beide hin von großen Fugen, Verschiebungsflächen, begrenzt, noch das „Silvretta- (einschließlich Ferwall-)Kristallin" schaltet und an der nördlichen dieser zwei Fugen die Grauwackenzone bis zum Verschwinden eingeengt, nach der Tiefe hin abgedrängt worden ist. Was damit hier am Arlberg besonders auffällig in Erscheinung tritt, gilt allgemein für den Alpenbau: ursprünglich weit voneinander Getrenntes ist durch die gebirgsbildenden Bewegungen (die in der Tertiär-Periode zum Abschluß gekommen sind) eng zusammengedrängt, zum Teil aufeinander hinaufgeschoben worden.

Dem Alpenbau folgt das Alpenbild. Der Gegensatz von Kalk- und „Ur"-Gestein gibt die erste Landschaftsnote. Die Hauptfelsbildner sind geologisch bestimmt: Arlbergkalk, Hauptdolomit, Riffkalk auf der einen, die granitischen Gesteine auf der anderen Seite. Grate und Kämme folgen dem Verlauf, dem „Streichen" der Gesteine. An die große Fuge, die die beiden Seiten innerlich voneinander trennt, hält sich das Längstal Stanzer Tal — Arlberg — Klostertal.

Dieses Längstal ist ein Ausschnitt aus der viel größeren Längstalflucht, die weit von Osten, vom Semmering her, der Enns, Salzach und dem Inn entlang, kommt und auf dieser ganzen langen Strecke ein wichtigstes Landschaftselement der Ostalpen ist. Der Arlberg ist das weitaus höchste Stück dieser ganzen langen Längstalflucht, um fast 1000 m höher als die niedrigen Sättel, die weiter im Osten von einem Längstalabschnitt zum anderen verbinden: der Arlberg ist in der Taleintiefung zurückgeblieben, er führt uns noch, für eine kurze Strecke, das große alte Längstal vor Augen, wie es vor Millionen Jahren bestanden hat. Die alte Tallandschaft kommt besonders zum Ausdruck in dem weitläufigen sanften bis fast flachen Gelände, das sich beiderseits über dem Paß (1802 m) zwischen 2020 und 1850 m auf dem alten kristallinen Untergrund weithin erstreckt. Es ist am schönsten entwickelt südwestlich über dem Paß, am Fuß (2000 m) des Peischelkopfs (2415 m); mit fast scharfem Winkel setzt es hier, leicht rückfällig, flach von den steilen Nordhängen des Berges ab und verläuft über 2 km weit westwärts zur Albona-Alm (1955—1884 m). Nach Norden dachen die breiten, flachen Böden, von den OW verlaufenden, gletschergeschliffenen Schichtköpfen der Gneise gestreift bis leicht gestuft, sanft auf 1900 m ab, dann setzt unvermittelt steilerer Abfall zur Tiefe ein. Östlich des Passes zieht das sanfte Gelände von der Höhe des Gandekopfs (1911—1930 m) zum Gampli (um 2000 m, der Name bringt die Verflachung zum Ausdruck) SO unter dem Galzig (2185 m) hinaus, von wo es über das Maienplatt (1928 m, auch dieser Name ist bezeichnend) an den Maiensee (1872—1860 m) und auf die Maienköpfe (1849 m) vorführt. Östlich unter dem Galzig setzt sich das sanfte Gelände in allmählichem Anstieg in den Arlensattel (2054 m) und von da weiter gegen die „Schweintrög" (2142 m) unter der Ulmer Hütte (2285 m) fort. In dieses großzügige ältere Paßgelände ist als untergeordnetes, etwas jüngeres, vergleichsweise kurzfristiges Entwicklungsstadium mit

steilen Hängen das schmale tiefste Paßtal geschnitten, dessen flachen Scheitel der Arlbergpaß (1802 m) bildet; es fällt sanft nach NW, bzw. W und nach SO ab. Im W schließt ab 1700 m eine lange Flachstrecke an, die über Rauz (1628 m) und die Rauzalpe (1618 m) in die kleine flache Senke (um 1600 m) nördlich der Kendlköpfe (1644, 1636 m) hinausführt, bis an den Rand des unvermittelt steilen Abfalls gegen Stuben hinab, an dem die Kehren der Flexenstraße liegen. Im SO läuft das Paßtal am Kalten Eck (1693 m) an die Flanke des Ferwalltals aus, in engem, steilem Graben fließt der kleine Bach dahin ab.

Auch diese kleine tiefste Talbildung am Arlberg greift also nicht unter 1600 m ein. Das Tal von St. Anton (1287 m) hingegen ist breit und offen und schon seiner oberflächlichen, aufgeschütteten Sohle nach 300 m tiefer eingeschnitten — es hat keinen Zusammenhang mehr mit dem Tal am Arlberg, sondern stellt sich als die Fortsetzung des Ferwalltals dar, das in gleicher Richtung und entsprechender Profilkurve weit von SW kommt; bei St. Anton verbindet sich ihm, auch von der Südseite kommend, das wasserreiche Moostal. Durch die starken Zuflüsse von Süden ist das alte Längstal östlich des Arlbergs ungleich rascher und stärker eingetieft worden als am Arlberg — das Paßtal engeren Sinnes stellt nur gleichsam einen bescheidenen Ansatz dazu vor — und schließlich zur Fortsetzung des früheren Nebentals, die Paßlandschaft zu einer breiten Senke oder Lücke hoch oben an seiner linken Flanke geworden. Ähnliches ist im Klostertal geschehen, hier greift das tiefere, rascher fortgeschrittene Tal zum Flexenpaß ein. So ist das alte hochgelegene Längstalstück am Arlberg nach beiden Seiten hin abgeschnitten, isoliert worden.

Die Höhenlage (um 2000—1800 m, nimmt man das seicht eingeschnittene Paßtal hinzu, um 2000—1700 m) des sanften alten Geländes, das am Arlberg hoch über den angrenzenden Tälern erhalten geblieben ist, gleicht dabei weitgehend jener der beiden anderen Paßregionen zwischen Ill (Montafon) und Rosanna (Paznaun), am Zeinisjoch (2000—1800 m) und an der Bühler (fälschlich Bieler) Höhe (2100—1900 m, die 100 m mehr entsprechen der Lage weiter im Talinnern). Und auch die breiten Hochsenken in den benachbarten Nördlichen Kalkalpen halten sich an eine ähnliche Höhenzone, sowohl die zum Lech (Flexenpaß, 1800—1700 m, Sattel am Spullersee, 2000—1900 m, am Formarinsee, 2000—1900 m, auch das sanfte Gelände des Almajurjochs, 2241 m, randet gegen St. Anton hin bei 2000 m), als auch die vom Lech zur Iller (nach dem Rappenalpental, 2000—1700 m, nach dem Kleinen Walsertal, 2000—1900 m) und zur Bregenzer Ache (Hochkrumbach-Auenfeld, Tiefpunkte 1700 m).

Das sanfte Gelände am Arlberg wird damit zum Wahrzeichen eines in weitem Umkreis in der Scheitelregion der Täler erhalten gebliebenen hochgelegenen alten Sanft- bis Flachreliefs, bis zu dem vor Millionen Jahren, in der mittleren bis jüngeren Tertiär-Zeit, das Gebirge abgetragen worden war. Das Gebirge ragte damals noch nicht so hoch über das Vorland auf, erst später ist es bis zu seiner heutigen, relativen und absoluten, Höhe emporgerückt, wodurch die Flüsse zu entsprechendem Tiefereinschneiden veranlaßt wurden — stellenweise blieben Reste des alten Flachreliefs zurück, besonders an den Wasserscheiden, an denen sich das Wasser noch nicht zu solch stärkerem erosiven Zugriff gesammelt hatte wie in vorderen Talstücken. Dank dessen schließen hier die Reste manchmal noch von der einen Seite zur anderen zusammen. Weiter vorn in den Tälern hingegen sind nur seitliche Reste erhalten geblieben, die als Gesimse hoch am Hang entlangziehen. An der Südseite des Klostertals setzen solche Gesimse, z. B. unter der Reutlinger Hütte, das sanfte Gelände des Arlbergs nach Westen fort, an der Nordseite des Stanzer Tals zieht ein entsprechendes breites Gesimse zwischen 2060 und 1900 m hoch über St. Anton hinaus, unter dem Almajurjoch setzt es sich hoch über Steilhängen mit dem zwar schmalen, aber auffällig flachen Unterrand (2040—2000 m) der Jochmähder fort.

Über diesem Flach- bis Sanftrelief folgt im Süden nach einer Stufe steileren Anstieges ein weit ausholendes Mittelgebirgsrelief mit breiten flachgewölbten Kuppen und seichten Senken — ihm gehören der Peischelkopf (2415 m) und die Maruiköpfe (höchster

2529 m) an —, dann setzen am Fuße (2457 m) des Albonkopfs unvermittelt die schärferen, schrofigen Formen des höheren Gebirges ein. Reste dieses Mittelgebirges östlich des Arlbergs sind der Galzig (2185 m) und, im Kalkalpenbereiche, der S.A.C.-Kopf (2326 m) — es deutet eine oberste, älteste breite Einsenkung zwischen Kalk- und Zentralalpen im Zuge der jüngeren tieferen Paßlandschaften an.

Ein letztes großes Ereignis der geologischen Vergangenheit, das mit letzte Hand an das Bild der Landschaft legte, war die eiszeitliche Vergletscherung. Da lag der Arlberg zwischen Bereichen starker Gletschersammlung: dem Ferwalltal, den Hintergründen der innersten Lechtäler und der Nordseite des Kaltenbergs. Der Arlberg selbst hingegen dürfte bei seiner nur mäßigen Überhöhung der damaligen Schneegrenze ein bescheidener Eisproduzent gewesen sein. Im Hintergrunde des Alperschon-, Kaiser- und Almajurtals staute sich Lech-Eis so hoch, daß es über die Senken des Alperschon- (2301 m), Kaiser- (2306 m) und Almajurjochs (2241 m) nach Süden, ins Stanzer Tal, über das Krabachjoch (2253 m) gegen Zürs überfloß, Gletscherschliffe in den Jöchern bezeugen dies, besonders am Almajurjoch sind sie deutlich nach Süden gerichtet. Aus dem Stanzer Tal nun aber war dem Eis der Abfluß in der Talrichtung nach Osten verwehrt durch den gewaltigen Inn-Gletscher (aus dem Engadin), der zur Zeit seines Höchststandes um Landeck, zusammen mit dem Paznauner Gletscher, bis an 2400—2500 m hinanreichte. So wurde es, wenigstens großenteils, durch die breite tiefe Senke des Arlbergs nach Westen ins Klostertal abgedrängt — die Paßgegend ist in großer Breiten- und Höhenerstreckung, bis an 2400 m hinauf, ostwestwärts vom Eis überflossen worden, wie die Gletscherschlifformen am Paß und an seinen Hängen zeigen, besonders an der Südseite, wo die entlang ziehenden Gneis-Schichtköpfe bis an 2300 m hinauf deutlich vom Gletscher längsgeschliffen sind.

Bei Stuben floß aus der Gegend von Lech durch den Flexenpaß (1784 m), wie südgerichtete Gletscherschliffe hier und Lechtalmoränen erweisen, auch direkt dem Klostertaler Gletscher Lech-Eis zu. Andererseits hat, zu einer anderen Vergletscherungszeit — zur gleichen kann es nicht gewesen sein, da sich daraus eine Kreuzung der Stromlinien des Eises ergäbe — der Klostertaler Gletscher auch einmal Eis durch das Tal des Dalaaser Staffels ins oberste Lechtal (inner Zug) abgegeben, wie zentralalpiner Moränenschutt z. B. beim Tannleger zeigt.

Nach dem Rückgang der großen eiszeitlichen Vergletscherung ist es zu einem neuerlichen Gletschervorstoß („Schlern-Stadium", nach Vorkommen am Schlern in Südtirol) gekommen; im Ferwalltal drang ein Gletscher bis nahe St. Anton hinaus vor und setzte hier bei etwa 1400 m ü. d. M. seine Endmoränen ab, nachdem das Tal vorher schon bis über 1900 m hinauf gletscherfrei geworden und in ihm Bachschotter abgelagert worden waren. Die Schneegrenze dürfte damals etwa 800—900 m unter der heutigen, also gerade ungefähr in Arlberghöhe, gelegen haben.

Ein späterer Gletscherstand, das „Gschnitz-Stadium" (nach Vorkommnissen in Gschnitz, Schneegrenze 600 m unter der heutigen), bildete sich in zahlreichen, z. T. schönen End- und Ufermoränenwällen ab, die an dem sonnigen Fußgehänge der Vallugakette bis an 2200 m, bei der Ulmer Hütte (2285 m) z. B., tiefstens, unter dem Walfagehrkar (westlich der Ulmer Hütte) und aus dem Graben des Gföllbachs (westlich Kapall), bis 2000 m hinabreichen; auf dem östlichen Schafgliger (östlich unter Kapall) folgen zwischen 2250 und 2000 m mehrere solche Moränenbögen untereinander. Die Kette bot damals, vor rund 10.000 Jahren, das Bild einer stärkst vergletscherten Zentralalpenkette von heute. Im Paznaun hinten reichten zu jener Zeit Gletscher aus Kleinvermunt und dem Jamtal bis nach Galtür hinaus, die Kirche (1583 m) steht auf einem der Endmoränenwälle.

Ganz oben unter den Felsen, über 2300 m, gab es auch noch in dem letzten vorgeschichtlichen Stadium, dem „Daun-Stadium" (nach Vorkommnissen im Stubai, Schneegrenze 300 m unter der heutigen) kleine Gletscher, etwa von den Ausmaßen jener,

die heute noch an der Nordseite der Kette bestehen; sie hinterließen schöne kleine Stirnmoränenbögen bei 2300—2400 m, z. B. östlich unter dem Mattunjoch oder nördlich über der Ulmer Hütte. Der Gletscher aus dem Vermunt-Hintergrund lagerte damals an seinem Ende die Moränen auf der Bühler Höhe (2021 m) ab, die hinter sich einen natürlichen, bis zum Veltliner Hüsli (2043 m) zurückreichenden Silvrettasee stauten und ihn zum Überfließen gegen Großvermunt brachten — bis dieser Abfluß vor wenigen Jahren für das Ill-Kraftwerk gesperrt und der See künstlich wiederhergestellt wurde.

Wichtigste neuere Spezialliteratur

auf der besonders auch die Profilzeichnung S. 7 beruht

Ampferer, O.: Über den Bau der westlichen Lechtaler Alpen. Jb. Geol. R. A., 1914. — Beiträge zur Geologie des obersten Lechtales. Jb. Geol. B. A., 1930. — Beiträge zur Geologie des obersten Lechtales und des Großen Walsertales. Jb. Geol. B. A., 1931. — Zur Großtektonik von Vorarlberg. Jb. Geol. B. A. 1932 — Erläuterungen zu den geologischen Karten der Lechtaler Alpen, Wien 1932. — Ampferer, O. und Reithofer, O.: Geologische Karte der Lechtaler Alpen: Blatt Arlberg Gebiet. 1:25.000. Wien 1932. — Geologische Spezialkarte des Bundesstaates Österreich, 1:75.000. Blatt Stuben (5144). Wien 1937. — Benzinger, Th.: Zur Geologie des Quellengebietes der Bregenzer Ache. Jb. Geol. B. A., 1929. — Kraus, E.: Die Entstehung der Inntaldecke. N. Jb. Min. etc., Abh., Bd. 90. Abt. B, 1949. — Reithofer, O.: Beiträge zur Geologie der Verwallgruppe I. Jb. Geol. B. A., 1931. — Beiträge zur Geologie der Verwallgruppe II. Jb. Geol. B. A., 1935. — Richter, M.: Die deutschen Alpen und ihre Entstehung. Berlin 1937.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. R. Klebelsberg, Innsbruck, Schillerstraße 13.

Zur Meteorologie des Arlbergs

Von E. Ekhart, Salzburg

Nicht nur im alpin-geographischen und Sport-Schrifttum hat sich der Arlberg einen hervorragenden Platz gesichert, auch in der meteorologisch-klimatologischen Literatur wird er wiederholt genannt, manchmal sogar als Muster einer besonderen Erscheinung. Für einen Naturliebhaber liegt es immer nahe, nach dem Warum zu fragen, zumal wenn er sich erwarten darf, auch etwas über die witterungsmäßigen Vorbedingungen der Vorrangstellung des Arlbergs im Wintersport zu erfahren.

Zwei Abwandlungen sind in allen Klimazonen der Erde anzutreffen; sie gehen zurück auf die verschiedene Erwärmung von festem Boden und Wasser: der kontinentale Klimatyp, gekennzeichnet durch schroffe Temperaturgegensätze der extremen Jahreszeiten, der maritime mit ausgeglichenerem jährlichen Wärmegang. Anders als in Nordamerika, das im Westen durch die Mauer des Felsengebirges abgeschirmt ist gegen die in unseren Breiten vorherrschende westliche Luftströmung findet diese in Europa offenen Zugang ins Landinnere. Die Folge davon ist, daß hier der Einflußbereich des kontinentalen Klimas nach Osten zurückgedrängt, der des maritimen aber landeinwärts vorgetragen wird. Der Übergang zwischen beiden Klimabereichen vollzieht sich in Mitteleuropa, wo sich eine Art „Mischklima" ausbildet.

Da die Alpen in ihrem west-östlich verlaufenden Teil kein eigentliches Hindernis für die gleichgerichteten Winde darstellen, kommt ihnen auch nicht die klimascheidende Rolle zu wie den Rocky Mountains. Wohl aber können sich dort, wo innerhalb der Alpen Querriegel vorhanden sind, örtliche Verschärfungen des Klimaüberganges einstellen. Eine solche, und zwar recht ausgeprägte sekundäre Klimascheide ist aber der Arlberg. Als Wasserscheide zwischen Rhein und Inn trennt er die große tirolische Längstalfurche des Inns und seiner natürlichen Fortsetzung, des Stanzer Tales, vom „Ländle", das, großzügig gesehen, sich trichterförmig gegen das Bodenseebecken auftut. Hier finden die Westwinde, sei es auch nach mehrfacher Umlenkung, freien Zugang ins Alpeninnere, u. a. auch durch das Klostertal gegen das Arlberggebiet. Die Ostwinde aus dem im Sommer heißen, im Winter sehr kalten Binneneuropa wieder gelangen leichter durch die nach Nordosten sich öffnende Kufsteiner Pforte zunächst ins Inn-, dann ins Stanzer Tal, bis ihrem weiteren Vordringen nach Westen der Arlberg eine Schranke setzt.

Muß man, um die von West nach Ost zunehmende *Kontinentalität* des Klimacharakters Mitteleuropas zahlenmäßig nachweisen zu können, Orte miteinander vergleichen, die bei ungefähr gleicher Breitenlage sich um etliche Längengrade unterscheiden, so genügt beim Arlberg schon die Gegenüberstellung der nur durch den 10 km langen Tunnel voneinander getrennten Stationen St. Anton und Langen, um annähernd dieselbe Wirkung zu erzielen. Die Jahresschwankung der Temperatur, d. i. der Unterschied zwischen dem Mittel des wärmsten und jenem des kältesten Monates (Juli bzw. Jänner), als Gradmesser der Kontinentalität des Klimas genommen, weicht zwischen beiden Orten um 2½° C ab (Langen 16,3, St. Anton 18,8°). Ungefähr der gleiche Unterschied besteht im Flachlande erst zwischen dem äußersten Westen und dem äußersten Osten des Bundesgebietes (Bregenz 18,9, Eisenstadt 21,5°), mithin erst auf eine Entfernung von fast 7 Längengraden. Selbst wenn berücksichtigt wird, daß ein Teil obiger Wirkung auf Rechnung der besseren Durchlüftung des nach Westen offenen und verhältnismäßig steil abfallenden Klostertales gegenüber dem in seinem oberen Teil flacheren und abgeschlossenen Stanzer Tale geht, bleibt die Tatsache bestehen, daß die ganze Westseite des Arlbergs maritimeres, die Ostseite kontinentaleres Klimagepräge hat.

Das ist aber nur eine Komponente des Klimas. In womöglich noch schärferer Weise kontrastieren die beiden Abhänge des Arlbergs hinsichtlich der Niederschlagsverteilung. Im allgemeinen ist man gewohnt, ein Anwachsen der mittleren Niederschlagsmenge mit der Seehöhe zu beobachten. Diese im großen auch eingehaltene Regel erfährt aber innerhalb eines Gebirges dort eine Ausnahme, wo infolge erschwerter Zugänglichkeit für die regenbringenden Winde der sonst dominierende Höheneinfluß zurückgedrängt oder gar unterdrückt und ins Gegenteil verkehrt ist. Die Verhältnisse, die diesbezüglich zu beiden Seiten des Arlbergs herrschen, lassen sich am besten an Hand eines Längsschnittes durch die zum Arlberg führenden Haupt- und Seitentäler überblicken, was folgende Zusammenstellung ermöglicht (neben den Stationsnamen in Klammer die Seehöhe in m):

Westlich Arlberg	Jährl. Niederschl. in mm	Östlich Arlberg	Jährl. Niederschl. in mm
Lindau (403)	1099	Rosenheim (446)	1065
Bregenz (412)	1517	Niederaudorf (485)	1332
Feldkirch (459)	1139	Kirchbichl (490)	1104
Bludenz (590)	1255	Schwaz (535)	1020
Dalaas (933)	1600	Innsbruck (578)	908
Klösterle (1062)	1650	Landeck (813)	702
Langen (1217)	1876	St. Anton (1306)	1220
Stuben (1409)	1980		

Von ungefähr gleichen Werten im Flachlande (Lindau, Rosenheim) ausgehend, verstärkt sich zunächst der Niederschlag mit Annäherung an das Gebirge. Infolge Staus und Düsenwirkung an den Eintrittsstellen ins Gebirge (Bregenz, Niederaudorf) werden hier, an den sogenannten „Regenschwellen" relative Höchstwerte des Niederschlags erreicht. Die daran anschließende Verringerung des Niederschlags wird auf der westlichen Seite bereits beim Übergang vom Rhein- ins Illtal von einer Zunahme abgelöst, die auch im Alfenztal bis hinauf zur Paßhöhe anhält und im Mittel 99 mm je 100 m Höhenanstieg ausmacht. Im Inntal dagegen ist durchwegs eine Niederschlagsabnahme von Kufstein bis Landeck trotz Anstiegs der Talsohle um gut 300 m festzustellen (um durchschnittlich —192 mm/100 m). Erst im Stanzer Tal beginnt die reguläre Zunahme der Regenmenge talaufwärts (durchschnittlich 105 mm/100 m). Auf diese Weise erhalten die Talgebiete im Westen des Arlbergs bis doppelt soviel Niederschlag als gleich hoch gelegene Orte auf der Ostseite. Und selbst St. Anton, schon dicht unter der Paßhöhe, bleibt um gut ein Drittel noch im Rückstand gegenüber einem Ort gleicher Höhenlage auf der vorarlbergischen Seite des Arlbergs.

Der Westen des Arlbergs empfängt aber nicht nur mehr, sondern auch häufiger Niederschlag als der Osten. In Feldkirch verzeichnen in einem Normaljahr 46% aller Tage Niederschlag, in Landeck dagegen nur 37%; Langen hat eine Niederschlagswahrscheinlichkeit von 45%, St. Anton eine solche von 42%.

Das alles erklärt sich einfach aus der Herkunft der Niederschläge, die den Nordalpen hauptsächlich die West- und Nordwestwinde bringen. Diese kommen aber nach Vorarlberg verhältnismäßig ungehindert herein und scheiden erst auf ihrem Weiterweg über das ansteigende Gelände die mitgeführte Feuchtigkeit als Niederschlag aus. In das Innere Nordtirols dagegen gelangt die Luft erst nach Übersteigen mehrerer Ketten und daher schon ziemlich ausgeregnet.

Wenn der Alpinist an den Arlberg denkt, so ersteht vor seinem geistigen Blick unmittelbar die lockende Pracht einer riesigen Schneemulde, als die sich die Paßhöhe etwa von den Hängen der Valluga aus darbietet; oder er erinnert sich des idyllisch in tiefes Weiß gebetteten, von dicken Schneepolstern zugedeckten Örtchens Stuben. Immer ist es das Bild des winterlichen Arlbergs, das ihm bei Nennung des Namens vorschwebt. Dem

Zauber der Vorstellung, die er erweckt, mag die nüchterne Welt der Beobachtungen und Zahlen eine reale Basis geben.

Der meteorologische Winter umfaßt die drei Monate Dezember, Jänner und Februar. Der allgemeinen Vorstellung vom „Schneewinter" entspricht es aber zweifellos besser, wenn seine Zeitgrenzen mit dem endgültigen Einschneien und Apern identifiziert werden. Ganz willkürfrei sind diese Daten freilich nicht zu bestimmen, da ja in den Übergangszeiten zum und vom Winter, in den tieferen Lagen auch mitten in demselben Perioden mit aperem und schneebedecktem Boden wechseln. Verhältnismäßig noch am einfachsten läßt sich das Datum der ersten und der letzten Schneedecke überhaupt angeben, sofern es sich nicht um große Höhen handelt, wo diese Grenzen den Sinn verlieren, indem dort zu allen Zeiten des Jahres eine Schneedecke auftreten kann. Die Zeit zwischen diesen beiden Terminen heißt „Schneedeckenzeit".

Bereits am 1. Oktober pflegt sich in einem Durchschnittsjahr auf der Paßhöhe des Arlbergs die erste Schneedecke zu bilden; die letzte verschwindet im Mittel erst an der Schwelle zum Sommer, am 10. Juni. Schneien kann es in dieser Höhe gelegentlich auch im Hochsommer, so daß die Redewendung von „dreiviertel Jahr Winter und ein viertel Jahr Schnee" für den Arlberg keine Übertreibung bedeutet. Von 253 Tagen (nahezu 8½ Monate) in 1800 m schrumpft die Schneedeckenzeit dann gegen die Niederung stetig zusammen; nicht gleichmäßig, doch kann die Faustregel gelten: um 11 Tage auf je 100 m Höhenunterschied, so daß am Gestade des Bodensees die Zeit, innerhalb welcher Schnee liegen bleiben kann, nur mehr weniger als ein Drittel des Jahres (1. Dezember bis 15. März) umfaßt. Bis zum endgültigen Einschneien, der Bildung einer beständigeren Schneedecke dauert es vom Auftreten der ersten an in der Regel noch etwa 40 Tage. Verglichen mit den übrigen Teilen der Ostalpen ist der Winter auf der Westseite des Arlbergs oberhalb 900 m um 1—1½ Monate zu lang. In St. Anton auf der Ostseite ist er dagegen im Verhältnis eher etwas (zirka 10 Tage) zu kurz. Schmilzt in Höhen über 1500 m im Frühjahr die winterliche Hauptschneedecke erst einmal weg, so kommt es hier in der Regel kaum noch einmal zur Bildung einer neuen Schneedecke. Dagegen können unten im Tale nach Abschluß der Hauptperiode der Schneebedeckung noch Wochen (in 600—800 m etwa 9) vergehen, bis es endgültig Schluß ist mit den „weißen" Tagen.

Zur Zeit der ersten und letzten Schneefälle ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Schnee liegen bleibt, noch recht klein; gleichwohl kann die Schneehöhe für kurze Zeit schon erheblich sein. Je mehr die Kälte gegen die Mitte des Winters zunimmt, desto wahrscheinlicher wird es, daß sich auch geringe Schneemengen halten. Unterhalb etwa 1100 m besteht aber auch im Arlberggebiet in keinem Monat hundertprozentige Gewähr für eine Schneelage, gleichgültig welcher Mächtigkeit. Schon in Langen aber liegt von Mitte Dezember bis Anfang April mit Sicherheit ununterbrochen Schnee.

Aus der Definition der Schneedeckenzeit wird klar, daß ihre Länge wohl etwas aussagt über die Zeit, in der es erfahrungsgemäß zur Bildung einer Winterlandschaft kommen kann, nichts jedoch darüber, wie oft sich solches auch tatsächlich ereignet. Dies liefert erst die Auszählung aller Tage mit Schneedecke aus jahrelangen Aufzeichnungen. Hier hat sich nun ergeben, daß beide Seiten des Arlbergs im Vergleich zu anderen ostalpinen Orten gleicher Höhenlage eine ausnehmend lange Schneedecken-„Andauer" haben: St. Anton hat 7, Langen 39 Tage mehr Schneedecke als es die Norm verlangt.

Es leuchtet wohl unmittelbar ein, daß zwischen Schneedeckenandauer und Schneedeckenzeit eine derartige Beziehung bestehen muß, daß sie zahlenmäßig um so mehr voneinander abweichen, je häufiger der Wechsel zwischen schneebedecktem und aperem Boden im Winter ist (Niederung!). Umgekehrt müssen sich mit zunehmender Seehöhe beide Werte mehr und mehr einander annähern, denn die Erhaltungstendenz der Schneedecke nimmt ja mit der Höhenlage eines Ortes zu. In der Rheinebene (Feldkirch, Bregenz) liegt nur an etwas mehr als der Hälfte der Tage zwischen dem Auftreten der ersten und letzten Schneedecke auch tatsächlich Schnee, in Landeck aber während dreiviertel dieser Periode; in St. Anton schon an 93, in Langen an 88% aller „möglichen" Tage. Diese Zahlen zeigen,

Bei der Ulmer Hütte (rechts). Blick über den Arlbergpaß auf das Westverwall: Peischel-, Knödel-, Maroi- und Albonaköpfe; dahinter (Mitte) der Kalte Berg (2896 m)

Aufn.: E. Schneider, Lech, 1955

Das Schigebiet von Lech-Oberlech gegen Westen: links Kriegerhorn, dahinter von links nach rechts Braunarlgruppe (2648 m), Zuger Hochlicht, Mohnenfluh (2544 m) und Juppenspitze

Aufn.: E. Schneider, Lech, 1955

TAFEL I

Vor der Ulmer Hütte gegen Süden (Verwall). Scheibler und Kuchenspitze (links), Patteriol (rechts). Aufn.: E. Schneider, Lech, 1955
Dazwischen Durchblick durchs Fasultal (Schafbichljoch) in die Silvretta

Aufn.: E. Schneider, Lech, 1955

TAFEL II

Das Schigebiet von Zürs. Ausblick von der Hasenfluh auf Flexenpaß und Flexenstraße (rechts), auf Trittkopf (2719 m) und Valluga (2818 m), links. Rechts im Hintergrunde Verwallgruppe

daß es keineswegs überall nur auf die Menge des anfallenden Schnees ankommt, ob sich auch eine Schneedecke bildet bzw. entsprechend lange hält; sonst müßte ja der schneereiche Westen des Arlbergs auch höhere Schneesicherheit haben als der schneeärmere Osten. Hier spielen eben noch andere Faktoren mit, voran die strengere Winterkälte der Arlberg-Ostseite, die schneekonservierend wirkt.

Der Höhepunkt des Schneewinters, was Menge und Häufigkeit des liegenbleibenden Schnees betrifft, fällt in der Niederung 2—3 Wochen nach dem Kältemaximum (Mitte Jänner). Mit der Höhe verschiebt sich die Zeit der größten Mächtigkeit der Schneedecke immer mehr gegen das Frühjahr hinaus; in 1000 m tritt sie normalerweise um die Wende vom Februar zum März ein, in Hochlagen über 2500 m gar erst im April. Und in den Regionen ewigen Schnees gäbe es überhaupt keine Kulmination der Schneehöhe, wenn nicht die Verfrachtung und das Abwärtsfließen der Gletscher für einen Ausgleich sorgten.

Welche Schneehöhen darf man nun eigentlich in den einzelnen Phasen des Winters am Arlberg erwarten?

Bliebe aller im Laufe eines Jahres anfallende Schnee unverändert liegen, würde davon nichts wegtauen, nichts verdunsten, nichts verfirnen und — die unmöglichste Vorstellung — nichts zusammensinken, so läge St. Anton unter einer 3½ m, Langen aber gar unter einer fast 9 m tiefen Schneedecke begraben. Ein eindrucksvolles Beispiel für die ungeheuren Schneemengen, die der Arlberg von den niederschlagsbringenden Winden aus Westen auffängt! Das wäre wohl selbst dem leidenschaftlichsten Schifahrer des Guten zuviel, ganz zu schweigen von den armen Bewohnern, den Bahn- und Straßenverkehrsdiensten usw. Glücklicherweise schalten sich zwischen die Neuschneefälle immer wieder Perioden trockener, mitunter auch milderer Witterung, die dem Schnee zusetzen, ihn sich setzen lassen und damit seine Höhe auf ein erträgliches Maß zurückführen.

Der Aufbau der winterlichen Schneelage vollzieht sich mithin in mehreren Etappen. Deren wichtigste, beurteilt nach den vereinigten Beobachtungen von Langen, Zürs, St. Christoph und St. Anton, also für Höhenlagen zwischen 1200 und 1800 m, sind etwa folgende: Der erste kräftigere Wintervorstoß in der ersten Oktoberhälfte führt zu Schneehöhen zwischen 12 (St. Anton) und 40 cm (St. Christoph). Bis in die dritte Monatsdekade erfolgt ein Rückgang auf 6 bzw. 35 cm. Hierauf folgt ein zwar nicht gleichmäßiges, jedoch stetiges und vor allem Ende November/Anfang Dezember und noch einmal um die Jahreswende beschleunigtes Anwachsen der Schneehöhe auf winterliche Höchstwerte. Sie werden erreicht am frühesten, nämlich Ende Februar in St. Anton mit durchschnittlich 70 cm, in Langen Anfang März mit 140 cm, etwas später in St. Christoph mit rund 230 cm und schließlich Anfang April in Zürs mit 200 cm. Das sind, wie gesagt, Mittelwerte, gebildet aus den Pegelmessungen mehrerer Winter. Mindestens einmal in jedem Winter aber kann in St. Anton 1 m Schnee liegen, in Langen nahe das Doppelte, in St. Christoph und Zürs aber 2½—2¾ m. Gelegentlich wurden in Langen schon 3 m, auf der Paßhöhe 4½ m gemessen — wohlgemerkt auf neutralen Flächen, die weder zu stark besonnt, noch beschattet, noch verweht werden.

Auch der Abbau der winterlichen Schneedecke geschieht nicht auf einmal. Und das ist von der Natur sehr weise eingerichtet. Wenn würden etwa die in Langen im April der Auflösung harrenden 80 cm Schnee mit einem Wasserwert von rund 270 mm (oder Liter pro m²) binnen einer Woche abfließen, so wäre eine Überschwemmung unausbleiblich. So schieben sich aber immer wieder winterliche Rückschläge ein, die den frühjahrlichen Schmelzvorgang bremsen. Mit Vorliebe fallen solche Zwischenzeiten zu Beginn der dritten März- oder in die erste Aprildekade.

Wer an einem schönen Nachmittag die Paßstraße von St. Anton hinaufwandert, kann häufig, selbst bei sonst wolkenlosem Himmel, dicht über der Paßhöhe eine auffällige Wolkenschlange von Westen herüber ziehen sehen, die sich in einiger Entfernung vom Paß auflöst. Wer aber des Morgens auf der anderen Seite der Wasserscheide, bei Stuben zum Arlberg emporsteigt, der hat namentlich bei klarem Wetter Mühe, gegen den heftigen

Gegenwind anzukämpfen, der kalt und stoßweise von der Paßhöhe herunterweht. Oft sieht er dann auch von der Arlberghöhe eine niedrige Wolke herunterhängen, die, aus der Nähe gesehen, ihm entgegen, talab zu fließen scheint, jedoch, noch ehe sie ihn erreicht, sich verflüchtigt. Am Arlbergtunnel schließlich bemerkt man, daß der Luftzug durch ihn hindurch einen auffallenden Wechsel im Laufe des Tages erfährt, untertags in der Regel nach der Tiroler Seite, nachts nach der Vorarlberger geht. Als die Arlbergbahn noch dampfbetrieben war, bekamen infolgedessen in gerechtem, tagesrhythmischem Ausgleich einmal die St. Antoner, einmal die Langener die aus dem Tunnel kriechenden Rauchschwaden zu kosten.

Alle diese Beobachtungen sind Ausdruck einer weiteren meteorologischen Eigentümlichkeit des Arlberggebietes. Wohl haben, wie bereits mehrfach erwähnt, die aus Westen kommenden Winde unserer Zonen auch im Bereich des Arlbergs die Oberhand und verursachen dort die genannten Klimaerscheinungen und -unterschiede zwischen West und Ost. Das gilt aber nur für die Luftschichten oberhalb einer einige hundert Meter mächtigen bodennahen Zone. Innerhalb dieser besteht ein vom oberen Windsystem weitgehend unabhängiges Lokalwindregime.

Jeder Talbewohner der Alpen kennt die Regelmäßigkeit, mit der sich Tag für Tag, ausgenommen ausgesprochenes Schlechtwetter, ein Windwechsel vollzieht, derart, daß während der Nacht bis in die Vormittagstunden der Wind längs der Talsohle flußabwärts, den Rest des Tages in der Gegenrichtung, taleinwärts weht. Es ist das System der Talwinde, einer Spezies der tagesperiodischen Gebirgswinde, über die die Fachliteratur, nicht zuletzt dank der systematischen Forschungsarbeiten der „Innsbrucker Meteorologenschule", gründlich Bescheid weiß.

Führen nun zwei Täler aus entgegengesetzten Richtungen zu einer Wasserscheide empor, wie das Klostertal und das Stanzer Tal, die aus West bzw. Ost kommend sich auf der Arlberghöhe treffen, so hat naturgemäß jedes von ihnen sein eigenes Talwindregime von grundsätzlich gleichem Charakter. In beiden Tälern weht nämlich der Wind tagsüber mit Vorliebe talauf, nachts talab. In Bezug auf die Richtungen der Windrose sind natürlich die in beiden Tälern gleichzeitig herrschenden Winde von entgegengesetzter Richtung, während das eine Tal Westwind hat, hat das andere Ostwind und umgekehrt. Es müßten also bei Tag die aufsteigenden Talwinde beider Täler auf der Paßhöhe zusammentreffen, in der Nacht hingegen von hier nach beiden Seiten absteigen. So wäre es zumindest zu erwarten, wenn beidseits des Passes streng symmetrische Verhältnisse bestünden, beide Täler gleiches Gefälle, gleiche Breite, gleiche Tiefe, gleiche Bewachsung usw. hätten. Das ist in der Natur aber nirgends der Fall, kann es gar nicht sein schon wegen der verschiedenen Orientierung und Exposition zweier solcher Täler.

Auch in unserem Falle ist, abgesehen davon, daß das eine Tal nach Westen, das andere nach Osten entwässert, ersteres (Klostertal) viel steiler und enger als jenes (Stanzer Tal); auch kulminieren die beide Täler begleitenden Höhenzüge nicht genau in Höhe des Passes, sondern ein Stück jenseits desselben, auf Tiroler Seite. Im Endeffekt ergibt dies, daß auch die Abgrenzung der beidseitigen Talwindsysteme gegeneinander nicht mit der Wasserscheide zusammenfällt, sondern auf Tiroler Boden, irgendwo zwischen St. Christoph und Landeck liegt, je nach den Wetterbedingungen einmal näher, einmal weiter vom Paß. Anders ausgedrückt: Der Talwind des Klostertales greift sowohl mit seiner Tagkomponente als Westwind, als auch mit seiner Nachtkomponente als Ostwind über den Arlberg hinweg in das Stanzer Tal über, dessen eigenbürtigem Talwindsystem auf diese Weise ein Stück seines Lebensraumes genommen wird. Sind die Wetterverhältnisse günstig, die Luftfeuchtigkeit hoch genug, daß sie sich beim Überströmen des Passes zu Wolken zu verdichten vermag, so erlebt man das oben erwähnte Schauspiel einer Art „Föhnmauer" kleinen Stils auf der Arlberghöhe, das einem die eigenartigen Strömungsvorgänge in Paßnähe unmittelbar sichtbar macht.

Die nicht selten bis Sturmstärke sich steigernde Heftigkeit des nächtlichen und morgenlichen Fallwindes auf der Vorarlberger Seite bedarf noch einer näheren Erklärung.

Dieser lokal als „Heiter" bezeichnete Wind — wobei dem Namen eher prognostische, denn diagnostische Bedeutung zukommt — hat namentlich den Bewohnern Stubens schon viel Kopfzerbrechen verursacht und den Plan erstehen lassen, durch Errichtung eines Bannwaldes quer zum Tal oberhalb der Alpe Rauz ihm die schlimmste Gewalt zu brechen. Der Gedanke ist durchaus nicht abwegig und zeugt einmal mehr von der guten Beobachtungsgabe der naturverbundenen Bergbevölkerung. Denn tatsächlich handelt es sich bei der ungewöhnlichen Stärke des Stubener Talabwindes um eine ganz seichte Angelegenheit. Hervorgerufen ist sie offenbar durch das Über- bzw. Ausfließen des während der Nacht gebildeten Kaltluftsees der Arlberghöhe. Als „Schwerewind" folgt dieser Kaltluftabfluß der stark geneigten Talsohle des Alfenzbaches und erreicht dabei nach den Gesetzen eines eine schiefe Ebene herabbewegten Körpers entsprechende Geschwindigkeit.

Noch manche fesselnde Einzelheit ließe sich über Wetter und Klima des Arlbergs sagen. Aber das überschritte den Rahmen eines in erster Linie für Bergsteiger gedachten Aufsatzes, der mit einer Auswahl meteorologischer Kostproben gleicherweise Verständnis und Sinn für Naturbeobachtungen auf Berg- und Schifahrten wecken will.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Doz. Dr. Erwin Ekhart, Salzburg, Römergasse 45

Siedlung und Namen am Tannberg, im Valluga- und Krabachgebiet

Von Karl Finsterwalder, Innsbruck

1. Der Tannberg zwischen Bregenzer Wald und Arlberg

Über Pässe hinweg, vom einen Tal in den Hintergrund des Nachbartales vorstoßend, wie sie vom Wallis ins Pommat und ins oberste Aostatal übergriffen — so haben die Walser auch in Vorarlberg ihre neuen Siedlungsräume geschaffen. Beim Tannberg haben sie sich in eine von Dauersiedlungen völlig entblößte Wildnis hineingesetzt, in der vor ihnen nur in weitem Abstand ein paar Landmarken für jene weiten Ödlandsgebiete bestanden, die die großen Herrschaften weit draußen im Alpenvorland und im rätischen Chur als ungefähre Grenze ihrer Forste und Wildbanngebiete in den Alpen abgesteckt hatten. Sie haben diese Grenze von der Landkarte, wenn man so sagen darf, weggewischt, indem sie, rechts und links von ihr vorstoßend, ihre hochgelegenen Höfe anlegten und so im 14. Jahrhundert den Siedlungskern des Tannbergs als neue politische Einheit bildeten, die das Quellgebiet der Bregenzer Ache mit dem Oberlauf des Lechs in einem Dreieck Schröcken—Warth—Lech zusammenschloß. Sie entstand gerade zwischen den beiden großen Talschaften der Walser, dem Großen und dem Kleinen Walsertal. Mit diesen Walsersiedlungen schiebt sich ein Keil jenes alemannischen Volkstums, das von den Germanisten als „Höchstalemannisch" bezeichnet wird, vom Walgau bei Bludenz bis zu den Quellen der Iller vor, legt sich zwischen das wesentlich verschiedene Alemannisch des Vorarlbergers, das Bairische des tirolischen Lechtalers, das Schwäbisch des Allgäuers.

2. Raumbildung vor den Walsern

Vorher liefen die Herrschaftsgrenzen mitten durch das Gebiet des späteren Tannbergs. Die Westgrenze eines großen Wildbanngebietes, das der Sachsenkaiser Heinrich IV. im Jahre 1059 dem Bischof von Augsburg verliehen hatte, lief von Spöting bei Landsberg durch das Allgäu, iller-aufwärts bis zur Mündung der Breitach (unterhalb Oberstdorf), von dort, breitach-aufwärts „bis zu dem Gemeinengumbet genannten Gipfel[1]", von da „ad Widerostein" (Widderstein), von da „super Eunoschin" („oberhalb Eunoschin", d. i. das auf unserer Karte verzeichnete „Önschen", westlich davon der bei Anich [1776] genannte Önstenberg), dann „ad Durechelenstain" („Dürchelstein", s. unten), von da „geradewegs zum Geizpah" (Ursprung der „Geißbäche" am Auenfeldsattel) und von der Mündung des „Geizpah" ging diese Grenze, nunmehr Ostgrenze, im Lech bis Spöting zurück. Das sind Marksteine unseres Gebietes, die in die vorwalserische Zeit zurückreichen.

Der beherrschende Widderstein war einer der wenigen Berge, die man nicht nach einer — für uns — unbedeutenden Flur an seinem Fuße benannte, sondern den man schon im frühen Mittelalter als Bergpersönlichkeit empfand. Hat die Phantasie einer Zeit, in der auch das Leblose in Mythen geheimnisvolles Leben gewann, in den mächtigen, von unten gesehen, in zwei Spitzen sich gabelnden Felsklotz das zweigehörnte Haupt eines Widders hineingedacht oder ist es wirklich nur ein „Stein der Widder", wie die alte Urkundenform besagt?

[1] Nach Sander (s. unten) S. 70 ist damit die Gegend der späteren Alpe Warmatsgund und der Warmatsgundkopf, auch Kanzelwand genannt, gemeint. Nach Zösmair, S. 7, der Zwerchenguntberg auf der Karte Provincia Arlbergica von Blasius Hueber 1783, das wäre die jetzige Zwerenalpe nahebei im Kl. Walsertal.

Zu Önschen: schon die Alpenvereinskarte von 1927 verzeichnet den allein zur Grenze von 1059 passenden Punkt. Es kann nicht der weit im Westen liegende Öntenberg östl. Hopfreben sein (gesprochen „Üntscheberg"), wenn dessen Name auch mit unserem Önschen zusammenhängt[1]; viel eher lief die Grenze vom Widderstein nur zu unserer Alpe Önschen über Hochkrumbach und über „Durechlenstein" zum Geißbach. Durechlenstein („Dürchelstein") eigentlich „durchlöcherter Stein", so lautet ein im Mittelalter häufiger Name von auffallenden natürlichen Grenzpunkten (einer auch in der Pustertaler Grafschaftsgrenze von 1024 bei Mühlbach). Für diesen verschwundenen Namen kommt, wenn man einen nur halbwegs gleichmäßigen Abstand der Grenzmarken annimmt, wohl nur der noch heute bei den Anwohnern weithin bekannte auffällig gespaltene „Spitzige Stein" über der Krumbachalpe, den jene Karte zum erstenmal verzeichnet, in Betracht[2]. Östlich dieses Wildbannes begann damals das Herzogtum Bayern, als dessen Erbe im Gebirge allmählich der Graf von Tirol emporstieg.

In jene Vorzeit eines menschenleeren Lechtals im Hochmittelalter, da nur streifende Jäger „in Lech" Halt machten, am Lagerfeuer sich ein Mahl bereiteten und sich dort auch ohne schirmendes Obdach zur Nachtruhe ausstreckten, läßt die Aufdeckung einer Feuerstelle mit Knochenresten von Wild unter einer tiefen Humusschicht beim Bau eines Hauses im Weiler Tannberg einen Einblick tun. Nicht die Spur einer Behausung, nur Anzeichen einer Jägermahlzeit und eines flüchtig bezogenen Nachtlagers haben diese vorwalserischen Spuren von Menschen überliefert.

Außerhalb dieses Ödlands lagen, bevor die Walser rodeten, die grünen Inseln einiger Almsiedlungen. Auch sie gehörten weit ins Alpenvorland hinaus, nämlich dem Kloster Weingarten, dem Hauskloster der Welfen, das einen großen Hof im „Alpgäu" bewirtschaftete, das heutige Immenstadt. Von diesem Hof Immenstadt fuhr man ums Jahr 1200 alljährlich auf die Almen Gaispuohil (Geißbühel bei Oberlech), östlich des Lechs nach Crapah (Krabachtal b. Steeg), Ober-, Niderpopah (Bockbachtal und -alm ebendort), Westerpopah[3] und auf die Alpe „Hovakr".

Die Alpe Hovakir mit dem Weiler Gehren bei Warth zusammenzubringen (Ldb. 541), ist man nicht berechtigt. Der Name bedeutet einfach „Hofacker" — so lautet ein häufiger Allgäuer Flurname (ein „Hofacker" auch in Elmen Kübler, Jll. Nr. 439). Es wird eher eine Ortslage bei Steeg so geheißen haben.

An die Zugehörigkeit zu dieser schwäbischen Grundherrschaft, ja vielleicht noch zum Herzogtum Schwaben, das mit dem „Alpgau" hier herein reicht, erinnern heute noch Alm- und Flurnamen. Zwar verleiht schon 1382 (1386) das Kloster Weingarten „das guet Wester" (Alpe Wöster) an Bregenzer Bürger als „Waldlehen", 1491 wird dieses zwischen Tirolern und Bregenzern geteilt[4], um 1577 von der Gemeinde Dornbirn erworben, die es heute noch besitzt und 1667 werden vom Kloster Weingarten „unter dem Grad des Westerbergs" (Mittagsspitzkamm) „Schwabwangen" (jetzt Schwabwanne)", „Kaltlain" (ungefähr = „Kaltewang" bei der Wöstertäli-Alpe) und Oxengimpl (jetzt Ochsengümple) verkauft — aber noch heute erinnern die „Schwabwanne" und die heutigen Almnamen Kuhschwab und Rinderschwab (bedeutet „Melkalpe Schwab" und „Galtalpe Schwab") an den schwäbischen Weingartner Besitz. — Wohl auf die Grenze des Herzogtums Schwaben wird der Swabbrunn (1422), auch Schwabensbrunn, Swabelsbrunn genannt (1471) bei Zürs zurückweisen[5]. Hier war die Grenze zwischen dem schwäbischen Herzogtum und Churrätien, das vom Rhein durchs Klostertal herein reichte (woraus sich hier später das Gericht Sonnenberg bildete) — wenn man bei einem Ödland von Grenzen sprechen darf. Als Grenze wurde zwar 1059 (s. o.) der

[1] Ein ähnlich weiträumiger Name wie dieses „Önschen, Üntsche" ist „Urkund, Unkund" zwischen Pitztal und Ötztal gewesen, s. Verfasser im „Jahrbuch" 1951, S. 32; Spullers auf unserer Karte hat eine Ausdehnung von 10 km!

[2] Nicht das Dörrenjöchl (Derra J.) nördlich Schröcken, das paßt weder geographisch, noch sprachlich hieher. — Die Dürchelsteine, die als Marken der alten Grenzbezeichnungen verwendet wurden, sind niemals hohe Felsgipfel, sondern im Siedlungsbereich stehende kleinere, aber auffallende Felsgebilde gewesen. — Vgl. bei Verf. FN S. 157 unter Piffrader, d. i. Pera forada. Ähnlich Prea forà am Pasubio, Sas Forad im Münstertal, alles = „Dürchelstein"!

Die Grenze springt zum Spitzigen Stein etwas nach Osten aus, um die seit romanischer Zeit genutzte Alpe Salober — kein Ödland! — aus dem Ödlandsgebiet auszuschließen.

[3] Wöster-Alp und Wöstertäli bei Lech. Die Stelle bei O. Stolz, Ldb. S. 541, mit Literaturangabe.

[4] Ldb. S. 542, 836, Sander (s. u.) S. 113f.

[5] Der Schwabbrunn fließt nach Bl. Huebers Karte der Provincia Arlbergica 1783 wie noch jetzt südlich Lech, s. Karte.

Geißbach genannt. Zwischen ihm und dem Swabbrunnen lag aber — für diese Grenzbeschreibung als eine terra incognita — der Waldgürtel um Lech, den erst die Rodung der Walser durchstoßen sollte. Dem Zustand einer terra incognita entsprechend kommt im ganzen Gebiet von Lech und Zug kein einziger romanischer Name vor, dagegen vom Klostertal her bis zur Grenze Churrätiens am „Swabbrunnen" sind sie sogar ziemlich dicht gesät — Flexen, Zürs, Pazüel, Monzabon — ein Zeichen für das vordeutsche Alter dieser Almsiedlung. Lechaufwärts, im Zuger Tal, bezeichnet der Markbach die Grenze der beiden alten Großräume. Auch hier reicht bis gegenüber dem Markbach („Grenzbach") ein vordeutscher Name, der vorrömische Name Spullers aus dem seit alters genutzten Klostertaler Almgebiet am Spullersee bis zur Grenze dieses Oblandes heran (s. Karte).

3. Die Walsersiedlung am Tannberg

Die Entstehung von Lech ist nicht ums Jahr 1400 anzunehmen, wie die Inschrift eines Freskos am dortigen Gemeindehaus besagt, dieser Zeitpunkt ist gut 100 Jahre zu spät angesetzt!

Der Tannberg, in der Geschichte fast immer mit dem Kleinen Walsertal (Mittelberg) zusammen genannt, bildete (bis zur Trennung 1526) mit Mittelberg ein einziges Gericht, gehörte zur gleichen Urpfarre ins Allgäu hinaus (Fischen)[1], bildete also mit Mittelberg eine Siedlungseinheit. Für Mittelberg ist aber schon im Jahre 1302 die Erbauung einer Kapelle bezeugt[2] — dieser Zeitpunkt paßt genau zu unserem Wissen von der großen Welle der Walsersiedlung um 1280, 1290[3]. Die älteste Urkunde über den Tannberg stammt von 1351. Als nämlich die ersten Grundherren dieses neu gerodeten Gebiets, die Herren von Rötenberg (s. Rettenberg im Allgäu) 1350 ausstarben, verkaufen ihre Erben 1351 „aelliu diu reht in Taeninberg an luten und an guoten"[4] an die Herren von Haimenhofen (Btr. 1, 113). Zwischen Tannberg, Schröcken und Mittelberg ging man über den oft genannten Gemstelpaß (auch Gemschelpaß, s. unten 7) hin und her. Von Schröcken nach Lech führte der Auenfeldsattel — der Weg über ihn war von Höfen gesäumt, die schon früh urkundlich genannt sind, heute aber z. T. nur mehr Almen sind. Im Ergebungsbrief von 1460, beim Übergang des Tannbergs an Erzherzog Sigmund von Österreich, versichern „die Lüt am Teneberg (d. i. der Weiler Tannberg in Lech), am Lech (d. i. der Ort Lech), im Zug, am Berg (Ortsteil von Lech), zu Geißbühel (jetzt Alpe), am Schönenberg (jetzt Zugut am Geißbach, s. Karte), am Burstig (jetzt Bürstegg, s. unten 7!), in der Hochwart (Ort Wart), zu Krumbach, am Schröcken, im Älpili (Älpele b. Schröcken), zu Auenfeld, zu Mittlperg und zu Rüzlen" den Herzog Sigmund, der diese abseitigen Alpentäler „mit dem Schwert" gewonnen hatte (!) ihrer Treue...[5].

Wie die Herrschaftsrechte Allgäuer Grundherren über den Tannberg entstanden, darüber und die Entstehung von Tannberg gibt es sogar eine Art „Gründungsgeschichte", den „Unterricht des Jörg Hilprandt, Ammans zu Tanberg" vom Jahre 1492; nämlich „das die armen leut (d. h. die Grundholden) von Mitlperg mitsamt denen von Tennenberg von Wallas (d. i. Wallis) khomen und freye Leut seyen (d. i. persönlich frei, keine Leibeigenen) und das Land mit denen von Mitlperg und Ruetznern (Riezlern) erreut (gerodet) und scherm (d. i. Schutz) von ainem hern von Roetenberg empfahen heten". Der Vorrang z. B. als Gerichtsort gebührte dabei aber dem Tannberg, „weilen der Teneberg vil aina grossern und hochern vermigen, libs und guots, mit raisen, sturen dan die zu mitlperg sei" (Btr. 2, 20)[6].

[1] Dies und Folgendes bei Sander, Die Erwerbung des vorarlbergischen Gerichts Tannberg durch Österreich usw., Beiträge z. Gesch. des vorarlberg. Gerichtes Tannberg, Innsbruck 1886 (hier abgekürzt als Btr. 1); derselbe Verfasser, Rechts- und Kulturgeschichte des vorarlberg. Gerichtes Tannberg, Programm der k. k. Oberrealschule Innsbruck, 1891—1892 (hier abgekürzt als Btr. 2).

[2] Bergmann, Landeskunde Vorarlbergs, Bregenz, 1890.

[3] Vgl. auch Ldb. S. 610.

[4] „Alle Rechte an Leuten und Gütern".

[5] Mit diesem Ergebungsbrief verzichteten die Walser auf die den Walsern sonst zukommenden Freiheiten und Rechte.

[6] „Weil der Tannberg eines viel größeren und höheren Vermögens" (gemeint ist „Leistungsfähigkeit") „an Leib und Gut mit Kriegsdienst und Steuern als die zu Mittelberg sei".

Aus dieser Rangordnung der Walsersiedlungen darf man wohl schließen, daß das Große Walsertal in der ersten Etappe, der Tannberg[1] in der zweiten und das Kleine Walsertal in der letzten Welle dieser zusammenhängenden Walserbewegung gerodet wurde.

Die kirchliche Zugehörigkeit des Tannbergs zum Allgäu war noch 1500 in Gültigkeit, damals schickten die Untertanen „zu Mitlperg und auf dem Tanberg" eine Botschaft (Btr. 2), daß sie Kirchen zu der „Wüstnen gen. in Mitlperg und Tanberg" gebaut hätten[2], „dieweil si di recht ir pfarrkirchen zu Fischen (Allgäu) sunders zu winterszeiten nicht ersuechen mögen".

In den Namen läßt sich die Ortsgeschichte von Lech noch genauer verfolgen. Das so beschriebene Gebiet „Tannberg" reichte in Mittelalter und Neuzeit wenigstens den Territorialgrenzen nach nicht über den Lech[3], umfaßte nicht mehr Omesberg am Fuße des Omeshorns, wohl aus dem oft wiederkehrenden siedlungsgeschichtlichen Grunde, daß der schüttere, von Lawinen gelichtete Wald — hier an den Hängen des Omeshorns — ein schrittweises Vordringen der churrätischen Alpleute von Zürs, von der Madlochalpe her bis Omesberg gestattet hatte, dieses Weidegebiet blieb deshalb weiter im Verband von Churrätien, d. i. dem späteren Gericht Sonnenberg. Zur Dauersiedlung wird aber Omesberg wohl erst von Walsern gemacht worden sein. Der dort schüttere Wald gab am frühesten die Möglichkeit zu einem „Kahlhieb" (das bedeutet Omes, s. u. 7). — Als ein wohl nicht zufälliges Gegenstück liegt dem Omesberg der „Tannberg, Tenneberg" genannte Weiler von Lech gegenüber, der dem Gericht den Namen gab und wohl nach Omesberg die älteste Siedlung war. Sein Name bedeutet „den noch ungerodeten, von Tannenwald bestandenen Berg", im Gegensatz zu dem schon früher wenigstens als Weide genutzten lichteren „Omes"berg.

Unter einem „Zug" versteht man weithin in Westtirol und im Alemannischen einen Lawinenstrich. Diese Lawinenbahn ist bei unserem Zug westlich Lech der sogenannte Zuppert, sie zieht als breite Hangmulde vom Kriegerhorn bis zum Lech herab. Der Name ist nicht = „Zugberg", wie auf Karten schon fälschlich geschrieben wurde, sondern enthält ein echtes Walserwort, nur selten in Vorarlberg gebraucht, nämlich „bort". Die hierher passende Bedeutung von Bort ist „Abhang, abschüssige Halde" (sonst kommt Bort auch vor für „Rand einer Terrasse"). Ein „Zugenbort" kommt 1491 im Gr. Walsertal vor (F. Grabherr, Volkskalender 1891; s. auch Schweizer Vd. Bd. 4, Sp. 1630). Bevor die Siedler von Lech Zug dauernd besiedelten, werden sie also schon den „Zugbord" gekannt und benannt haben.

Noch einmal kehren alte Hoheitsgrenzen wieder in einer Markenbeschreibung, die 1606 dem Forstmeister Michael Jochum „in der Warth" (in Warth) für seinen Forstbezirk gegeben wird (Btr. 2, 46). Sie ist für die damalige Zeit wie selten einmal reichhaltig an frühen Nennungen hoher Berge, diese sollen deshalb hier abgedruckt werden. Sie geht „vom Hochenüffer (Hochifer) in die Scharta, auf das Hörnlein (1485 auch Hurali, sprich Hüreli genannt, Btr. 1, 73), in die mitlst Karka (?)[4] ... in den hochen Zwinkch in der Enge binder Kornach, auf das Huenermoos in die Alp ... Söller, auf den Schlappolt, gen Wahrmsgunt (s. oben Gemeinengunbet)[5], gen Tuffersberg, in das Biberhorn (Geißhorn, nicht Biberkopf), von dannen auf Egg oben auf Haldenwang (Halbewanger Egg), in Reiffenkopf (?), in Hundskopf (b. Biberkopf), aus demselben in Ruckspitz[6], daselbsten vier Bistümer von einanderscheiden sollen[7] hinab in Zürschbach (Zürser Bach), in Lech, hinein bis an Markbach (im Zuger Tal), hinauf in den Hohelichtspitz gegen den Sonntag[8] auf den Gletscherspitz oder Schadonen (Schadonapaß), in

[1] Der Bachname Walkenbach, Walkerbach kommt hier und dort vor.
[2] Wuesten ein alter Name für Mittelberg, Btr. 2, 23. Davon Familienname Wuestner.
[3] Freilich aber der kirchlichen Grenze nach.
[4] Kackenköpfe.
[5] Alles nördl. Grenzpunkte des Kl. Walsertales.
[6] Roggspitze.
[7] Einigermaßen richtig ist das nur von dreien, nämlich gegen Klostertal Bistum Chur, gegen Osten Bistum Brixen, gegen Norden Bistum Augsburg (Ldb. 604). Das Bistum Konstanz reichte vom Bregenzer Wald bis vor Schröcken herein, aber nicht zur Roggspitze. Vgl. Fridolin Dörrer, in „Tir. Heimat" 17, 1953, Karte Nr. 1.
[8] Gemeint ist „in Richtung auf das Große Walsertal (Gde. Sonntag) gegen Hochlicht, dann in Richtung auf den „Gletscherspitz". Vgl. das Folgende und Pfeiffer ZAV 1888, S. 202.

die Weiße Wand[1], ins Rothorn (jetzt ebenso), in die Hohe Künzel (Hochkünzelspitz), in die Girswand[2], ins Gemshorn oder Gemsfuß (wahrscheinlich der „Geißfuß" auf der AV-Karte von 1927), in die hohe Starzel und wieder in hohen Küffelskopf (Hochifen)".

4. Walserische Eigenart in den Namen des Tannbergs

Wesentlich unterscheiden sich der Wortschatz und auch die Namen des Tannbergs manchmal vom übrigen alemannischen Vorarlberg. Solche Unterschiede sollten auch heute nicht verwischt und eingeebnet werden durch eine moderne, ortsfremde Namengebung! — Wie in der Schweiz, wie in Tannheim (wo es eine Rotflüh gibt), war hier die Bezeichnung für Felsen „flue", f., Mehrzahl „die flüe", davon die Namen Monenfluh, Hasenfluh, Auf den Flühen. — Ein scharfer Einschnitt, eine Klamm, heißt im Süden und Westen der deutschen Schweiz „krache" (m., Schweizer Id. 3, 783); so heißt auch hier eine Klamm in den Flühen oberhalb von Lech und der Einschnitt, aus dem der Bludenzer Alpbach bei der Albonaalpe hervorbricht (nach ihr wird die Talstufe darüber „Im Krachen" genannt, irrig „Krachel" geschrieben).

Ganz eigenartig, aber aus dem Schweizerdeutschen verständlich, sind die Bildungen mit Nô, Nôhöreli (beim Zuaer Horn), auf der Nô (Lechleiten, siehe unter 7). — Wie im Wallis gab es hier das Wort Balm für „Höhle, Überhang". Am Kriegerhorn liegt unter einer fortlaufenden Wand, unter deren Überhängen das Weidevieh sich bergen kann, die Balmealp, ähnliche „Balme" sind auch bei Schröcken (bisher „Palmen" geschrieben!). Das Wort wird aber jetzt nicht mehr verstanden.

Lebendig geblieben ist noch das Wort „Arbe" für Arve (Zirmbaum) in Lech und im Namen Arbemahd (Kriegerhorn) erhalten. — Im Silbertal im Montafon, einer zweifellosen Walsersiedlung, konnte ich als Bezeichnung einer Grasart, die dem Bürstling (Nardus stricta) ähnlich ist, aber goldbraune, gekräuselte Blätter hat und vom Vieh (im Gegensatz zum Bürstling) genommen wird, „golde borscht" „Goldenborst" erfragen. Nur so werden die vielen Namen am Tannberg wie Goldenberg, Goldtäli, Göldenboden (dafür auch Güldenboden) zu erklären sein, aber auch „der guldigi Bärg" bei Davos[3]. Der Flurname „uf dá selmá" (Mehrzahlform) für die Gegend der Schafalp auf den Flühen steht wohl richtig für eine alte Form schelma der alten Walser und hängt mit dem althochdeutschen und alemannischen scelo „Hirtenhütte" zusammen[4]. Das Wort Furgge, „Sattel, Einschnitt", obgleich romanisch, ist doch als Lehnwort auch bei den Walsern in Gebrauch gewesen, daher auch hier Groß- und Klein-Furage, Füraageli.

Keineswegs bodenständig ist dagegen ein Name Rüfispitz. Im Namenschatz der Tannberger gibts nur rüchi, Rüchispitz- und -kopf. Das Wort rüfi „Muhr" gehört dem Klostertal an (im Oberinntal Rife f.), eine Muhr heißt am Tannberg „a rüfele" f. Auch nach dem Befund, den die Natur des Berges und seine Umgebung bietet, hat das Wort rüfi hier nichts zu suchen. Der Name rüchi geht von dem großen Karrenfeld aus, das schon die alte Alpenvereinskarte von 1913 richtig benannt und meisterhaft dargestellt hat, dies heißt „di rüchi". Auch im mundartlich bairisch sprechenden Tirol kommt das Entsprechende als „die Räuhe" oft vor (Namen auf den Alpenvereinskarten) und bezeichnet rauhe, schrofige Geländepartien, steinige Stellen in einem Bachbett (z. B. im Gleirschbach, Karwendel) u. dgl.; in Vorarlberg ist das Wort schon 1405 und 1416 als ein Flurname „die rühy" im Gr. Walsertal, bei Raggal zu belegen[5]. In einer Grenz-

[1] „Gletscherspitz oder Schadonen" ist vielleicht verlesen für „Gl. ober Schadonen". Der Braunarlspitzstock ist, von Schadona aus gesehen, sehr reich an kleinen Gletschern gewesen. Ein westl. Nachbargipfel der Braunarlspitze oder diese selbst ist mit Gl. gemeint, weil der nächste Punkt die heute noch so genannte „Weiße Wand" ist.

[2] Jetzt Girschrofen über der Girsbergalp (Gischberg).

[3] M. Szadrowsky, Zeitschrift f. Namenforschung, München, 1940, S. 160.

[4] Walserisch sch irrig in s umgesetzt.

[5] Jos. Grabherr, Die Herrschaft Blumenegg, 44. Jahresbericht des Vorarlberger Mus.-Vereins, Bregenz, S. 152; derselbe über die Herrsch. Sonnenberg in Vorarlbg. Volkskalender 1896—98. S. u. Nachtrag.

beschreibung von 1612, deren Namenformen tirolisch, also sprachlich bairisch gefärbt sind (Ldb. 607), wird als Grenzpunkt zwischen Roggspitz und Westerspitz der „Reuchekopf" genannt, das entspricht genau der alemannischen „Rüchi", damit ist die Rüchispitze gemeint. Den Namen „Rauhe Kopf" für den jetzt so benannten Gipfel hat wohl erst die Touristik aus der bairischen Form für *rûchi*, nämlich „Räuhe" entwickelt; zuvor war dieser Kopf sicher namenlos, da er ja gegenüber der Krabachspitze (damals Schußgehrenkopf genannt) kaum hervortrat.

Der Name Braunarlenspitz

Der schon seit 70 Jahren umstrittene Bergname tritt in Grenzbeschreibungen von 1610, 1612 als Braunorglenkopf, bei Hueber 1783 als Brunarglenspitz auf. Zösmair (S. 14) glaubte nach diesen Schreibungen und Pfeiffers Aufsatz (s. u.) — eine Aussprache hat er nicht abgefragt — der Name bedeute „braune Orgel" — weil der Berg westlich der Braunarlenspitz nach seinem Eindruck in orgelpfeifenähnliche Riesenpfeiler aufgelöst sei. Diesen unselbständigen Gipfel hat man in der Zeit der Touristik in Anlehnung an Zösmairs Erklärung denn auch „Orgelspitz" benannt, was für die ursprüngliche Herkunft des Namens indes nichts beweist. Was darf man vom Standpunkt einer jedem verständlichen Sprachpsychologie zu einem solchen Vergleich sagen? Er ist durch die Überladung mit einem Adjektiv „braun" jeder Anschaulichkeit beraubt, solche Vergleiche gibt es beim Volk gar nicht. Das Volk gebraucht nur solche Bilder, die in Natur oder Menschenleben auch wirklich vorkommen, z. B. Roßrugg, Roßhuf, Ochsenbug, Gänskragen, Scheien (= Zaun), Goldkappl (Pflersch). Dinge, die es nicht gibt wie braune Orgeln fallen wohl verzweifelten Namenerklärern ein, aber nicht dem einfachen Volk. — Unser Braunarlenspitz ist überhaupt kein vergleichender Name, sondern wieder wie oft, ein „aufgewanderter" Flurname. Der mit Krummholz, Arlen bewachsene Südpfeiler des Berges heißt bis herab zum Bach „Braunarlen", er wird „di brû-arle, brûⁿ-arle"[1] genannt. Wahrscheinlich ist niemals eine Aussprache „brunargle" bewußt vom Volke gesprochen worden, sondern es wurde nur die bodenständige Aussprache des Zugertals brûⁿ-arle (mit velarem r, Zäpfchen-r) von Ortsfremden als brun-argle verhört und geschrieben — das alles kann auch bei Leuten des Gr. Walsertales, wo der Name nach dem Vorgesagten ja nicht entstanden ist und darum auch mißdeutet werden konnte, zu der Aussprache mit „orgel" geführt haben. Ihren Ursprung wird diese Form aber jedenfalls in nichteinheimischen Kreisen haben. — Der Fund des Flurnamens „Braunarlen" und die bodenständige Aussprache in Zug bei der einzig unmittelbar anwohnenden Bevölkerung dürfte endlich den Ausschlag in diesem Meinungsstreit geben[2].

Gleich abseits der lärmenden Autostraßen, am stillen Herd der braunen Walsergehöfte kann man noch jederzeit das Wunder erleben, eines der klangvollsten deutschen Idiome zu hören, das einst vom Berner Oberland über die Pässe der Berner Alpen seinen Weg fand ins Rhonetal und vom Wallis gleichzeitig ins Flußgebiet von Toce und Dora baltea wie in unsere Lechtaler und Allgäuer Alpen vorgetragen wurde. Seit rund 700 Jahren ist es im wesentlichen unverfälscht walserisch geblieben, wie der sprachliche Vergleich dieses Außenortes mit dem Walliser Heimattal gezeigt hat. Von ihm möge ein einheimischer Sagentext eine Vorstellung geben:

[1] Wird schon auf der österreichischen Spezialkarte um 1880 „Bru-adlerspitz" geschrieben, Pfeiffer ZAV 1888, S. 202. Zum Namen Hochlicht s. auch Kap. 7.

[2] Literatur Zös. (s. unten Literatur. Pfeiffer, ZAV 1888, S. 202. Zösmair und Hueter in „Mitteilungen" 1905, S. 155, S. 183, ebenda 1908, S. 106. W. Flaig, Führer (s. unten).

Probe der alten Mundart von Lech

Sage von den wilden Jungfrauen

Uf ám chilcháplatz am Lách[1], wámmá vom freithof überá iságátter ussa chond z' ráchtár hand, dô ischt vor oltá zîtá-ná- tanzlaubá g'schtandá. Dô hand di jonga lüt am sonntig nommitag nô der váschbar tanzát bis am ôbát, was gischd, was heschd...

Dô send dáⁿ bim schöná wátter sommerschzîta voⁿ da Flüerschröfa-n-ahá, cherzágrad ahá, práchtigi, wonderschöni wîbsbilder chôⁿ ond hánd schi uf der tanzlaubá-n-uf dá höⁿha niderg'setzt ond hánd dem tanza zueg'luegát wia ander lüt au. Ond ma hátt müga glaubá, es wer 'ná fascht au ás bitzli i d'füess, wan d' spillüt rácht luschtig ûfg'machát ond d'buabá-n-amôl rácht diderlát ond g'schtampfát ond mit bêda handa uf dá ládarhosa tátschat bánd. ...

Ond dáⁿ am ôbat, wán d'sonna-n-ahi gangá-n-ischt, dáⁿ hánd di wildá jongfrauá g'said: „D'sonná gaid z'gnâdá-n-iaz müassá miar wider dá gradá!" Ond dô sendsch furt, gritzgrad uffi bis ganz onder d'schröfa ond dört sendsch uf eiⁿmôl wia verschwondá...

EiⁿmôI hed ein voⁿ dá buaba eini voⁿ denâ schöná jongfrauá bi der hand g'nô ond hed schá wellá zem tanzá ufziáⁿ. Von dört áⁿ iss ûsg'sêⁿ. Am salla-n-obad sendsch uffi gangá wia früer, aber chô sensch nömma, ond ka mánsch hed sider wild jongfraua g'sêⁿ.

(Aus Sander, Btr. 2, S. 125, stark gekürzt.)

Übertragung ins Hochdeutsche

„Auf dem Kirchplatz in Lech, wenn man vom Freithof über ein Eisengatter herauskommt zu rechter Hand, da ist vor alten Zeiten eine Tanzlaube gestanden. Da haben die jungen Leute am Sonntag nachmittag nach der Vesper getanzt bis am Abend, was gibst' — was hast'.

Da sind denn beim schönen Wetter sommerszeiten von den Flühschröfen herab, kerzengrad herab, prächtige, wunderschöne Weibsbilder gekommen und haben sich auf der Tanzlaube auf die Bühne niedergesetzt und haben dem Tanzen zugeschaut wie andere Leute auch. Und man hätte glauben mögen, es wäre ihnen fast auch ein bißchen in die Füße gekommen, wenn die Spielleute recht lustig aufgemacht (haben) und die Buben recht gejuchzt und gestampft (haben) und mit beiden Händen auf die Lederhosen getatscht haben... Und am Abend, wenn die Sonne zu Gnaden gegangen ist, denn haben die wilden Jungfrauen gesagt: „Die Sonne geht zu Gnaden, jetzt müssen wir wieder die grade (?)"

Und sind (sie) fort, gritzgrad hinauf bis ganz unter die Schröfen und dort sind sie auf einmal wie verschwunden...

Einmal hat(te) einer von den Buben eine von den schönen Jungfrauen bei der Hand genommen und hat(te) sie zum Tanzen aufziehen wollen. Von dort an ist's aus gewesen. Am selben Abend sind sie hinauf gegangen wie früher, aber gekommen sind sie nicht mehr und kein Mensch hat(te) seither wilde Jungfrauen gesehen".

5. Vordeutsche Spuren an der Bregenzer Ache, im Klostertal und am Arlberg

Noch vor den Walsern, noch vor dem deutschen Hochmittelalter gab es an den Rändern des Tannbergs Almsiedlungen — in der romanischen Zeit, wie die Namen Almaton und Salober, beide östlich von Schröcken, zeigen können (s. unten 7).

Viel mehr solche Spuren finden sich im Süden, vom Klostertal her bis zum Schwabbrunnen, kurz nacheinander Monzabon (monzawôn), Rogg (sp.) Pazüel, Zürs und Flexen. Diese zusammenhängende Gruppe sei kurz auch hier im Zusammenhang besprochen. **Monzabon** kann nicht, wie Zösmair, sprachlich allzu sorglos meinte, von einem (un-

[1] Gemeint ist „im Ort Lech", nicht direkt am Ufer des Lech. — Mit á sind hier die hellen a (oder überoffenen ä) bezeichnet, die in der Mundart für germanische e und für die unbetonten e der Endsilben gesprochen werden.

sicheren) keltischen sapun „Tanne" hergeleitet werden — eine Ableitung von romanisch mont salvanu „waldiger Berg" scheint mir eher möglich[1].

In der Überlieferung des Namens **Roggspitz** stehen sich gegenüber „Ruckspitz" von 1606, Rogspitz von 1667 (Ldb. S. 605) und andere Formen, die eine Verkleinerung enthalten, nämlich schon 1612 Roggla Spiz (Ldb. 836, Flaig in ZAV 1949, S. 84), 1783 Roggel Spiz auf Huebers Karte, 1810 Roglespitz (Ldb. 607).

Ich glaube, daß das Ursprüngliche doch „Rogg" war, aus dem romanischen Wort rocca, das nur für selbständige, aufragende Felsen, besonders auch für Burgberge und die Burg selbst gebraucht wurde; die verkleinernden Formen bei unserem Roggspitz entstanden durch den Einfluß des Roggalspitz in der Nachbargruppe, der im Volksmund „der Roggleser[2]" heißt. Zugrunde liegt diesem ein romanisches roccola „kleiner Felsberg". Das muß ein Klostertaler Namentyp gewesen sein, da er ja oberhalb Hintergasse im Roggelskopf, 1783 Roggelspitz, noch einmal wiederkehrt.

Bei den Einheimischen gibt es nur eine Namenform **Pazüel**. Die Schreibform Paziel entspricht der tirolischen Aussprache, aber für den Wissenschaftler würde sie nur den Ursprung des Namens verdunkeln, da es in Vorarlberg verschiedene Namen auf -iel gibt, die wesentlich anderen Ursprung haben als die auf -üel. Pazüel kommt von puteolu „Brünnlein" (sprachliche Vergleichungsarbeit dazu bei Zehrer a. a. O.)[3].

Der Name **Zürs**, mundartlich zürsch, erscheint schon 1416, 1422 als Zürs, Zürstal, 1457 als Sürß, wird auf Tiroler Seite als Zârsch gesprochen (Ldb. 607, 836). Man kann ihn zerlegen in das deutsche Verhältniswort z', ze (d. i. „zu", bei Ortsnamen ganz gewöhnlich gebraucht) und den Stamm ür (mit Endung s), der genau dem Vintschgauer Ortsnamen Eyrs (urkundlich Eurs, bündnerromanisch D'ur) entsprechen könnte. Er kommt von lat. ôrum „Rand, Saum" in der Form ôris „Auf den Rändern, Säumen", er bezeichnete m. E. das ganze Zürstal, wo die Almen Madloch und Trittalpe auf fortlaufenden Terrassenrändern liegen — das sind die „Säume, Borde[4]". Nach Zehrer kommt der Name dagegen von clausûra „eingezäunter Grund".

Den Namen **Flexen** kann man sicher auf die „Wegkehren" des alten Flexenweges, der, arg lawinengefährdet, gegenüber der heutigen Straße verläuft, zurückführen. Das lat. flexus, „Biegung", romanisch fless liegt hier auf der Stufe mit Erhaltung des x vor wie saxum „Fels" in Übersaxen bei Tösens (Oberinntal[5]) und vielen Schweizer Namen.

Auf der Schattenseite des Klostertales deutet der Talname **Nenzigast** auf eine uralte Benennung Val Nenzingasca „Tal, das zu Nenzing (Walgau) gehört" hin (eine „via Gisingasca" „Weg nach Gisingen" ist uns aus dem 10. Jahrhundert belegt). Er zeigt mit „Thüringer Alp, Satteinser Alp" und „Satteinser Maisäß" (dies bei Danöfen) die Besitzrechte von Walgauer Orten an. Erst im 16. Jahrhundert erwarb Bludenz die heutige „Bludenzer Alpe" und hat damit die alte Bezeichnung **Albona** für diese Grundalpe verdrängt; „alwona" ist nur mehr dem Hochleger verblieben. 1523 heißt der Name „alban" (Zösl. 8), ist aber jedenfalls aus val bona „Gutes Tal" hervorgegangen.

Der uralte Name **Spullers**, der fast von Klösterle bis Zug reicht und das Alpgebiet von Braz und Dalaas bezeichnet, ist prähistorischen Alters, wahrscheinlich illyrischen

[1] Die Mittelsilbe von „Monzabon" ist ähnlich entwickelt wie die des Südtiroler (Eisacktaler) Namens Valzevan, der 1296 Valzelvan d. i. „Val silvana" „waldiges Tal" oder ähnlich hieß. Vgl. die Namenwerke von Tarneller, C. Battisti (Dizionario toponomastico) u. Brixner, Traditionen, Register S. 297. — Für romanistische Namenfragen wird hier die Problemstellung nur skizziert, eine gründlichere Behandlung ist anderen Orts vorgesehen.

[2] Zum Endungs-s ist vielleicht das unten bei „Rauz, Gstans" gesagte zu vergleichen. Für Roggsp. auch mundartlich „der Roggeser", Flaig 281.

[3] Ein Paziel gibt es auch in Graubünden, Kübler RÖ Nr. 1246.

[4] Dazu Verfasser, Vor- und frühgeschichtliche Namen des Oberinn- und Stanzer Tales, Landecker Buch, Schlern-Schriften Bd. 131, Innsbruck 1956 (S. 112). Das Z in Zürs kann angetreten sein wie in dem Namen Zirschgunt für urkundliches Hirssgunt bei Walmatingen im Allgäu, Sander, Btr. 2, 73, und in anderen Ortsnamen.

[5] Lateinisch bona in Vorarlberger Ortsnamen bei Zehrer S. 70.

Ursprungs. Aus antiken Quellen hat Zehrer einen Personennamen Sepullius erhoben, aus dem er — mit dem illyrischen Suffix — aros — die Urform von „Spullers" konstruiert, a. a. O., S. 441.

Daß mit dem klangvollen Wort „**Blisadona**" nur die prachtvolle „Blisa" (= tirolisch „Pleise", wilde Grasfläche) der „Wildgrube" gemeint war, die ringsum von bizarren Felsgruppen eingeschlossen ist und wie ein Gärtlein der Sage auf der Höhe des Gebirgsstockes liegt, ist wahrscheinlich. Ob der zweite Teil des Namens wie „Gampertona" das bündnerromanische arduond, ardonna (aus „rotund, rotunda") „rund" enthält — blês-ardonna[1] — das könnten nur ältere Urkundenformen entscheiden.

Der Name des **Marnitals**, bei den Vorarlbergern maröü gesprochen, wurde um 1600 Marew geschrieben. Seine Endung entspricht vielen westrätischen Namen auf êu, das ganze Wort hieß romanisch marrêtu „Ort mit vielen Muren". Das Tal wurde von den Bewohnern des Silbertals als Weide genützt und von ihnen nicht über St. Anton, sondern direkt von St. Christoph aus erreicht.

Sind auch die romanischen Namenprobleme rings um den Arlberg hier nicht zu erschöpfen, so kann man an den Namen Galzigg, Kapall und Valluga nur schwer vorbeigehen. Oberhalb Danöfen ragt steil ein Felskopf auf, dessen flacher, von Mulden durchzogener Rücken **Bazigg** heißt. Der Name, ein romanisches putëu siccu „ausgetrockneter Brunnen", oder „trockene Pfütze" paßt zu dem dortigen Naturbefund. Ebenso kann man **Galzigg** (so ist die alte, richtige Aussprache) von col siccu „trockener Bühel" ableiten. Auch der **Kapall**, aus campellu, d. h. „kleine ebene Fläche[2]" entstanden (camp zu Kap reduziert durch die vortonige Stellung) gibt kein Rätsel auf. Aber in den Stammbaum des Namens **Valluga** hat das Zeitalter der Touristik ein nicht ganz erklärbares Rätsel hineingebracht, irgendeine gewollte Umänderung. Vorher war die Valluga schon seit Jahrhunderten bekannt, 1610, 1612 als „der höchste Kopf in Vallfaggär (Valfaggeer," nach Flaig und Zösmair"); 1783 heißt sie Vallgär-kopf, 1823 „Vallgeer" und alte Leute in St. Anton wissen heute noch von ihrem Namen „Alfagehrkopf". Eine hier nicht zu diskutierende Sprachentwicklung scheint neben Valfaggeer die Sprachform „Vallgeer" hervorgebracht zu haben. Und diese Form scheint man in touristischen Kreisen sich ziemlich selbstherrlich zu Valluga abgekürzt zu haben[3], nach dem Muster von anderen Namen, wie Tschengla (bei Bludenz), Blisadona (bei Klösterle), Roggla (s. o.) u. a. Jedenfalls liegt dem Bergnamen der Name der heutigen Walfagehralpe, romanisch val vaccâria, d. i. „Tal der Kuhalpe" zugrunde.

6. Zwischen Valluga und Kaisers

Unter den Namen dieses seit alters genutzten Bergweidengebietes, wo sich romanische und deutsche Hirten trafen, Bairisches und Alemannisches sich begegnete und sich gegenseitig durchdrang, gibt es auch sonderbare Zwittergebilde, deren Gestalt über ihre sprachliche Wurzel irreführen kann. Namen, die auf s oder z endigen wie **Rauz**, wird ein oberflächlicher Beurteiler gern der vordeutschen Bevölkerung zuteilen. Aber Rauz oder „Ruuz", wie es richtig in Stuben heißt, ist gut deutsch. Der Ruut (Raut = „Rodung, gerodetes Stück Land") — so heißt gerade der Grund in Stuben, der an der jungen Alfenz liegt; der Bachgraben (das Tobel) an der Alfenz aufwärts ist das „rûtstobel", an seinem oberen Ende heißt es dann einfach „zo rûz (Rauz)"! Man kann in Westtirol auch andere solche Namenbildungen mit deutscher Wurzel, aber auf s endigend, nach-

[1] „rotundu" im Rätischen viel häufiger als im Deutschen gebraucht, auch für Wälder, Buschwerk, Möser, die uns nicht „rund" erscheinen, Kübler, RÖ Nr. 1330.

[2] Oder = bündnerromanisch champ bell „Schöner Boden".

[3] Zuerst bei Waltenberger, „Allgäu", 1875, s. Flaig. S. 297.

weisen[1]. Überhäufig ist im Nassereiner[2] Gebiet der Name Gstains (so schon 1406; gesprochen gstáⁿs), auch die **Stanzispitze** ma. stáⁿskopf beim Almajurjoch hat ihren Namen von einer Örtlichkeit im gstáⁿs: das sind regelmäßig flachere, steinige, schrofige Hangpartien, die ganz treffend als „Gestein" bezeichnet wurden. Eine seltsame Sprachmode hat also hier zur Bildung auch rein deutscher Namen auf s geführt. Zu ihnen gehört auch der Siedlungsname **Kaisers**, in einem Gebiet jungen, spätmittelalterlichen Landesausbaus gelegen, wo keine romanischen Flurnamen vorkommen (Kaisers ist urkundlich meist ohne s überliefert, wird auch ohne s gesprochen und ist m. E. wie das gleichartige Kaisers bei Sölden aus dem deutschen mittelalterlichen Personennamen — Beinamen — „Kaiser" entstanden). Romanische Flurnamen reichen hier nicht über die Almajuralpe hinaus! In romanischer Zeit ist die Bevölkerung von Nasserein bis zu dieser Alpe vorgedrungen (dort noch Flurname Nasserein), in der deutschen Siedlungszeit dagegen bis zum Lech, sie gründete Kaisers und Steeg, das in Urkunden des 16. Jahrhunderts noch als „Kaisers-Stög" geschrieben wird. Hier werden schon 1275 Untertanen des Tiroler Landesfürsten genannt (so ein „Kegler apud illum Lech[3]", d. h. „— dort am Lech"). In weiterer Folge sind dort dann Siedler bairischen und walserischen Stammes von einer Landeshoheit umschlossen worden, nämlich damals, als die äußersten Walservorposten, Lechleiten und Gehren bei Warth zu Tirol kamen. Nicht ganz ohne Spuren in den Namen unseres Gebietes ist diese Nachbarschaft von Tirolern aus dem Stanzer Tal und von Walsern geblieben, vielleicht kann eine Überschichtung von Walsern durch Tiroler den schwer zu deutenden „Pimig" bei Steeg, können tirolische Einsprengsel am Tannberg die nicht ganz walserischen Namen Karalp, Karhorn bei Lech erklären[4].

Auch unter der Wirkung jüngerer, moderner Einflüsse, ist die Mundart des Tannbergs in Umschichtung begriffen. Die Überlieferung der Namen ist heute nach Lauten und Formen nicht mehr einheitlich. Statt des alemannischen li wird auch die Verkleinerungssilbe le gesprochen, nicht durchwegs ist die weibliche Endung a zu hören, wo sie zu erwarten wäre, dafür hört man auch das verbreitetere e selbst bei Einheimischen. Auf der beiliegenden Karte wurde nicht versucht, in solchen Fällen gewaltsam Einheitlichkeit zu erzwingen, wo sie nicht mehr besteht. Daher sind beide Formen auf der Karte vertreten, die praktischen Bedürfnissen zu dienen hat und ein Bild des heutigen, nicht immer konsequenten Sprachzustandes gibt.

7. Namen des Gebiets, in alphabetischer Folge erklärt

Almajúr, Almejur. Möglicherweise = romanisch „alpe majore" „größere Alp" (eine andere Deutungsmöglichkeit für Al- s. unter Almaton).

Almatóⁿ, Bergmahd am Höfer-Grat (Schröcken). Nachdem die Namen Alpein (Stubai), Alfuz (bei Zams) nachweislich Valpein, Valfuz gelautet haben (Zitat wie bei Zürs) und auch ein „Alfagehr" aus Valfagehr entstanden ist, kann man auch hier u. U. „val" annehmen und ein romanisches val montana „Bergtal" ansetzen (zum Abfall des a siehe Zehrer S. 51).

Bärgunt s. Gunt.

Biberkopf ist ein jüngerer Name gegenüber dem schon 1606 genannten Hundskopf, s. o. 3, Ende. Er ist nach der schon 1544 genannten Biberalp gegeben. Dieser Almname enthält den Allgäuer Familiennamen Biber, Kübler Ill., S. 141. Bei Hueber (s. o.) „Biberhorn" fürs Geißhorn geschrieben.

Fanggekar und Fanggekarspitz nach der mundartlichen Bezeichnung fangga „sagenhafte wilde Waldfrau".

---

[1] Die unerläßliche genauere Untersuchung dazu siehe beim Verf., „Der verschiedenartige Ursprung der Namen auf s usw.", Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft I, Festgabe f. Hermann Ammann, hrsg. von J. Knobloch, Innsbruck 1954.

[2] Nasserein ist der Name der Wirtschaftsgemeinde St. Anton und St. Jakob zusammen gewesen. Sie besaß jenseits des Almajurjochs Almajur, Kartell und Erlach.

[3] Im Zusammenhang mit dem Stanzer Tal genannt, daher nicht auf unser heutiges „Lech" am Tannberg zu beziehen (Schlern-Schriften Bd. 44, 1938, S. 37 Mitte).

[4] Siehe unten 7.

Fallersteis und Fallasteis (fallastáis). Nachdem lat. tensu „gespannt" im romanischen tais, der Bezeichnung für „Bannwald" fortlebt, besteht wenigstens die Möglichkeit zu vermuten, daß es auch ein extensu, das in der Bedeutung „ausgedehnt" belegt ist (im Romanischen in der Bed. „entfernt" REW, 3083), gab und daß val extésa fallastais ergeben konnte (a wird im Stanzer Tal für unbetontes e gesprochen). F. also entweder „entferntes" od. „ausgedehntes Tal".

Fallesin rom. vallicina „Tälchen".

Gemstel noch 1477 als „Gemstal" beurkundet.

Gump im tirolischen Lechtal für Hochmulden, Kare, Birchetsgump (Birchach, Birchet = „Birkenwald", Furmesgump = „Murmenten"gump (nach Murmeltieren, im Oberinntal Furmente) (urspr. aber „Wurmesgump",=„Schlangeng."); gump ist wie das schweizerdeutsche chumme, kumme regulär aus gallisch cumba, romanisch comba „kleines Tal" entstanden REW 2386, Schweizer Id. 3, 290. Nur mehr Flurnamen. Hiezu

Gunt. Das Wort ist schon 1059 „ad gemeinen Gumbet, d. i. „für die Alpgenossen gemeinsam zu nutzendes Kar, Weidemulde „beurkundet (s. oben 2.). Wahrscheinlich ist Gumbet eine erst im Romanischen gebildete Verkleinerung zu cumba (s. Gump), nämlich combetto, nicht schon keltisches combeto (s. auch Birlinger Alemannia 1880, S. 143). Bärgunt = Bärengunt. Mannsgunt „die Gunt eines freien Mannes"; diese Bedeutung ist aus örtlichem urkundlichem Gebrauch zu schließen, da „Mannslehen" nach Sander als Rechtsbegriff für „Lehen eines Freien" geschrieben wird.

Hochlicht, Hohes Licht, Bergnamen bei Zug (s. 3, Ende. Auch bei Steeg, Allgäuer Gr.). Nach Zösmair vom ersten Anschlagen des Morgenlichtes. Aber im Walserischen ist ein Gattungswort hôliecht in der Umgangssprache bezeugt, nämlich „Schattenriß"; (Hotzenköcherle, Mundart von Mutten, Beitr. zur schweizerdeutschen Mundart, herausgegeben v. A. Bachmann, Nr. XIX, S. 160). In diesem Gattungswort steckt kaum das Wort „hoch", sondern altdeutsch heln (Prät. hâl) „verbergen". Bedeutete Hochlicht etwas ähnliches wie Schattenriß?

Karhorn. Der Geländebegriff „Kar" ist den Walsern fremd. Auch ein anlautendes k spricht der Walser nicht, dafür ch. Da aber außer dem Gipfel noch umgebende Fluren ähnlich heißen, Karbühel, Karalp, muß dieses „Kar" doch ein älteres, wohl tirolisches Einsprengsel sein, wenn auch 1823 der Berg „Aarhorn" geschrieben wird. Tirolisch klingt auch der Name des Kares Hinteröd am Karhorn.

Kartellalpe (nicht Kratellalpe), im Almajurgebiet. Der häufige romanische Feldname quadra, quadrella, der in der Dauersiedlungszone vorkommt und bessere, schöne, ebene Gründe bezeichnet, kommt vom lateinischen quadra „Viereckiges". Auch der Ortsname Quadratsch wird öfters Kadratsch geschrieben, (s. das Zitat bei Zürs). Für einen schönen, ebenen Terrassenboden wie er bei der Kartellalpe vorliegt, kann quadrella als Vergleich gebraucht worden sein.

Krabach (s. oben 2), von mittelhochdeutsch krâ „Krähe".

Juppenspitz nach einer untergeordneten Flur „Auf den Juppen" benannt, nicht nach der Form des ganzen Berges (Flaig); juppen ist ein verbreitetes Alpenwort, rom. giup für Wachholder u. andere niedrige Nadelgewächse (solche wachsen dort). Jud, Bündn. Monatsblatt 1934, S. 214. Bedarf noch der wortgeographischen Untersuchung!

Koblat n. (beim Gemstelpaß) wird, ins Tirolische übersetzt, als 1621 Koflach genannt Ldb. 521 u. 1654 ein Koblach, j. Koblet. Kobl kann im Schwäbischen statt des tirolischen Kofel „Fels" nachgewiesen werden. Vgl. auch den Schweizer Hofnamen Koblet. Koblet = „viele Köfel" (Lessiak, Beitr. zur Gesch. d. deutschen Konsonantismus 1930).

Körber See. Die Gegend vom Salober bis zum Krumbach heißt im G'hörb, ahd. horo, horwes „Sumpf", mhd. gehörwe anzunehmen (genau zutreffend).

Kriegerhorn. Alp „am Krieger" genannt. Der Pflanzennamen „Krieger" für Arnika, der bei Latzfons im Eisacktal nach Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 262 galt, kommt hier kaum in Betracht. Von einem — freilich unbekannten — Personennamen Krieger?

Krumbach, urkundlich 1412 ebenso, Ldb. S. 611. Wegen der vielen Bachkrümmungen in der flachen Talsohle.

Kuglaspitz (Almajurtal) ma. in der kugla. Zwar kommt kuglet für „rund", z. B. „der kuglete sta" (runde Stein) in Nasserein. Kübler, Al. vor, aber an eine Umdeutung aus romanisch cucullus „Bergkopf", das im Oberinntal als „der Kugel" vorkommt (ZAV 1951, S. 31), ist hier auch zu denken. Anders H. Kugel (Vorarlberg) bei Zös. 18.

Mohnenfluh. Nach den Mähdern darunter, die man „di mône" (Mohnen) nennt. Trotz des gleichen Anlauts, wie er in ahd. mâjan „mähen" vorliegt, kann der Name nicht von „mähen" kommen. Hier liegt ein selteneres Wort, ein Vergleich vor. Diese Mähder sind von vielen parallelen Tälchen durchschnitten (in weichem Mergel), die den Mäher beim Queren zum Ausgehen vieler halbkreisförmiger Bögen zwingen. Im Schweizerdeutschen sind sicher belegt die Metaphern: gemönt „gebogen wie die Mondsichel". Mönig f. „halbmondförmige Krümmung", mônig „mondähnlich". Ähnlich ist hier das Hauptwort „die Monde" für „halbkreisförmige, halbmondähnliche Krümmungen" verwendet. Anderswo wird so etwas durch einen Vergleich mit dem Ellenbogen ausgedrückt, Ellbögen b. Innsbruck und Ellenbogen b. Steeg. Viele Namen, in denen das Wort Mond in ähnlichem Sinne verwendet sein kann, werden bei Zös. S. 28 angeführt.

Nô-Hörndli (Zug), **Nô-Boden**, In der **Nô** (Lechleiten) (mit o gesprochen). Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache führt in Bd. 4, Sp. 6370., 7 zahlreiche Belege aus dem alten Sprachgebrauch der Schweiz dafür an, daß dieses Nô, das ebenso klang wie das Wort „nahe", die Bedeutung „niedrig" gehabt hat. Unsere „No" f. ist tatsächlich eine Mulde, das No-Hörndli (richtig -Hörali) ist tatsächlich niedriger als das benachbarte Zugerhorn.

Omesberg b. Lech. Nicht von „Ameise", sondern von altdeutsch â-meiz, „Kahlhieb, Rodung".

Oenschen, urkundlich 1059 Eunoschin, 1482 Oischen für Uentschen bei Hopfreben, dort 1482 der Familienname Onscher, Zös. 34. Nach Zehrer S. 189 ist Eunoschin eine althochdeutsche Zusammensetzung* ewi-nuosc-în = „Schaftröglein (Tränke)", die lautlichen Varianten üntschen und önschen würden nach Zehrer nur erklärt werden können, wenn das Wort eine Zeitlang in romanischem Mund war, dabei verändert wurde und dann wieder ins Deutsche kam. Jedoch ist Entsche, Entschi ein in mehreren Flurnamen des Allgäus vorkommender Bestandteil (in Schöllang, Hindelang und Sonthofen (Kübler, Al. Nr. 232). Eine Untersuchung der Mundarten müßte klären, ob nicht auch ohne romanische Vermittlung das Wort sich in diesen Varianten entwickelt haben kann.

Peischlkopf, im Weistum von Nasserein (St. Anton) aus dem 17. Jahrhundert „der Peistl" genannt. Wie der Peischlkopf im Kauner Tal kommt dieser P. vom altdeutschen „Bei-stal" = „Ort zum Aufstellen von Bienenstöcken".

Der „Knödelkopf" daneben ist dagegen ein moderner Jugname der Schifahrer.

Pimig, der Pimigspitz, mundartlich pî-mig. Am walserischen Tannberg lautet die Mehrzahl zu bode = „Boden" di büdme = „Böden" (o, ü kurz). In anderen Walsergegenden lautet die Verkleinerung zu „Boden" büdemji. Pimig = „büdmig", d. h. Berg mit vielen Böden (sachlich zutreffend, hier ist nach der Sage auch ein Hexentanzplatz gewesen, s. Flaig). „Büdmig" wird in der Tiroler Aussprache zum heutigen pî-mig; (hatte der Name ursprünglich sächl. Geschlecht und war er mit der Kollektivendung-ach gebildet, „Ort mit vielen Böden, Terrassen"?).

Salober. Alpname östlich Schröcken (o kurz gespr.). Wahrscheinlich wie viele andere ähnliche Alpnamen und Flurnamen (urkundlich auch „in salubrio" im 14. Jahrhundert) zu dem lateinischen Wort saluber in der Bedeutung „gesund, nahrhaft", hier von Alpweiden gebraucht, zu stellen. S. ZAV 1955, S. 32. Ein Salober auch bei Vils, Ldb. S. 656, A. 14 und S. 840.

Stafel m., in der Verkleinerung Stäfeli (mundartlich stœfeli n.) ist am Tannberg nicht

bloß Flurname, sondern ist die noch gebräuchliche Bezeichnung für den Lagerplatz des Viehes, Leger; aus rom. stabulu „Stall".

Trittkopf, Trittwang (Wang m. = „Grasfläche"). Für „Tritt" kann wie für die verbreitetere „Trate" die Bedeutung „Weideplatz" in verschiedenen deutschen Landschaften nachgewiesen werden, vgl. A. Bach, Deutsche Namenkunde, 1954, S. 381.

Wöster f. urkundlich Westerpopah = „westliche Bockbachalpe".

Nur nachtragsweise sei auf eine ungemein reichhaltige Quellenveröffentlichung verwiesen: M. Tiefenthaler, Die Grenzbeschreibungen im Urbar der Herrsch. Bludenz und Sonnenberg von 1608 bis 1618, „Montfort", Dornbirn, Jg. 1955 und 1956. Unser Rüchispitz wird dort „Reüchethopf", der Rüchikopf „Montapanerkhopf", Braunarlen damals schon „Braun Orglen" geschrieben.

Abkürzungen für Literatur u. a.

Vgl. auch die Literaturübersicht im Jahrbuch 1955, S. 41.

f. = weiblichen Geschlechts — Flaig = Walter Flaig, Arlberg und Klostertaler Alpen, München 1927 — FM = K. Finsterwalder, Die Familiennamen in Tirol usw., Schlern-Schriften, Innsbruck, hrsg. R. v. Klebelsberg, Bd. 81, 1951 — Kübler, Ill. = Aug. Kübler, Die Orts-, Wasser- und Bergnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebiets, hrsg. mit Unterstützung des D. u. Oe. Alpenvereins, Amberg 1909 — Kübler, RO = ders., Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen Graubündens, Sammlg. Rom. Elementarbücher, hrsg. W. Meyer-Lübke, Reihe III, 4, Heidelberg 1926 — Ldb. = O. Stolz, Historisch-politische Landesbeschreibung Tirols, Archiv f. öst. Geschichte, Bd. 107, 1923 — m. = männlichen Geschlechts — Mitlg. = Mitteilungen des D. u. Oe. Alpenvereins — n. = sächlichen Geschlechts — REW = W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch — ZAV = Jahrbuch des österr. Alpenvereins (bzw. „Zeitschrift"), Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins — Zehrer = Jos. Zehrer, Die vorrömischen Ortsnamen Vorarlbergs, masch. geschr. Dissertation a. d. Univ. Innsbruck 1949 — Zös. = Jos. Zösmair, Die Bergnamen Vorarlbergs, Dornbirn 1923.

Im Textteil behandelte Namen

Nach Kapiteln angeführt

Albona 5 — Balme 4 — Bazigg 5 — Blisadona 5 — Braunarlenspitz 4 — Durechlenstein 2 — Flexen 5 — Fluo, Flüe 4 — Furgge 4 — Galzigg 5 — Geißpühel 2 — Gletscherspitz 3 — Golden 4 — Hovakir 2 — Hundskopf 3 — Kaisers 6 — Kapall 5 — Krabach 2 — Krache 4 — Maroi 5 — Monzabon 5 — Nenzigast 5 — Onschen 2 — Omeshorn, Omesberg 3 — Paziel, Pazüel 5 — Popach (Bockbach) 2 — Rauz 6 — Roggal Sp. 5 — Roggsp. 5 — Rüchi Sp. 4 — Schwab 2 — Schelpma, Selpma 4 — Spitzigstein 2 — Spullers 5 — Stanzkogel 6 — Valluga 5 — Widderstein 2 — Wöster 2 — Zug 3 — Zuppert 3 — Zürs 5.

Anschrift des Verfassers: Dr. K. Finsterwalder, Innsbruck, Schöpfstraße 13.

Berg- und Schipioniere am Arlberg

Eine Auswahl der wichtigsten Gebiete und Gestalten

Von Walther Flaig, Bludenz

Der Arlberg ist ein 1802 Meter hoher Paß, welcher das Vorarlberger Klostertal (Alfenz) im Westen mit dem Tiroler Stanzer Tal (Rosanna) im Osten verbindet. Er ist ein Teil der europäischen Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Der Paß und die genannten Paßtäler trennen die Verwallgruppe im Süden von der Gruppe der Lechtaler Alpen im Norden; diese gehören den Nördlichen Kalkalpen, jene den Kristallinen Zentral- oder Uralpen an. Diese Bezeichnungen der paßbildenden Gruppen liegen seit Jahrzehnten unangefochten fest, d. h. die manchmal gebrauchte Bezeichnung „Arlberggruppe" ist ungeeignet und abzulehnen.

Dagegen hat sich besonders durch die Schifahrer die Bezeichnung „Arlberggebiet" eingebürgert. Dieser Bergraum umfaßt also naturgemäß Teile der Verwallgruppe und der Lechtaler Alpen, läßt sich aber als geographischer Begriff kaum fest abgrenzen. Um den verlockenden und gewinnbringenden Begriff „Arlberg" zu nützen, haben geschäftstüchtige Wintersportplätze ihn weit über das zulässige Maß auf sich ausgedehnt. Wir beschränken uns auf das Arlbergrevier im engeren Sinne und vornehmlich auf die Kalkalpenseite, denn die neue Alpenvereinskarte des Arlberggebietes 1 : 25.000, die diesem Jahrbuch anliegt und der diese kleine Betrachtung dienen soll, schneidet die Verwallgruppe nur an ihrem Nordrand an. Deren Gebiet wird deshalb nur in die Schi-Chronik des Arlbergs einbezogen. Dazu genügt es aber, daran zu erinnern, daß im Bannkreis des Arlbergs in der Verwallgruppe folgende z. T. von schönsten Schigebieten umgebene Alpenvereinshütten stehen: Die Konstanzer Hütte (1768 m), im Verwalltal seit 1885; die Darmstädter Hütte (2426 m), im Moostal seit 1888. Die Reutlinger Hütte (2400 m), auf der Wildebene (seit 1908) ist 1952 abgebrannt. Die Friedrichshafner Hütte (2151 m), am Schafbüchljoch, besteht seit 1911 bzw. 1917; die Heilbronner Hütte (2320 m), am Verbellner Winterjöchl, seit 1927; die Kaltenberghütte (2100 m) (der Sektion Reutlingen) auf der Alpe Albona seit 1928; die Niederelbehütte (2300 m), am Seßsee seit 1931. Die Edmund-Graf-Hütte (2408 m), am Hohen Riffler (seit 1885) der Sektion ÖTK Innsbruck, ist für Schilauf kaum geeignet und die Wormser Hütte (2350 m), am Kapelljochsattel ob Schruns liegt ganz außerhalb unseres Bereiches. Schließlich hat der Schiklub Arlberg 1926 im Moostal eine Schihütte eingeweiht.

*

Wir betrachten nun die wichtigsten Gebiete und Gestalten aus der touristischen Erschließung in neuerer Zeit, zuerst das Wirken der Bergsteiger und zumal des Alpenvereins auf der Kalkalpenseite des Arlbergs in den Lechtaler Alpen, dann die der Schitouristen im ganzen Arlbergrevier, also auch im Verwall der Zentralalpenseite, die allerdings — von den paßnahen Bergen wie etwa Peischelkopf und Kalter Berg abgesehen — immer, aber unverdient, eine kleinere Rolle in den Schigefilden und -geschichten des Arlbergs gespielt haben.

I.

Zuerst die Bergsteiger . . .

Auf der Seite der Lechtaler Alpen des Arlberggebietes kann man ganz streng genommen nur die Vallugagruppe zwischen Flexenpaß und Almejurjoch mit Fug und Recht zu diesem Gebiet rechnen. Um aber das erschließerische Wirken unseres Alpenvereins einigermaßen übersichtlich darzustellen, dehnen wir für die Hüttengeschichte diesen Raum bis zur Parseiergruppe im Osten und bis zur Gruppe der Roten Wand im Westen aus.

Die ersten Hütten wurden in den Achtzigerjahren im Bereich der Parseierspitze errichtet. Die ganze übrige Erschließung fällt aber etwa ins erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Abgesehen von der 1890 eröffneten Frassenhütte bei Bludenz sind z. B. alle Hütten in der Klostertaler Gruppe der Lechalpen zwischen Flexenpaß und Großem Walsertal 1911—1913 entstanden: die Biberacher Hütte 1911, Freiburger- und Ravensburger Hütte 1912 und die Göppinger Hütte 1913. Im Jahre 1927 ist dann das Blatt für diese „Klostertaler Gruppe" der Lechtaler AV-Karte erschienen.

Diese prächtige Bergwelt wurde in unserer AV-Zeitschrift durch Dr. Blodig (1905 und 1907) und durch den Verfasser (1927) sowie im Klostertaler Führer (1929) eingehend und verlockend dargestellt, wobei Dr. Blodig noch das seltene Glück hatte, Altmeister Compton als Maler dazu zu gewinnen. Es mag daher genügen, daran zu erinnern, daß das an kecken Gipfeln überreiche Berggebiet der Biberacher Hütte rings um das innere Gr. Walsertal zu den schönsten Naturparken der Ostalpen zählt, wo einst der Steinbock in Rudeln hauste und sich ganz sicher auch leicht wieder einbürgern ließe — ein ideales Naturschutzziel, das hier als besondere Aufgabe gestellt sei.

Die Rote Wand (2706 m) am Formarinsee bei der Freiburger Hütte als einen der allerschönsten Aussichtsgipfel (und zugleich Kletterberge) der Alpen noch zu loben, ist wahrlich nicht nötig. Und was über die Großwalsertaler Berge gesagt wurde, gilt auch für die übrigen Bergrevière rings um die Rote Wand oder für die stolze Braunarlgruppe bei der Göppinger Hütte und für die Wildgrubenspitzen bei der Ravensburger Hütte. Dort steht hinterm Spullersee auch einer der schönsten Kletterberge in Österreichs Alpenwelt — und einer der wenigen aller sechs Schwierigkeitsgrade — nämlich die Roggalspitze, der in diesen Jahrbüchern bereits eine Beschreibung gewidmet wurde (1951). Hier ist auch nachzutragen, daß das einzigartige Schaustück der Arlbergstraße zwischen Langen und Stuben, die in herrlichem Schichtungsschwung aufgesteilte Südwand der Grubenspitze (2662 m), 1951 durch Franz Bachmann und Robert Mayer, Feldkirch, bezwungen wurde. Bachmann hat 1951 mit Traugott Zint auch den rassigen NW-Pfeiler des Spuller Schafberges erstmals begangen.

In dem Herzstück der Westlechtaler Alpen zwischen Flexenpaß und Parseiergruppe nahm die Erschließung durch AV-Hütten einen ähnlichen Verlauf wie in der Klostertaler Gruppe. In der Parseiergruppe selber aber setzte sie ungleich früher ein:

1884 wurde die Augsburger Hütte (2298 m), auf der Südseite,

1886 die Memminger Hütte auf der Nordseite (2242 m) der Parseierspitze (3040 m) eröffnet. Mit ihren 3040 m ü. d. M. ist sie der höchste Gipfel und einzige Dreitausender nicht nur der Lechtaler sondern auch der ganzen Nördlichen Kalkalpen! Ihr Erstersteiger, am 23. August 1869, hieß J. A. Specht aus Wien, der auch an der Verwall-Erschließung gegenüber entscheidenden Anteil hat. Er war begleitet von Peter Sieß aus Grins als „Führer".

Die Augsburger Hütte klebt wie ein Schwalbennest an der steilen Südflanke des Massivs, die Memminger Hütte liegt nordhalb prächtig in einem einsamen seengeschmückten Hochkar.

1887 wurde das Kaiserjochhaus (2306 m) der Sektion Innsbruck des ÖTK als erste Hütte auf der Kalkalpenseite des engeren Arlberggebietes eröffnet. So schön aber

die Hütte am Kaiserjoch gelegen ist, sie blieb immer eine Art Stiefkind. Es fehlte ihr ein verlockender Hüttenberg. Der rechte Platz wäre das Almejurjoch gewesen, denn dort bietet sich der Stanskogel (2759 m) als sehr lohnender Aussichtsberg an. Tatsächlich hat dann auch die Sektion „Schwarzer Grat" des DuOeAV in Leutkirch im Allgäu dort 1912 die Leutkircher Hütte (2251 m) in allerschönster Jochlage eröffnet und dann die dadurch immer mehr verwaiste Kaiserjochhütte 1921 dazu erworben. — Mit dem Bau des Kaiserjochhauses (1887) war der erste Zeitabschnitt des Hüttenbaues in den Westlechtalern abgeschlossen. Im ersten Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende lebte der Hütten- und Wegebau wieder auf. Von der Leutkircher Hütte (1912) hörten wir bereits. Binnen einem Jahrzehnt wurden dann die ganzen Westlechtaler Alpen erschlossen: **1903** wurde die Ulmer Hütte (2285 m) auf der Südseite der Valluga von der Sektion Ulm a. d. D. des DuOeAV eröffnet, in wunderschöner Balkonlage am begrünten Vorderrand des Walsagehrkares mit einem herrlichen Verwallblick. Obgleich sie schon im ersten Winter (1903/04) von einzelnen Schifahrern besucht wurde, ging es noch mehrere Jahrzehnte, bis sie, immer wieder vergrößert, zu einer der berühmtesten Schihütten, die Valluga aber zu einem der bekanntesten Schiberge der Alpen wurde. Darüber wird weiter unten berichtet.

Uns bewegt hier vor allem noch die bergsteigerische Geschichte dieses schiweltweit bekannten Berges, ist doch die Valluga (2811 m), die anerkannte Fürstin des Arlbergs, „ein mächtiger Felskoloß und eine Aussichtswarte ersten Ranges". Dereinst vielbeliebtes Ziel des Bergfreundes ist sie allerdings für ihn verlorenes Land, seitdem eine Seilbahn sogar auf die höchste Spitze führt, die mit einem Betonklotz und überdies mit riesigen Reflektoren eines Fernsehsenders verziert ist. Die Bergsteiger haben sie abgeschrieben, die Schipistenfahrer zu ihrem Idol und der Staat zum Gerüst der Technik gemacht. Aber eben deshalb mag die versunkene Welt ihrer Vergangenheit hier festgehalten sein.

Der eigenartig fremd- und wohlklingende Name Valluga verlangt in diesem Sonderfalle eine Erklärung auch an diesem Ort[1]. Der Berg erscheint schon 1612 als wichtiger Markstein einer Landecker Grenzbeschreibung und als „höchster thopf in Valsaggeer". Im gleichen Jahr steht in einer Bludenzer Urkunde, daß die Landmark sich „von ihr welten her", also von oder seit allen Weltenzeiten her (!) „...in den höchsten Kopf in Vallsaggar" erstrecke. Aus diesem „Vallsaggar" ist auch die verwallhornte Form Valluga hervorgegangen, urkundlich ähnlich erstmals 1783 „Vallugarkopf", 1813 „Valluger", wobei der Ton auf dem a bzw. e liegt. Die wahre Herkunft aber verrät uns nicht nur diese Betonung und das „Vallsaggar" oben, sondern, nach Zösmair (1923), eine noch ältere urkundliche Form, nämlich „Valsigarerspitz" und „Valsigarerwand" 1774 auf Anichs berühmter Karte von Tirol. Dies Valsigar kommt nämlich zweifellos vom rätoromanischen vallis vaccaria (vallis = Tal, vacca = Kuh, auch im Sinne von Kuhalpe) und bedeutet Kuhtal oder auch Kühalptal. Aus der schönen Valluga wird also eine höchst nüchterne Kuhtalspitze!

Wer hat sie erstmals erstiegen? Das weiß man leider nicht. Für mich steht fest, daß diese alte Grenzmark mindestens schon vor mehreren Jahrhunderten erstiegen wurde und dann wieder ganz sicher um die Mitte des 19. Jahrhunderts von den Landmessern, deren „gewaltiges Gipfelsignal" 1885 Spiehler noch erwähnt. Die erste aus neuerer Zeit bekannte Besteigung und zugleich Überschreitung war vermutlich jene von A. Madlener, Bregenz, allein am 6. September 1877. Dieser hochverdiente Vorarlberger AV-Vorstand stieg aber zuerst auf die unschwierige Schindlerspitze (2645 m), den heute so beliebten Schiberg. Dann überschritt er die Valluga vom Schindler- zum Pazielferner und auch gleich noch den Trittkopf zum Flexenpaß hinüber! Auch sein nicht weniger berühmter Vorarlberger Vereinskamerad und Alleingänger Julius Volland erstieg die Valluga im gleichen Jahr 1877, ob vor oder nach Madlener ist nicht bekannt. Volland hat dann 1886 seinen Freund Baptist Hämmerle hinaufgeführt, wobei sie über den Ostgrat abgestiegen sind. Die drei Vorarlberger Alpinisten, die auch große Verdienste um die Verwall-Erschließung haben, wirkten also auch auf der Kalkalpenseite des Arlbergs sehr erfolgreich, ja ihre Namen sind hier fast mit jedem Gipfel verbunden, besonders in den

[1] Über die Bergnamen des Gebietes wird aus berufener Feder an anderem Ort in diesem Jahrbuch berichtet.

Klostertaler Alpen, weshalb ich denn auch meinen Klostertaler Führer (1929) dem allzubescheidenen Baptist Hämmerle noch zu dessen Lebzeiten widmen durfte.

Ein freundlicher Zufall verbindet den bekanntesten Arlberggipfel aber auch mit Anton Spiehler, dem ungekrönten Erschließerkönig der Lechtaler Alpen. Er hat den Berg am 27. August 1885 von dem lieblichen Bergdörflein Kaisers aus über den Schindlerferner — diese kleinen Gletscher waren damals alle noch rechte Ferner — erstiegen und erstmals nach Norden zum Pazieljoch überschritten, geführt vom „Gamskönig" Friedrich Lorenz und begleitet von Lehrer Eduard Walch, beide aus Kaisers.

Der allbeliebte Anton Spiehler (1848—1891), Reallehrer in Memmingen i. A., war der eigentliche Erschließer, ja Entdecker der Lechtaler Alpen für unseren Alpenverein, in dessen Zeitschrift er 1883 und 1885—1888 diese Bergwelt und ihr Tal in grundlegenden Berichten aufs liebevollste geschildert hat. Weil aber diese Berichte mit seinen eigenen Erlebnissen aufs glücklichste verbunden sind, so geben sie ein ebenso köstliches wie treffliches Bild des Alpinismus in jenen Zeiten und Bereichen.

Natürlich hat Spiehler auch den einzigschönen Platz für die Memminger Hütte an den Seewiesen ausgewählt. Als er 1891 dabei war, für das große Standardwerk des Alpenvereins „Die Erschließung der Ostalpen" (1893) den Abschnitt über die Lechtaler Alpen in gewohnter Gewissenhaftigkeit zu bearbeiten und als er eben deshalb gerade wieder in seine geliebten Lechtaler aufbrechen wollte, da ereilte ihn ein jäher viel zu früher Tod. Im „Spiehlerweg" von der Memminger Hütte an der Parseier vorbei zur Augsburger Hütte, einem Glanzstück des Lechtaler Höhenweges, lebt sein Name fort.

Mit der ersten vollständigen Begehung des Valluga-Nordgrates endlich durch Karl Hagspiel und J. Krimbacher, Innsbruck, am 18. 6. 1924, erscheint jene kleine aber ungemein erfolgreiche Bergsteigervereinigung der „Deutschalpinen Gesellschaft Melzerknappen", Innsbruck, auf dem Plan. Aufgemuntert durch ihren Vorstand Karl Steiniger, der eine Art Erbe Spiehlers angetreten hatte, stellten sie sich die Aufgabe, die Lechtaler Alpen vollends zu erschließen. Und sie haben sie im wesentlichen auch gelöst. Als dann 1911 das mittlere Blatt der vier AV-Karten der Lechtaler Alpen erschien, mit denen sich der AV-Kartograph L. Aegerter ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, da hat Steiniger so inhaltsreiche Schilderungen „Aus den Lechtaler Bergen" zwischen Valluga- und Parseiergruppe in unserer AV-Zeitschrift dazu veröffentlicht (1911), daß ich mit diesem Hinweis auch in diesem Raum so gut wie jeder weiteren Arbeit enthoben bin, zumal dann die „Melzer Knappen" nach ihren zahlreichen Neutouren und Kundfahrten — meist unter Hagspiels kühner Führung — 1924 ihren „Spezialführer" für die Lechtaler Alpen zwischen Flexen und Fernpaß herausbrachten.

Schließlich erbaute 1933 das Ehepaar Klaus und Hermine Meile, die langjährige Wirtin der Memminger Hütte, im Madau (1803 m) das „Bergheim Hermine", der einzige Stützpunkt für die meisten Berge ums Madau-Parseier, Alberschon und Röttal. Auch das liebliche Kaisers (1522 m) ist Standort für viele Fahrten.

Der Weiße Schrofen

Aber wenn auch die Vallugagruppe infolge der Bahnbauten nicht mehr so anziehend ist als Sommerziel, so kann ich den Bergfreunden doch verraten, daß sie in dem ostwärts unmittelbar anschließenden Weißschrofenkamm einen vollzähligen Ersatz finden. Sie brauchen nur von der Ulmer Hütte zum nahen Walsagehrjoch hinauf zu wandern, um schon vom Anblick des ersten Gipfels dieses Kammes, dem kühnen Turm der Knoppenjochspitze (2685 m) überrascht und gepackt zu werden. Und so hat jeder der vielen Gipfel — Lorsekopf, Lisunspitze, Weißschrofenspitze (mit 2755 m der höchste Punkt), die Bacherspitzen, Fallersteißspitze — seine fesselnde Eigenart und Schönheit mit einer Fülle kühnster Grate und steilster Flanken obendrein, mit denen sich so mancher berühmte Hochtourist herumgeschlagen hat — zu viele als daß man sie alle aufzählen könnte. Durch die Teil-

stücke des Lechtaler Höhenweges, welche süd- und nordseits des Kammes entlang führen, sind alle Führen von der Ulmer und Leutkircher Hütte aus leicht zugänglich.

Als dann 1913 das Blatt „Arlberggebiet" der ÄV-Karte erschien, hat Fritz Kurz den Bergen zwischen Flexenpaß und Kaiserjoch — wiederum in unserer AV-Zeitschrift (1935) — so schöne Fahrtenberichte gewidmet, daß mir nur mehr übrig bleibt, die allerwichtigsten Ereignisse festzuhalten.

1906 wurde die Ansbacher Hütte (2376 m) der Sektion Ansbach des DuOeAV an der Samspitze eröffnet, in herrlichster Sonnen- und Aussichtslage hoch über dem Stanzer Tal, dem mächtigen Verwall-Riffler gegenüber. Damit hatten die stolze Vorderseespitze (2888 m), aber auch die interessante Freispitze (2887 m) ihre Hütte und neue Freunde gewonnen. Aber auch das Kernstück des Lechtaler Höhenweges hatte damit einen seiner wichtigsten Stützpunkte erhalten.

1907 stiftete das Mitglied Frederik Simms der Sektion Holzgau des DuOeAV in hochherziger Weise die nach ihm benannte Hütte (2004 m) im Sulzeltal am Westfuß der Wetterspitze (2898 m), womit dieser schöne Felsberg endlich seinen Stützpunkt hatte, ist doch die Wetterspitze eines der Wahrzeichen des inneren Lechtales und mit dem Hochvogel der bekannteste, seit alters benannte Berg. Und damit kommen wir zu dem wohl interessantesten Kapitel in der Erschließungsgeschichte der Lechtaler Alpen. Ausgerechnet von diesem schroffen, vom Lechtal aus so abschreckenden Fels- und Kletterberg sind Original-Erstersteigungsberichte aus den Jahren 1832—1841 von Anton Falger, Elbigenalp, bekannt, ausführliche Angaben, mit Namen und Daten, welche die erstaunlichsten Schlüsse erlauben. Geht doch aus ihnen hervor, daß nicht nur Falger selber und seine vielen Lechtaler Freunde — er spricht von „unserem lieben Wetterspiz"! — den Berg häufig besuchten, sondern auch auswärtige Gäste, z. B. „6 Studierende von Augsburg" oder gar ein Schweizer. Einmal, 1841, waren es 21 (!) Personen zugleich am Gipfel, darunter sogar zwei Lechtalerinnen, Anna und Aloisia Scheidle.

Die Berichte Falgers[1] lassen gar keine Zweifel darüber, daß solche Bergfahrten von den Lechtalern gerne und häufig — z. B. auch auf den Hochvogel im Allgäu, ebenfalls ein Kletterberg — unternommen wurden. Dabei ist zu bedenken, daß es damals weder Schutzhütten, noch Bergführer, noch alpine Vereine gab. Wenn wir also unter Alpinismus das schlichte Besteigen der Berge um seiner selbst willen und ohne persönlichen Vorteil verstehen, dann ist er ungleich älter, als die alpinen Historiker heute wahr haben wollen. Dafür liefert uns jetzt gleich ein anderer Arlberggipfel den schönsten Beweis.

1910 wurde die Stuttgarter Hütte (2303 m) der Sektion Schwaben DuOeAV am Krabachjoch eröffnet. So schön ihre Hochlage, so verlockend dies Schmuckkästchen einer Hütte auch sein mag — der Platz war schlecht gewählt, denn unten im Pazieltal oder an dessen Ausgang oberhalb Zürs erbaut, wäre sie eine der berühmtesten Schihütten der Alpen geworden! Aber uns Bergsteigern kann die sommerliche Idylle dort oben nur recht sein, zumal wir dieserart einen schlechthin idealen Standort für die Roggspitze (Rockspitze, 2747 m) haben, d. h. für den — mit der Roggalspitze auf der anderen Seite des Flexen — unstreitig schönsten Kletterberg des „Arlberg". Ich habe ihm bereits eine kleine Einzelbeschreibung in diesen AV-Jahrbüchern gewidmet (1949). Zur Ersteigungsgeschichte ihrer wuchtigen Südostwand in meinem Arlbergführer (1929) ist nachzutragen, daß außer dem interessanten Anstieg durch den sogenannten Wollmankamin, der schräg durch die Wand führt und ziemlich früh auf den oberen Ostgrat mündet, inzwischen zwei weitere Anstiege durch diese stolze Wand gelegt wurden: Karl Reiter aus Bischofshofen, damals als Soldat in Feldkirch, durchkletterte am 13. September 1942 mit Hubert Pfeffer in achtstündiger äußerst schwieriger Kletterei die ganze Wand auf idealer Führe fast gerade in der Gipfelfallinie. Ohne Kenntnis davon zu haben, durchstiegen Oswald

[1] Falger ist eine alpinhistorisch ungemein fesselnde Persönlichkeit, ein Bäcker- und Bauernsohn (1791—1876) aus Elbigenalp im Tiroler Lechtal. Er wurde Graphiker und hat als Lithograph lange Zeit in Weimar gelebt. Dort kam er auch mit dem alten Goethe in Berührung, der sich über seine Illustrationen sehr lobend geäußert haben soll.

Gschließer und Josef Melchhammer von der AV-Jungmannschaft Bludenz die Wand am 28. 10. 1951 auf teilweise neuer Führe.

Die Valluga stand über dem einleitenden Abschnitt. Der mächtige Markstein der Roggspitze soll stolz am Ende dieser Betrachtung über die sommerlichen Arlberghöhen ragen, bietet er doch, gleich seiner kecken Schwester Wetterspitze, einen eindrucksvollen Beweis an für die oben aufgestellte Behauptung, daß die Älpler schon immer die heimatlichen Höhen zu erklimmen liebten, ja gerade auch von den kühnen steilfelsigen Zinnen angelockt wurden.

Als nämlich Anton Spiehler bei seinen Lechtaler Erschließerfahrten (1883) auch die Roggspitze ersteigen wollte und sich nach geeigneten „Führern" umschaute, da nannte man ihm in Lech den Gamsjäger Martin Werle aus Zürs, der den „Roggeser" — so nannte man den Berg — bereits früher erstiegen habe. Und in Kaisers bezeichnete man den Gamskönig Friedrich Lorenz, der dann später mit Spiehler auch auf der Valluga war, als den rechten Mann, denn auch er hatte die Roggspitze schon erstiegen. Unter seiner Führung erstieg denn auch Spiehler am 17. 9. 1883 die Roggspitze von Norden her, denn Lorenz kannte ja den heute noch üblichen leichtesten Anstieg schon.

Aber dann gab es noch einmal eine Überraschung, denn Spiehler fand auf dem Gipfelgrat einen „Stecken", daran war ein Blechstück befestigt, das die Inschrift trug: „Martin Jos. Zudrell, Hirt im Paziel 1877"!

Man hat die Besteigung Spiehlers als „erste touristische" bezeichnet. Das ist falsch, denn der Hirte Martin Jos. Zudrell von der Alpe Paziel am Fuße des Berges hat diesen im herkömmlichen Sinne schwierigen Kletterberg auch als „Tourist" bestiegen, nämlich zu seinem Vergnügen und aus Freude am Erklimmen gerade dieses stolzen Heimatberges. Die Zudrell sind ein altes Vorarlberger bzw. Montafoner Geschlecht, aus dem auch berühmte Bergführer hervorgegangen sind. Aber für die zwei Gamsjäger Werle und Lorenz aus Zürs und Kaisers gilt genau das Gleiche, denn an diesem „Freiberg" des Gamswildes gibt es nichts zu jagen, weil das getroffene Wild stets abstürzt und dabei gänzlich unbrauchbar wird.

Jeder der drei Älpler war allein. Jeder ging zu einer anderen Zeit und von einem anderen Ort aus. Zwei Jäger und ein Almhirte. Jäger und Hirten vor allem waren auch die ersten Alpenbewohner. Sie waren vor 500, 1000 oder 2000 Jahren genau so heimatverbunden, alpenvertraut und bergbegeistert wie jene drei. Es liegt daher kein ernster Grund vor, an der Annahme zu zweifeln, daß die Jäger und Hirten vor alters genau so auf die heimatlichen Höhen kletterten wie die drei „Arlberger" vor 80 oder Falger und seine Lechtaler Freunde vor 100 oder 125 Jahren auf „ihren geliebten Wetterspiz".

Sagen wirs doch gradheraus: Unsere Einbildung, ja Überheblichkeit, zu glauben, nur wir seien so kühne Mordskerle, die sich an solche Ziele wagen dürfen, nur dieser eitle Glaube nimmt uns den Mut zu dem „Ehre wem Ehre gebührt"! Dem wahren Bergsteiger aber ziemt Mut vor allen Dingen — Mut auch vor sich selber.

II.

... und dann die Schifahrer

Um die Entwicklung am Arlberg besser zu verstehen, muß daran erinnert werden, daß die eigentliche Geschichte des Schilaufes in Mitteleuropa in den Achtziger Jahren vereinzelt beginnt und in den Neunziger Jahren allgemein einsetzt, ja vielfach zu ersten Höhepunkten aufsteigt. Alle früheren Ereignisse — nicht wenige — blieben so gut wie wirkungslos. Das gilt ebenso für die Mittelgebirge, z. B. im Harz oder Erzgebirge, im Schwarzwald und ganz besonders im Riesengebirge und den Sudetenländern, wie auch für die Alpen. Und auch für den Arlberg.

Prähistorische Schibesuche am Arlberg

So nannten die immer zu einem Spaß bereiten Schipioniere alle jene Schifahrten am Arlberg, die vor der vielgenannten „klassischen" Schi-Erstbesteigung des Galzigs 1899, d. h. also vor 1900 stattfanden. Die Galzigfahrt 1899 wurde und wird vielfach heute noch als erste Schifahrt am Arlberg gewertet. Dies entspricht nicht den Tatsachen. Es wäre ungerecht, die durchaus bemerkenswerten Fahrten der „prähistorischen" Schifahrer nicht zu würdigen. — 1884 wurde die Arlbergbahn Innsbruck—Bludenz eröffnet; um **1885** wurden durch einen norwegischen Ingenieur, der den Bahnbau studienhalber besichtigte, die ersten Schier nach Langen am Arlberg gebracht und dort von drei Personen versuchsweise verwendet, z. B. um nach Klösterle und Stuben zu fahren; es waren dies der Gastwirt Fritz (Rudolf?), damals auf dem Hotel Post in Langen, ferner Ing. Bischof (von der Arlbergbahn?) und ein dritter namentlich nicht mehr bekannter Mann aus Langen. Das waren die ersten Schifahrer am Arlberg. Mehr war bisher darüber nicht zu erfahren.

Ein mehrfach verbreitetes Gerücht, um die gleiche Zeit hätten Konstanzer Schiläufer eine Schifahrt zur 1885 eröffneten Konstanzer Hütte im Verwall unternommen, ermangelt bisher aller Beweise; weil diese Fahrt aber durchaus möglich erscheint, sei sie hier erwähnt und zur Nachforschung in Konstanz aufgemuntert. Allerdings — noch 1888 schildert Dr. Strauß, der AV-Vorstand von Konstanz, in den AV-Mitteilungen eine Schneereifentour am 9. März 1888 von St. Anton zur Konstanzer Hütte, ohne Schier zu erwähnen.

Auch eine überall nachgedruckte Meldung, der Pfarrer von Lech habe schon um 1880 Schier benützt, hat sich als frei erfunden erwiesen und sei hier endgültig abgetan.

So ergibt sich jetzt eine Lücke in der Arlberg-Schigeschichte, denn erst 1895 lassen sich wieder Schifahrer im Arlberggebiet sicher nachweisen. Inzwischen aber wurden auch dies- und jenseits des Arlbergs in Innsbruck und Bregenz, Dornbirn und Feldkirch, Bludenz und Landeck zwischen 1890 und 1895 überall Schi aus Norwegen eingeführt, ja anderwärts in den Alpen schon erste Schigipfel bestiegen: 1890 der Heimgarten (1790 m) bei Murnau in Oberbayern als erster Alpenberg; am 8. 1. 1893 z. B. der Schild (2302 m) in Glarus, und am 3. 2. 1894 der Sonnblick (3006 m) in den Hohen Tauern als erster Dreitausender der Alpen. Es gab erste Schivereine und Schirennen in den Alpen. Zdarsky begann 1893 in Niederösterreich seine später so bedeutungsvollen Schifahrten. In Steyr und Glarus und andernorts gab es 1893 schon erste kleine Schifabriken, in Böhmen sogar schon 1891. Aber am Arlberg rührte sich scheinbar nichts mehr bis 1895. In diesem Jahr wurde auch der Bau der neuen Flexenstraße begonnen.

1895/96 war der spätere Direktionsrat Paul Martin, ein begeisterter Schifahrer, als Praktikant bei der Eisenbahnwerkstätte in Lindau i. B. stationiert. Er schrieb mir am 12. Oktober 1934: „Von hier aus wurde öfters der Pfänder als Schimugel erkoren und ab und zu der Arlberg in je 4½stündiger Hin- und Rückfahrt erreicht. In Langen a. A. sollte dem Vernehmen nach ein Bahnbeamter und in Lech ein Geistlicher damals schon Versuche mit Schi gemacht haben. Gesehen habe ich aber keinen von ihnen, noch sonst einen Einheimischen, der nur eine blasse Ahnung von schilaufen gehabt hätte. Meine Touren mußte ich fast durchweg allein machen.

So kam ich mal im Februar 1895 allein ins Walsagehr bis dahin, wo jetzt die Ulmer Hütte steht, später Ende Februar über den Arlberg nach St. Anton trotz eindringlicher Abmahnung der Frau Posthalter Fritz und einiger Einheimischer, die mein Vorhaben als Verrücktheit bezeichneten und es für unmöglich hielten, bei diesen Schneemassen — in Stuben waren teilweise Tunnels von Haus zu Haus gegraben — hinüberzukommen. Nach etwa 2½ Stunden Fahrt konnte ich Frau Fritz (in Stuben a. A.) von St. Anton aus telephonisch beruhigen lassen.

Eine gewagte Fahrt unternahm ich zu Lichtmeß 1896 (2. Februar) von Stuben aus über Zürs, Lech, Warth, Lechleiten, wo übernachtet wurde, dann über die Lechleitner Alm ins Rappenalpental-Virgsau nach Oberstdorf mit dem Rechtspraktikanten Färber. Es ging trotz Lawinengefahr alles gut ab".

Diese Fahrten sind auch durch andere Zeugnisse bestätigt. Paul Martin war also 1895, soweit bis heute bekannt, der erste Schifahrer, welcher den Arlbergpaß, den Flexenpaß und den Schrofenpaß (?) bei Lechleiten befahren und überquert hat. Sein Hinweis auf den Bahnbeamten in Langen zeigt, daß Ing. Bischof oder ein anderer die Schiversuche

von 1885 weitergepflegt hat. Daß Martin ihm nicht begegnete, ist weiter nicht verwunderlich, denn auch seine Bemerkung über den schifahrenden Pfarrer in Lech (1895) ist begründet, wie durch mehrere z. T. noch lebende Augenzeugen usw. einwandfrei bestätigt ist. Ja es sind sogar gleich drei Pfarrherren in Lech und Warth, die 1895/96 dort schigefahren sind. Pfarrer Müller in Warth am Lech beschaffte sich im Spätwinter 1895 auf Grund einer Abbildung und Anzeige in einer Zeitschrift Schneeschuhe aus Skandinavien und benützte diese „Schwedischen", wie er sie nannte, häufig zu pfarramtlichen Fahrten bis nach Lech. Im Winter 1895/96 war Pfarrer Schilling aushilfsweise in Warth. Zu Weihnachten 1895 besuchte ihn ein bairischer Zollbeamter auf Schiern. Durch ihn ließ er sich Schier aus Norwegen kommen, mit denen Schilling u. a. seinen Amtsbruder Schmidinger in Lech besuchte, der ebenfalls ab 1895/96 schon Schiläufer, und zwar der erste in Lech war.

Das hört sich sehr einfach an, war es aber gar nicht. Als 1947 alte Frauen und Männer, die noch Augenzeugen der Schiversuche Schmidingers waren, befragt wurden, sagten sie übereinstimmend aus, dies habe damals großes Ärgernis erregt. Nach Frau M. A. Wolf in Lech soll Pfarrer Schmidinger „immer am Kirchenrain geübt haben, zum Unmut der Bevölkerung, weil sich ausgerechnet ein Pfarrer mit solchen Dingen beschäftigte. Sie erinnert sich insbesonders daran, wie ihr Vater, Tobias Wolf, oft „kiebet hei" (= geschimpft habe) und gesagt hätte: „Ist jetzt des noch a rechte Lapperei!" Und die 80jährige Kreszentia Strolz aus Lech sagte, die Bevölkerung habe „geschumpfen, weil er mit seinem Schilaufen den Kindern so dumme Sachen vorgezeigt hätte". Auch ein Lehrer Franz Schneider habe um diese Zeit in Lech schigelaufen.

Im Schutz und Schnee des heiligen Christophorus

Viktor Sohm, der schon 1887 und 1889 — dazwischen weilte er in USA — in Bregenz erste kümmerliche Schiversuche gemacht hatte, mit ein Paar riesigen, von seinem Bruder als unbrauchbar beiseite geworfenen Schneeschuhen aus Norwegen oder Schweden, war zweifellos das treibende Element zur Pionierzeit im Arlbergrevier. Sohm ist von Geburt Schweizer und verbrachte den größten Teil seines Lebens als Inhaber eines Sportgeschäftes in Bregenz, wo er um 1890 den Schilauf wieder aufgenommen, aber nur zeitweise gepflegt hatte. In Lindau lernte er zwei Gleichgesinnte kennen, Bergsteiger vom echten Schrot und Korn wie er: die Zollbeamten Hermann Hartmann und Josef Ostler. Hartmann hatte in Starnberg bei einem Schweden das Schifahren gelernt und war schon ein recht ordentlicher Läufer. Ostlers Begeisterung war eher noch größer. Im übrigen braucht dieser nachmals so berühmte Bergsteiger und Lehrmeister eines Franz Nieberl hier kein Lob. Er weilt noch unter uns und verbringt seinen Lebensabend in Pullach bei München.

1899. An einem kalten Novembertag 1899 schoben Hartmann, Ostler und Sohm mit Fabrikant Julius Rhomberg aus Dornbirn als Vierter im Bunde ihre riesigen Schnabelschier von St. Anton a. A. auf der Straße nach St. Christoph hinauf. Am sogenannten „Kalten Eck" begegneten sie dem Hospizwächter Troier von St. Christoph. Der staunte nicht wenig über die seltsamen Schneeschuhe, nicht ahnend, daß sie seine künftigen Geschicke mächtig beeinflussen würden. Dies waren also vermutlich die ersten Schifahrer, die — nach Martins Arlbergfahrt 1895 — von St. Anton zur Arlberghöhe hinaufzogen. Sie leiteten eine neue Epoche am alten Arlberg ein, denn sie begnügten sich zwar mit einer schlichten Schifahrt über den Arlberg, aber sie kamen wieder und wieder, nach St. Christoph, nach Stuben, nach Zürs.

Seit der Eröffnung der Arlbergbahn 1884 lag das altehrwürdige, 1386 gegründete Hospiz St. Christoph (1768 m), östlich nahe der Arlberg-Paßhöhe (1802 m) einsam und verödet, nachdem es jahrhundertelang gerade winterlichen Paßreisenden unschätzbare Dienste getan hatte. Um es vor mutwilliger Zerstörung zu schützen, setzte man Wächter hinauf. Am 15. Oktober 1898 zog Oswald Troier mit seiner Tochter Lisl dort oben als zweiter Wächter ein. Ein gutes Jahr später hatte er jene schicksalhafte Begegnung mit den vier Schifahrern.

1899 am 10. Dezember war Hermann Hartmann schon wieder da[1]. Er war wieder mit Oftler und Sohm zum Arlberg gereift. Die beiden hatten aber ihre bei Fischer in Freiburg bestellten neuen Schi noch nicht erhalten und daher Schneereifen dabei, Hartmann aber Schi. So mußten sie ihn ziehen lassen, und während sie mühsam oberhalb Stuben einen Vorstoß in die Wildgruppe versuchten, reiste Hartmann nach St. Anton und stieg mit Schi nach St. Christoph hinauf. Es lag der schönste Pulverschnee. Kurz entschlossen packte er den verlockenden Schimugel an, der sich da über St. Christoph erhebt: den Galzig! Und es gelang. Wieder im Hospiz zurück, trug er sich unter dem 10. Dezember 1899 ins Fremdenbuch ein:

„Mit Schneeschuhen von St. Anton nach St. Christoph in 1½ Std., von St. Christoph auf die Galzigspitze (2185 m) in 2 Std. 10 Min., abwärts in 18 Min., Schneehöhe 0.68 m bis 1.60 m — herrliche Rundsicht!"

Das war die erste Besteigung eines Schigipfels am Arlberg.

Der herrliche Schnee begeisterte Hartmann und er eilte auf seinen langen Latten über die Paßhöhe nach Stuben, um die Freunde zu treffen. Viktor Sohm erzählte und schrieb mir dazu: „Als Oftler und ich nach dem blöden Versuch die Felsen der Wildgruppe zu ersteigen, auf die Arlbergstraße zurückkamen, stießen wir mit Hartmann zusammen, der ganz überglücklich war über seine Galzigbesteigung — mit Recht...". Hartmann war so begeistert, „daß der diesen glorreichen Tag mit zwei Abfahrten von Stuben nach Langen abgeschlossen hat".

Hospiz St. Christoph am Arlberg — Urheimat der Arlbergschule

Auch Oftler erinnert sich dessen noch genau: „Hartmann fuhr mir und Sohm (wir kamen von einer Schneereifentour) in Richtung Langen vor, kam dann sogar von Langen

[1] Irrtümlich wurde bisher meist der 18. (oder 12.) Dezember angegeben. Die Eintragung Hartmanns im Fremdenbuch von St. Christoph ist aber ganz sicher echt und lautet zweifelsfrei auf den 10. Dezember 1899.

nochmals herauf und fragte uns, fröhlich höhnend, was er in Langen für uns bestellen solle."

Sohm und Ostler aber „schworen damals den Schneereifen ab".

1899, am 20. Dezember, war Hartmann schon wieder mit Schi am Arlberg und stieg von St. Anton zur Konstanzer Hütte auf. Die Rückfahrt nahm er über St. Christoph. Ja, Ostler — die Schi von Freiburg waren inzwischen eingetroffen — verbrachte sogar die Feiertage vom 24. bis 26. Dezember in St. Christoph, vermutlich als erster Weihnachts-Schigast dort oben. Am 24. Dezember 1899 waren aber auch Wilhelm Maschler und Anton Bernardi aus Langen auf „Schneeschuhen" in St. Christoph. Sie fuhren nach Langen zurück, wo es also auch schon damals noch andere Schifahrer gab.

Und dann taten sich die drei, Hartmann, Ostler und Sohm, wieder zusammen und feierten Silvester und den Beginn des neuen Jahrhunderts am 1. 1. 1900 auf dem Gipfel der Scheſaplana (2965 m), die so der erste mit Schi erstiegene Hochgipfel in Vorarlberg und Westösterreich wurde. Der Arlberg aber hatte es ihnen angetan:

1900, am 6./7. und am 14. Jänner sind Ostler und Sohm wieder in St. Christoph, am 14. ist noch Fritz Eyth aus Bregenz dabei; sie machen die zweite und dritte Schibesteigung des Galzig, suchen und finden neue Aufstiege und Abfahrten an diesem idealen Schiberg der Schiberge am Arlberg. Das einst so verschrieene Schneeloch war über Nacht zum Schiparadies des Westens (von Österreich) geworden, St. Christoph aber das erste Zentrum und Standquartier. Troiers große Zeit brach an, aus dem Wächter wurde der Pächter und Wirt des Hospizes.

Oswald Troier und seine Tochter Lisl sind mit der Schigeschichte des Arlberg untrennbar verbunden, einmalige Gestalten, ohne die das Bild unvollkommen bliebe. Troier war Osttiroler und mit dem berühmten Maler Albin Egger-Lienz verwandt, dessen Mutter Maria eine geborene Troier war. Weil damals noch jede andere Verbindung von St. Anton auf die Schihöhen des Arlbergs, aber auch jede Unterkunft fehlte, so war es selbstverständlich, daß die ersten Schifahrer alle in dem schneesicheren „wie in einer Schüssel voll Schlagsahne" gelegenen St. Christoph Unterschlupf suchten. So wurde Troier zum Wirt. Lisl bediente. Auch sie war ein Original und „eine kritische Person, welche sorgfältig darüber wachte, daß die Stammgäste nicht zu kurz kamen". Sie konnte recht kratzbürstig sein. Wem sie aber wohlgesonnen war, dem brachte sie hochgehäufte Teller der weitberühmten „Sprungspeise" und dem wurde auch die Ehre zuteil auf ihr großes „Schituch" seinen Namen schreiben zu dürfen, den sie dann fein und säuberlich nachstickte und so eine einzigartige Sammlung von Namenszügen fast aller berühmten Arlbergschifahrer zusammenbrachte, denn das erste Tuch mußte bald durch ein zweites, ja drittes ergänzt werden. Sie heiratete später den bekannten Arlberger Toni Schneider, den jüngeren Bruder des Hannes, den Troier als Gehilfen nach St. Christoph geholt hatte. Wie schlicht es 1901 noch auf St. Christoph zuging, schildert Hofrat Anton Lechtaler, Feldkirch, der mit seinem Tiroler Freund Grissemann und dem 17jährigen Realschüler Karl Huber aus Dornbirn den Weihnachtsabend 1901 als einzige Schigäste im Hospiz verbrachte: „Weil von Handwerksburschen in früherer Zeit der Fußboden der großen Stube links vom Eingang durch Feuer beschädigt worden war, konnte sie nicht benützt werden. Troier hatte daher in der kleinen Stube rechts vom Eingang seinen Christbaum aufgestellt. Bei fröhlichen Gesprächen, Gesängen, Kartenkünsten und Wahrsagereien verging rasch die Zeit. Um 11 Uhr nachts wurden Tür und Fenster geöffnet, um den Rauch hinauszulassen, Tisch und Stühle hinausgestellt und dafür Strohsäcke hereingetragen und auf den Fußboden gelegt, auf welchem wir drei Gäste es uns bequem machten, während Troier und Lisl in der anstoßenden Nebenkammer sich zur Ruhe legten. Über Nacht fiel 20 cm Neuschnee. Wir vier Männer, ohne die Lisl, machten am nächsten Vormittag einen gemeinsamen Schiausflug in die nächste Umgebung..."

Natürlich hat Troier auch bald schifahren gelernt, aber es war ihm wohl immer ein wenig zu mühsam, zumal er dem „Tiroler Spezial", dem Südtiroler Rotwein, recht zugetan war und gerne ein wenig über den Durst trank. Immerhin hat er an einigen der ersten Schifahrten teilgenommen, wie wir bald hören werden. Seinen Schifahrern war er ein treuer Gastgeber, ja dies führte sogar dazu, daß er noch vor dem ersten Weltkrieg St. Christoph verließ, „...weil er den Pacht nicht mehr bezahlen konnte. Zu Preissteigerungen war er aber nicht zu haben... Er war dann eine Zeitlang Wirt in der Umgebung von Innsbruck, hat aber den Verlust des Arlbergs nicht lange überlebt." (Kutschera). Auch Lisl lernte natürlich Schifahren. So lesen wir unterm 5. und 6. März 1900 im Fremdenbuch einen Eintrag von Viktor Sohm: „Übungsfahrten ohne Stock in Begleitung von Frl. Lisl Troier (Maienberg-Hospiz). Wunderbar schönes Wetter." Und am 18. und 19. März 1900 verzeichnet Ostler mehrfach Übungsfahrten mit Oswald und Lisl Troier im Gästebuch. Lisl war also wohl die erste Schifahrerin am Arlberg.

1900, das erste Jahr des neuen Jahrhunderts, wurde aber auch für den westlichen Arlberg zum Schicksalsjahr, denn die Schipioniere hatten bald entdeckt, daß Stuben und Züs

ihrer ersten Liebe St. Christoph nicht nachstanden. So kam es, daß der am 24. Juni 1890 in Stuben geborene Bauernsohn **Hannes Schneider** als noch nicht 10jähriger Bub Anfang 1900 in Stuben die ersten Schifahrer zu sehen bekam. Er erzählte mir und hat es auch wiederholt veröffentlicht: „Im Jahre 1900 habe ich die ersten Schiläufer, und zwar die Herren Viktor Sohm, Dr. Madlener und Prof. Karl Gruber gesehen. Diese Schiläufer regten mich an, mir Schi zu verschaffen. Meine ersten Schi entstanden aus Abfällen von Schlittenkufen. Als Bindung diente ein Sieb, das ich auf die Schi festnagelte und das ungefähr aussah wie der Vorderteil eines Schuhs. Mit diesen Schiern begann ich meine ersten Versuche in Stuben. Ich blieb damals allein und wurde von der übrigen Jugend nicht wenig ausgelacht; oft habe ich erst spät abends, wenn mich niemand mehr sah, meine Schiversuche unternommen. Besonders erfolgreich waren diese ersten Schiversuche wohl nicht."

Aus diesem Grunde haben sich diese Begegnungen 1900/1901 erst 1903 und 1905-1906 allmählich ausgewirkt.

Noch lag aber das Schwergewicht der Pionierfahrten in St. Christoph. Blättert man das Fremdenbuch dort vom Jahr 1900 durch, so stellt man ungezählte Besuche von Ostler, von Sohm und anderen fest. Bald aber gesellten sich eine stattliche Zahl begeisterter Schifahrer zu ihnen, besonders auch aus Feldkirch, Dornbirn und Bregenz, aber auch aus Tirol und von weiterher. Leider haben sich längst nicht alle in den Fremdenbüchern eingetragen. Aber selbst die Zahl der Einträge wird zu groß, als daß man sie alle vermerken könnte. Uns bewegen vor allem die ersten Gipfelbesteigungen mit Schi und da taucht zuerst ein neuer Name auf:

1900, am 25. Februar, besteigt der nachmals berühmte Hochtourist G. Herold — der Herold-Kamin am Totenkirchl trägt seinen Namen — aus Lindau die Schindlerspitze (2645 m), vom Walfagehrjoch aus auf „Kanadischen" oder, wie er sie nannte, „Münchner Schneeschuhen", denn er hatte sie vom Münchner Sporthaus Schwaiger erhalten. Das waren lange, hinten zugespitzte Schneereifen, denen ein kurzer Schi unterlegt war. Spitzfindige können sich also darüber streiten, ob das die erste Schibesteigung war oder nicht. Jedenfalls aber stieg Ostler schon am 12. März 1900 „mit Troiers Schneeschuhen" bis zum Fuß des Schindler-SW-Grates auf, erkletterte diesen im Auf- und Abstieg und fuhr dann auf Schi zum Hospiz zurück.

1900, am 17. März ist Herold schon wieder da, diesmal mit richtigen „Fellschiern" und besteigt „den Schindler" (2645 m) vom Walfagehrjoch her mit diesen Schiern. Womit die drei ersten verbürgten Schibesteigungen des dann so berühmten Schiberges festgestellt sind. Auch ihn will man jetzt mit einer Seilbahn erschließen!

Diese Fellschier, eine Erfindung Dr. Madleners, Kempten, waren Schi ohne Führungsrinne; die Felle waren in die Lauffläche eingelassen und festgenagelt. „Troier war unermüdlich im Verbessern der Schitechnik", schreibt Lechtaler: „So dachte er sich Keile aus, welche unter die Schimitte mit dem breiten Ende nach hinten angeschnallt wurden, um das Rückwärtsgleiten zu verhindern; dann band er sich Spagat kreuzweise unter die Lauffläche, um das Aufwärtsgehen zu erleichtern. Sein Lieblingsgedanke war, eine Schweinshaut, deren Borsten das Rückwärtsgleiten verhindern sollten, am Schi zu befestigen". Sohm hat diesen Gedanken dann in seinen Klebfellen verwirklicht, Seehundfelle, die mit Schiwachs aufgeklebt wurden und einige Jahrzehnte lang bevorzugte Steighilfe der Schi-Hochtouristen waren.

Hier mag daran erinnert sein, daß die Ausrüstung der alpinen Schifahrer dazumal einerseits noch unglaublich einfach, anderseits allzu reichlich war, weil man sich fürs Hochgebirge wie zu einer Polarexpedition ausrüsten zu müssen glaubte, z. B. auch mit Fellschuhen, über die man dann genagelte Sandalen schnallte! Die Schier waren anfangs mindestens 2,50 m lang. Als Bindung benützte man um 1900 noch die Meerrohrbindung, wobei die gebogenen „Meerröhrle", deren man immer einige 6—8 als Ersatz mitführte, die Fersenriemen ersetzten. Dafür erlaubte sie ein „Bremsen", indem man — den Absatz neben dem Schi in Schnee drückte! Der Doppelstock war vor 1900 kaum bekannt. Die Bergsteiger nahmen einen langen Bergstock oder den dick umwickelten Eispickel mit, andere Zdarskys vielverspottete Bambuslanze, um die er seine Stemmbögen bombensicher drehte. Schiwachs und ähnliche Gleitmittel waren anfangs

nicht bekannt. Die Arlberger nahmen Leinöl. Baudisch, 1891 der erste Schifabrikant Österreichs, ein Riesengebirgler, empfiehlt 1894 für das „Einfetten" der Schier auf der Tour am besten Talg, feuchtes Salz oder auch einen „Häring". Und das war durchaus ernst gemeint.

1900, am 19. März, erstiegen Herold und Ostler erstmals den Peischelkopf (2415 m) von St. Christoph mit Schi „mit verschiedenen Aufenthalten zu Übungszwecken in 4¾ Stunden zum Gipfel. Nach ¾ Stunden Rast flotte Abfahrt in 20 Minuten nach St. Christoph". — Für 1900 eine recht respektable Zeit. So war auch der zweite Schiberg am Arlberg bestiegen, der bald große Mode wurde.

Schon am 27. März 1900 machte Ostler allein eine leider „mißglückte Schifahrt durch das Nenziggasttal gegen den Kaltenberg (Eintritt von dichtem Nebel)". Der hochberühmte Schiberg blieb noch 4 Jahre unberührt; (s. 1904, 6. März).

1900, am 27. Mai, stieg „med. Anton Heckmann, Weidlingau" (bei Wien) von St. Christoph „mit Schi auf den Galzig" — bemerkenswert, weil hier schon die später so beliebten Maitouren um St. Christoph geübt werden und weil Heckmann vor- und nachher häufig als einer der ersten Schidauergäste von Wien am Arlberg weilte.

1900, am 9. u. 20. Dezember erhält der Peischelkopf zur Saisoneröffnung Besuch, am 9. von Hartmann, Ostler und Sohm. Hartmann schreibt ins Gästebuch: „Am 20. 12. mit dem berühmten Schiläufer O. Troier in zirka 3½ Std. auf den Peischelkopf (2415 m)". Das war Troiers erster Schigipfel. Und weiter steht da: „Am 21. 12. mit O. Troier nach Zürs und Lech, anderntags auf die Freiburger Hütte." Über diese erste Schifahrt Hartmanns in die Klostertaler Alpen ist leider nie etwas verlautet.

1901, das denkwürdige Jahr des Schi-Arlberg, begann auf St. Christoph gar würdig. Am 1. Jänner ist Viktor Sohm noch als einziger Schigast eingetragen. Aber am 3. Jänner taucht eine ganze Schar Schifahrer von St. Anton auf, darunter der 9jährige Rudolf Schuler. Die kleine treue Gemeinschaft besiegelte jetzt ihr Zusammensein mit einer bedeutsamen Klubgründung. Sie schreiben ins Fremdenbuch: „Durch die Natur entzückt, durch den Sport begeistert, durchdrungen von der Notwendigkeit, am Arlberg einen bescheidenen Sammelpunkt für die Freunde dieses edlen Vergnügens zu schaffen, fühlten sich die am extempore beteiligten Ausflügler bewogen, den Schiklub Arlberg[1] zu gründen! — St. Christoph, 3. Jänner 1901. Klubobmann: Karl Schuler. Klubobmann-Stellv.: Dr. Rybitzka. Klubkassier: Josef Schneider. Klubwart: Oswald Troier. 1. Klubmitglied: Beil. Assistent. 2. Klubmitglied: med. F. Gerstel. 3. Klubmitglied: Lisl Troier. 4. Klubmitglied: Rudolf Schuler."

Man findet die Eintragung der Klubmitglieder noch gar manches Mal in jenen Gästebüchern. Troier und die Lisl sind also auch dabei, Lisl als „erste Dame" des Klubs. Diese Klubgründung war von großer Bedeutung für die Schigeschichte des Arlbergs, in touristischer und sportlicher Hinsicht. Der SCA wurde ein Weltbegriff im sportlichen Schilauf, aber auch in der Entwicklung der alpinen Schifahrtechnik. Die Vorherrschaft des Schisportes, die später daraus erwuchs, spiegelt sich darin, daß man den 3. Jänner 1901 gerne auch als den Geburtstag des sportlichen Schilaufes in Tirol bezeichnet. Dies enthebt mich weiterer Ausführungen an diesem Ort. Ich verweise auf die zahlreichen Schriften dazu von Gomperz, Langenmaier, Pfeifer u. a.

Der Schibetrieb in St. Christoph—St. Anton lief bald in schon gewohnten Bahnen. Das bedeutsame Jahr 1901 aber schloß touristisch ebenso bedeutsam wie es sportlich begonnen hatte, denn Anfang Dezember wurde die Königin Valluga, des Arlbergpasses höchster Gipfel auf der Kalkalpenseite, erstmals von Schifahrern angepackt. Viktor Sohm schrieb mir 1932: „In meinem Tourenbuch finde ich:

1901, 8. Dezember. Herold und ich Schindlerspitze—Südwestgrat Valluga. Schindlerspitze 12.40 — 1.40 Uhr. Sturm und die späte Stunde veranlassen uns, die Tour auf der Grathöhe abzubrechen. Ab 3 Uhr, Straße 5 Uhr. Herold zieht nach Stuben ab, ich fahre nach St. Christoph. In der Nacht Sturm, am nächsten Morgen scheußliches Wetter. Ab nach St. Anton; vom Schröfele ab regnete es."

[1] Später stets „Ski-Club Arlberg", daher „SCA".

Mit der Grathöhe ist jene Gratschulter (2743 m) im SW-Grat gemeint, bis zu der man vom Paziel (W) mit Schiern aufsteigen kann. Die Bergstation der Vallugabahn (2647 m) steht südöstlich rund 100 Höhenmeter tiefer. Der Vallugagipfel wurde also an diesem 8. Dezember 1901 nicht erreicht. Aber wenn man deshalb diese erste Schibesteigung etwa nicht gelten lassen will — sie fiel Viktor Sohm trotzdem zu, denn schon

1902, am 24. Jänner bestieg er den Gipfel wiederum mit Schi und von der Walsagehrseite her. Sein Begleiter war diesmal Vater Troier! Er schreibt: „Für Troier war das ein ganz großes Erlebnis. Ich höre ihn noch, wie er auf der Vallugaspitze vor Freude und Entzücken ausrief: ‚O, das ischt betrogen, das ischt betrogen'. Damit wollte er ausdrücken, daß diese endlose Fernsicht trügerisch sei."

Das war Vater Troiers erste Valluga-Schifahrt.

1902, 1. Jänner: Auch das Jahr 1902 begannen Sohm und Ostler auf Schiern in St. Christoph. Aber es kam noch ein dritter, ein neuer Schigast, der nachmals weitberühmte Berg- und Schiführer Ferdinand Schallert aus Bludenz. Die drei waren die einzigen Schigäste. Aber Mitte März dann gab es plötzlich Großbetrieb auf St. Christoph. In St. Anton fand unter der Leitung führender Pioniere des alpinen Schilaufes Wilhelm Paulcke und Karl Gruber der erste Schikurs für Bergführer des DuOeAV in den westlichen Alpenländern statt. Es nahmen 10 Bergführer aus Vorarlberg und Tirol teil, darunter auch der Arlberger Jos. Ladner aus St. Anton. Der Kurs war so erfolgreich, daß Paulcke und Gruber es wagten

1902, am 13. März von St. Christoph aus den Kurs auf die Valluga zu führen. Paulcke hat eine köstliche Schilderung und gute Bilder davon hinterlassen (DuOeAV-Z. 1902). Ein Teilnehmer beteuerte zwar, so eine Dummheit habe er sein Lebtag noch nicht gemacht, aber 7 von den 10 Führern erreichten die Spitze und waren hell begeistert. Der Montafoner Führer Jodok Salzgeber aus Tschagguns rief ein übers andere Mal: Jetz na, jetz na — a so schöö, a so schöö, des het i miar jetz net tromt!" Das hätte er sich nicht träumen lassen. — Aber auch die Abfahrt ging glücklich vonstatten und 1½ Stunden nach dem Anschnallen „war die ganze Gesellschaft wohlbehalten in St. Christoph und nach kurzer Rast gings nach St. Anton."

Viktor Sohm 1902

In St. Anton war gerade Viktor Sohm (nach kühnen Erstlings-Schitouren im Samnaun) eingetroffen, um drei berühmte Schipioniere aus dem Allgäu zu empfangen: Photograph Eugen Heimhuber, Oberstdorf i. A., Dr. Max Madlener, Kempten und Dr. Christoph Müller, die morgens um 3 Uhr in St. Anton eintrafen und zur selben Stunde von dort

1902, am 14. März direkt auf die Valluga stiegen. Heimhuber hat prächtige Photos gemacht (s. Tafel IV, oben); eines davon habe ich in meinem Arlberg-Schibuch (1933) veröffentlicht. Das war ein Ereignis für den Arlberg, denn Dr. Madlener (nicht zu verwechseln mit Andreas Madlener, Bregenz, nach dem das Madlenerhaus in der Silvretta benannt ist), stand damals mit an der Spitze der AV-Pioniere für alpinen Schilauf. Er war auch einer jener Schifahrer, die Hannes Schneider veranlaßten, sich Schier zu basteln. 1901 hatte er in den AV-Mitteilungen „Einiges über alpinen Schilauf" veröffentlicht; in Wahrheit der erste wirklich brauchbare und sachkundige Artikel dieser Art. Während

damals noch der wilde Streit zwischen den „Norwegern" (Paulcke) und den „Lilienfeldern" (Zdarsky) loderte, schrieb er: „Nach meiner Erfahrung kann man norwegisch oder lilienfelderisch selig werden." — Die echten alten Arlberger haben übrigens diesen Streit nie so wichtig genommen. Sie waren viel zu begeisterte Bergsteiger. Viktor Sohm schrieb mir 1932: „Der Kampf gegen Lilienfeld war an sich eine Hetz; wir verspotteten Meister Zdarsky in ulkigen Versen, die wir auf die Wandtafel in St. Christoph schrieben... Das lasen dann die Zdarskyaner, die St. Christoph besuchten, und dann schimpften sie wieder mächtig über uns ‚Norweger'."

Im Schneeloch vor dem Arlberg

Im „Schneeloch", nämlich auf der schneereichen Westseite des Arlbergs in Langen—Stuben—Zürs und Lech, denn während das Schileben auf St. Christoph jetzt sozusagen ganz von selber lief und wuchs, verlagerten Sohm und seine Freunde den Schwerpunkt ihrer Pionierarbeit an den Westarlberg, dessen Hochgebirge um Stuben, Zürs und Lech trotz den „prähistorischen" Schibesuchen und -versuchen von Martin und den Pfarrherren am Tannberg (1895) noch immer im tiefsten Winterschlaf lag.

1902, im Spätwinter bzw. April erstieg Sohm allein von Zürs aus den Rüchikopf (2363 m) (leider fälschlich Rüfikopf genannt[1]) und den Trittkopf (2722 m) als Erster mit Schi.

Auf seine unterste Westgratschulter führt schon seit etlichen Jahren ein Schilift und auf den Rüchikopf (Rüfikopf) wurde 1956 von Lech eine Seilbahn eröffnet. Damit wird die ungemein rassige Steilabfahrt von dort nach Lech zur beliebten Piste werden; von ihr schrieb mir Sohm 1932: „Rüfikopf—Lech ist eine Tour der neuesten Zeit, die Bernays zuerst mit einem anderen Begleiter gemacht hat und dann in meiner Begleitung wiederholte."

Ein für die Schigeschichte des Arlbergs wie des Alpenvereins hochbedeutsames Ereignis fällt in das Jahr 1903:

1903, am 5. September, wurde die Ulmer Hütte der Sektion Ulm a. d. D. DuOeAV eröffnet. Kein Geringerer als Anton Spiehler, Memmingen, hatte den Ulmern die West-Lechtaler empfohlen. Gestützt auf den Rat der Bergführer Anton Mathies, Stuben und Klimmer, St. Anton, schlug Dr. Prinzing, Ulm, dann den Platz auf der Walsagehralpe vor. Von all den vielen Ulmer Schiläufern und Bergsteigern, die ebenso mit dem Hüttenbau und seinen vielen Vergrößerungen wie mit der Schigeschichte des Gebietes verbunden sind, seien nur Prof. Dr. Wilhelm Weisser, Oberinspektor Max Gnann, Dr. Eugen Schäuffelen, Prof. Ernst Marmein und besonders Prof. Dr. Karl Weiger genannt, der wie Gnann ein Stück seines Lebens an die Hütte gehängt hat. Professor Weisser war es auch, der in das Schileben Hannes Schneiders folgenschwer eingegriffen hat. Als er nämlich gerade im Jahr 1903 den 13jährigen Hannes auf seinen armseligen selbstgebastelten Brettlein herumrutschen sah, da beschloß er, ihm „ein Paar richtiggehender Schier mit Meerrohrbindung" zu schenken. Hannes schrieb dazu: „Damals wurde gerade die Ulmer Hütte eingeweiht und ich sollte eine Ansprache halten. Der Kaplan von Stuben lehrte sie mich, bis ich sie auswendig hersagen konnte. Keine kleine Aufgabe für mich und für ihn. So wurde ich mit der Sektion Ulm bekannt." Mit den neuen Schiern ging es nun schon wesentlich besser, aber noch fehlte dem Hannes ein guter Lehrmeister. Auch er sollte sich bald finden.

Der Hüttenbau war aber auch von großer Bedeutung für „das freundliche Verhältnis der Sektion Ulm des DuOeAV zu dem trauten Gebirgsort Stuben", weshalb denn auch in einer Festschrift der Sektion „diesem lieben Nest ein Loblied gesungen wird." Auch Stuben hatte wie St. Christoph seit Eröffnung der Arlbergbahn 1884 infolge Einstellung des Verkehrs über den Arlberg schwer gelitten, so sehr, daß die seit etwa 1410 (!) in Stuben als Zolleinnehmer, Postmeister und Gastwirte ansässige Familie Fritz

[1] Der Name kommt zweifelsfrei von der Rüchi, d. h. von der Rauheit des Karrenfeldes auf dem Kopf (Finsterwalder).

vom alten Post-„Gasthof Fritz" verkaufen und abziehen wollte. Zum Glück kam es nicht dazu. Die Sektion Ulm übertrug jetzt die Bewirtschaftung der Ulmer Hütte der Postwirtin Frau Fanny Fritz, die dadurch und bis zu ihrem Tode 1953 untrennbar mit der Berg- und Schigeschichte des Arlbergs verbunden wurde, ja im wahrsten Sinne die Schimutter des Arlbergs wurde, Tausenden von Schifahrern bekannt, Inbegriff der mütterlich sorgenden Gastwirtin auf der „Post" in Stuben (und auf der Ulmer Hütte). Aber da war auch noch die Hühnengestalt des „Mondschein"-Wirtes Walch und seine beliebte Gaststätte, da stand unweit des Kirchleins das Geburtshaus von Hannes Schneider, des späteren Begründers der Arlbergschule und Arlbergtechnik, da hausten die Schi-Familie Mathies und viele treue Helfer des Alpenvereins. Und da gab es Schnee, Schnee, Schnee, so daß voreinst nicht selten Schneetunnels von einem Haus zum andern gegraben oder gar gelegentlich der Einstieg durchs Fenster des ersten Stockes genommen werden mußte. Das war das Schidorf, wie man es träumte. —

1903, am 20. Oktober, kaum eröffnet und eben erst eingeschneit, erhält die Ulmer Hütte von Stuben über Rauz den Schibesuch von — Viktor Sohm, der abends um 5 Uhr noch auf der Schindlerspitze steht und andern Tags bei „ausgezeichnetem tiefem Pulverschnee auf der ganzen Bahn" übern Galzig nach St. Christoph abfährt. An diesem andern Morgen des 21. Oktober stiegen aber noch zwei mit „Lanzen" bewaffnete Schifahrer dort hinauf: Bergführer Ferdinand Schallert und Ing. Hugo Sugg von Bludenz.

In der Nähe der Ulmer Hütte stießen sie auf eine Schispur! Schon dies erregte natürlich ihr Erstaunen, denn Schiläufer waren damals dort oben noch sehr selten. Was sie aber in größte Verwunderung versetzte, waren die Spuren eines Bären, die treulich mit großen Tatzen links und rechts neben der Schispur herliefen. Die Beiden konnten sich nicht genug darin tun, die Begegnung mit dem Bären auszumalen, kurz — sie hatten „eine furchtbare Hetz" — der alte Schallert hat mirs selber noch erzählt — mit den „Bärentatzen" im Schnee.

Als sie zur Ulmer Hütte kamen, da saß der Bär — in der Stube! Er hieß Viktor Sohm. Seine Bärentatzen aber standen draußen im Schnee. Es waren ein Paar Doppelstöcke mit riesigen Schneetellern, vermutlich die ersten am Arlberg.

1903, am 24. November, also einen Monat später, steigt Sohm allein und erstmals mit Schi von Zürs auf den Seebühel, (2208 m), den man den Zürser Galzig nennen könnte. Heute steht die Bergstation des Zürser-See-Lifts dort oben und macht ihn zum Mittelpunkt des Zürser Schiparadieses.

Noch wären manche interessante Schibesuche 1903 und später z. B. in St. Christoph zu buchen, etwa der erste Dr. Dürrs, des Erbauers der Zeppelin-Luftschiffe in Friedrichshafen, doch der knappe Raum verbietet es. Es sei aber wenigstens noch vermerkt, daß der SCA 1903 seinen ersten „Club-Wettlauf" auf Schiern abhielt und daß Hannes Schneider, kaum 13 Jahre alt, unter den „Besten" war.

1903, zu Weihnachten, haben Sohm, E. Heimhuber, Dr. M. Madlener sowie Ing. Hugo Rhomberg aus Dornbirn das Schijahr würdig abgeschlossen: auf der Konstanzer Hütte im Verwall und mit der ersten Schibesteigung des Trostberges (2650 m) und der Fädnerspitze (2792 m). Auch die Brüllerköpfe (2876 m) bestiegen sie, glauben aber, daß diese schon vorher mit Schiern gemacht wurden (von wem?). Alles aber sind traumhaft schöne Schiberge mit riesigen Abfahrten, wie ja überhaupt die Konstanzer Hütte als einmaliger Standort des Schitouristen bis zum heutigen Tage verkannt wurde, trotz Dr. Hanauseks Lobgesängen im „Bergsteiger" 1935. Den Rückweg nahmen die vier, auch dies erstmals, über den Paß der Wildebene (2400 m) und durchs Nenziggasttal nach Langen. Das war der erste große Schivorstoß ins Arlberg-Hochverwall.

1904 kam Pfarrer Jakob Hämmerle nach Lech. Er fand die „prähistorischen" Schier von Pfarrer Schmidinger (1895) vor, ließ sich Zdarskys schon 1896 erschienene „Alpine Schifahr-Technik" kommen und „um nicht allein zu sein", schreibt der gleichzeitig dort atmende Lehrer Josef Nachbauer, „machte er mir das Angebot, mir unentgeltlich Schi zu verschaffen, wenn ich mitmache". Es dauerte auch nicht lange, trafen sie ein, Lilienfelder Bindung und Langer Bambusstock...

„Da mir die 2.30 m langen Hölzer zu schwerfällig waren, trat ich sie an den Aushilfslehrer Franz Schneider ab, dem sie auf seinem täglichen Schulweg von Lech nach Zug gute Dienste leisten konnten. Aber nicht lange, nach einigen Tagen hatte er einen kleinen Unfall damit und verkaufte sie weiter. Ich aber hatte mir unterdessen etwas leichtere beschafft. Und mit diesen erlebte ich manche schöne Stunde. Oft besuchten wir

damit den „Lawinen-Franz-Josef", der den Winter über mausallein in Zürs in der „Alpenrose" hauste — die einzige Unterhaltung sein Harmonium. Manchmal ging es auch über den Flexen nach Stuben zum gastfreundlichen Pfarrer Stoppel oder die eben neu angelegte Straße entlang nach Warth zu einem Kartenspiel im Pfarrhause. Daneben wurden natürlich fleißig all die Hänge in und um Lech befahren. Unser Beispiel fand rasch Nachahmung, nicht zuletzt bei der Schuljugend, die sich wie anderswo zuerst mit Faßdauben behalf... Damals hatten die Buben noch ein Vorrecht gegenüber den Mädeln, die nur als Zuschauer in Frage kamen. Als bester Fahrer zeichnete sich Josef Jochum vom Anger aus."

Lech (1447 m) und Zürs (1720 m) lagen also um die Jahrhundertwende noch im Winterschlaf, zumal Zürs, das im Gegensatz zum dauernd bewohnten Lech eigentlich nur ein Sommerdorf, eine Art Voralpe der Walserbauern vom Tannberg war. Sogar das winzige einzige Gasthöflein „Zur Alpenrose" mit 6 Betten war im Winter eigentlich geschlossen. Als eine Art Wächter, auch Straßenwärter für die Flexenstraße Lech—Stuben, hatte die Gemeinde Lech den Franz Josef Mathies aus Stuben hinauf gesetzt, „Lawinen-Franz-Josef" genannt, weil er an der alten Flexenstraße einmal verlahnt wurde und volle 30 Stunden in der Lawine gelegen hatte. Sein treuer Hund Juno hatte die 30 Stunden auf der Lawine ausgeharrt, bis man ihn fand. Ich habe dies in meiner Lawinen-Chronik „Der Lawinen-Franz-Josef" (München 1941) ausführlich beschrieben.

Überdies hauste aber schon seit 1876 — auch winters! — die Schuhmacher- und Bauernfamilie Strolz in Zürs, die später dann das Gasthaus „Zürsch" in Betrieb nahm. 1908 übernahm der 1873 geborene Sohn, Bergführer Engelbert Strolz, dieses Gasthaus von seiner Mutter und vergrößerte es zum „Hotel Edelweiß" — jetzt 120 Betten groß — auf dem er heute, 1956 noch lebt als ältester Gastwirt von Zürs.

Man kann sich vorstellen, wie erstaunt der „Lawinen-Franz-Josef" war, als ihn die ersten Schifahrer aufsuchten, 1895/96 Paul Martin, dann ab 1900 Viktor Sohm und sein neugewonnener treuer Schikamerad Fritz Iklé aus St. Gallen in der Schweiz. Durch Jahre waren sie ständige Gäste in Stuben und Zürs. Und durch Sohm aufgemuntert erschienen mehr und mehr Gäste, ab Weihnachten 1902 besonders auch die „Skipetaren", eine Gruppe fideler Studenten, Schwarzwälder, vor allem Dr. med. Karl Gruber aus Freiburg, später in München, und eine überragende Persönlichkeit des touristisch-sportlichen Schilaufes der Frühzeit. Ferner Hanewinckel und Baumeister Krieg aus Karlsruhe, Dr. Karl Oestreich aus Frankfurt a. M., der soeben aus Albanien, aus Karl Mays „Land der Skipetaren" kam und so zu dem lustigen Klubnamen Anlaß gab. Und dann Max M. Wirth aus Frankfurt a. M., einer der ersten Schipioniere des Alpenvereins, der köstliche Schilderungen aus der Skipetarenzeit in Zürs und St. Christoph veröffentlicht hat (1949). Er lebt in Frankfurt und hat mir gar manche flotte Schifahrt und lustige Begebenheit aus jenen Tagen erzählt.

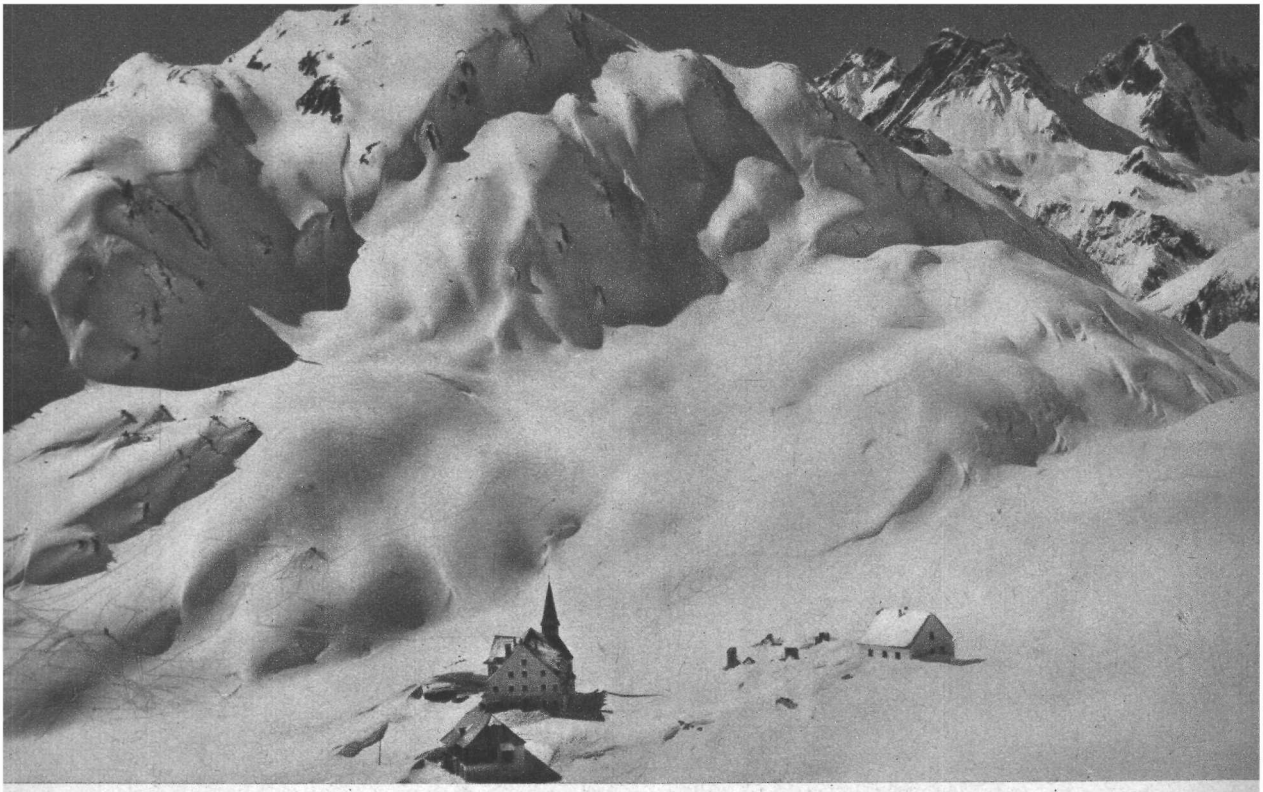
Schon ein knappes Menschenalter später, um 1940, hatte sich dank zahlreicher neuer Gasthöfe in Zürs die Bettenzahl hundertfach auf 600 Fremdenbetten vermehrt!

1904, am 6. März, wird der Kalte Berg (Kaltenberg) (2900 m), nächst der Valluga der schönste große Schiberg am Arlberg, erstmals mit Schi bestiegen, und zwar von St. Christoph durch das Maroital und von vier Mitgliedern des Akademischen Alpenvereins München: Karl Gruber, Freiburg i. Br., Gustav Aubin, Reichenberg, Otto Schlagintweit, München und Wilfried von Seidlitz, Freiburg i. Br. Aber erst ein Jahr später

1905, am 26. Februar, wurde die heute meistbefahrene Führe übers sogenannte Krachel auf den Kalten Berg gefunden und erstmals befahren von Herold und Heller aus Lindau und Ferdinand Schallert, Bludenz. 1905 hielt auch der berühmte Norweger Schikönig Leif Berg auf der Lenzerheide in Graubünden einen Schikurs ab, an dem mit anderen Vorarlbergern auch V. Sohm teilnahm und so die „Norweger Schule" am Arlberg einführte.

1904, am 28.—31. Dezember, weilte der Wiener Ing. Franz Kleinhans im Verwall, wobei außer Fädnerspitze und Trostberg auch der Grieskopf (2757 m) (dieser zum erstenmal?) mit Schi bestiegen wurde.

1905, vom 14. bis 28. Februar, hielten erstmals Tiroler Kaiserjäger vom I. Regiment in St. Christoph a. A. einen Schikurs ab und Anfang März folgte ihnen eine Schiabteilung des 14. Inf.-Regt. „Großherzog von Hessen".



St. Christoph am Arlberg (1771 m) im Jahre 1903 gegen die Brunnenköpfe (2623 m). Rechts die Paßhöhe (1796 m), dahinter die Erzberggruppe am Flexenpaß

Aufn.: E. Heimhuber, Oberstdorf i. A., 1903

Dr. M. Madlener, Dr. Chr. Müller und V. Sohm im Aufstieg zur Valluga am 14. März 1902. Rechts Weißschrofengruppe, links rückwärts Stanskogelgruppe

Aufn.: E. Heimhuber, Oberstdorf i. A., mit einer 13 × 18 cm Plattenkamera im Jahre 1902

Aufn.: M. Madlener

Zur Schigeschichte des Arlbergs: V. Sohm, Dr. Chr. Müller und E. Heimhuber auf dem Vallugagipfel am 14. März 1902

Der erste Schikurs in Zürs am 18. Februar 1906

Aufn.: V. Sohm

Im Oktober 1905 stiftete Fritz Ilé das „Schibuch Zürs", dem wir einen Großteil dieser schigeschichtlichen Daten verdanken.

1905, am 27. Oktober, ersteigen Viktor Sohm und Fritz Ilé die Valluga erstmals mit Schi von Zürs durchs Pazieltal und zurück, ja am 29. Oktober wiederholen sie die Fahrt mit Fritz Kurz, Lindau und überschreiten die Valluga erstmals mit Schier von Zürs zur Ulmer Hütte. Sie eröffnen so eine später in beiden Richtungen vielbeliebte Modetour des Arlbergs.

Wenige Tage später weilt Sohm in München, denn dort wurden am 4. November der Deutsche und der Österreichische Schiverband gegründet und am Tage darauf der Mitteleuropäische Schiverband, als dessen erster Präsident Viktor Sohm, Bregenz, gewählt wurde.

1905, im November, reisen die unzertrennlichen Schikameraden Sohm und Ilé alsbald wieder zum Arlberg und holen sich in Stuben — mehr so zum Spaß — vier schibegeisterte Einheimische zusammen zum ersten Schikurs in Stuben a. A., der aber durch seine Teilnehmer doch später große Bedeutung gewinnen sollte, denn die vier hießen: Therese Mathies, die spätere Frau Sohm und deren Bruder Albert Mathies, der heute noch als „ältester Schilehrer des Arlberg in Zürs" lebt und Tausenden bekannt ist, nicht zuletzt weil er seine eleganten Schwünge mit der — Mundharmonika zu begleiten pflegte, denn mit Musik gehts besser! Der Dritte war Engelbert Strolz, der spätere Wirt des „Edelweiß" in Zürs, das dann mit der „Alpenrose" als die zwei ersten Schi- und Großgasthöfe in Zürs erstand. Und der Vierte? — war Hannes Schneider!

1906, am 18. Februar, wiederholen sie den Schikurs in Zürs, vermehrt um die Teilnehmer Franz-Josef Mathies und Ferdinand Schallert, den nachmals so berühmten Berg- und Schiführer, der nicht nur am Arlberg sondern weitum viele erste Schifahrten und überdies u. a. 60 Besteigungen an 40 Viertausendern der Alpen gemacht hat.

Dieser erste Schikurs in Zürs ist auch deshalb von Bedeutung, weil ein treffliches Photo von Sohm noch vorhanden ist und alle diese Teilnehmer außer Sohm selbst darstellt. Während Strolz und Therese Mathies — in den Hosen ihres Bruders! — noch mit einer Lanze dastehen, sind Hannes und Albert bereits mit Doppelstöcken versehen — ein einzigartiges Dokument zur Schigeschichte des Arlbergs, abgebildet auf Tafel IV, unten, und in meinem Arlberg Schibuch (München 1933). — Man erkennt von links nach rechts: Ilé, St. Gallen, den Tourenkameraden von Viktor Sohm. Berg- und Schiführer Ferdinand Schallert (†), Bludenz; Franz Josef Mathies (†), der sogenannte „Lawinen-Franz-Josef" aus Stuben; Bergführer Engelbert Strolz, Hotel Edelweiß, Zürs; Hotelier Hannes Schneider (†), der Arlberg Schitonig aus Stuben; Albert Mathies aus Stuben, lebt als ältester Schilehrer in Zürs; Therese Mathies aus Stuben, die spätere Gemahlin von Viktor Sohm, der die Aufnahme machte.

Diese Kurse legten sozusagen den Grundstock zu Hannes Schneiders Schifahrkunst. Das hat mir Hannes selber erzählt und auch in Selbstzeugnissen mehrfach bestätigt: „Zu dieser Zeit kamen dann öfters Schiläufer in die Arlberggegend, vor allem Herr Viktor Sohm, der mich auch zu einem Schikurs nach Zürs mitnahm. Hier lernte ich nun von Herrn Sohm Telemark, Christiania und Springen auf einem Looping-Hügel. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie ich gelegentlich eines Ausfluges zum Zürser See Herrn Sohm einen Stemmbogen ausführen sah, der mich in größtes Staunen versetzte. Diesem Stemmbogen verdanke ich mein späteres Können. An dieser Stelle möchte ich betonen, daß ich Herrn Sohm meine ganze Schilaufbahn verdanke, der mich immer und immer wieder Neues lehrte, wofür ich ihm vielen Dank schulde."

1905, am 26. November, ersteigt G. Herold, Lindau, den Gümplekopf (2522 m) und die Krabachspitze (2524 m) im Paziel erstmals von Zürs aus mit Schi.

1906, am 28. Jänner, besteigen die SCA-Mitglieder Gomperz, Rybitzka, Trier und Winderle den 2326 m hohen Kapall genannten idealen Schiberg, ostwärts vom Galzig, erstmals mit Schi. In ihrer Begeisterung und in Unkenntnis seines schönen alten rätoromanischen Namens taufen sie ihn nicht eben glücklich SCA-Kopf.

Am 13. Februar feiert der SCA den Vorabend zu Troiers 50. Geburtstag in St. Christoph mit einem großen Schi-Fest.

1906, Mitte Februar, ersteigt Ferdinand Schallert allein den Trittwangkopf (2484 m) und die Schwarze Wand im Paziel erstmals mit Schi, den Gümplekopf zum zweitenmal.

1906, am 18. März, wird die von der weitberühmten Mahdlochabfahrt her wohlbekannte Mahdlochspitze (2549 m) durch vier Innsbrucker erstmals auf Schiern erreicht: Carlo von Escher, Dr. V. E. Feldner, Hans Handl und Dr. Jul. Waizer. Am anderen Tag wiederholten Sohm und Ilg die Tour.

Bergführer Ferd. Schallert

1906, vom 2.—7. April, hält der weitbekannte Schipionier und Forschungsreisende W. R. Rickmers, ein Zdarskyaner, den ersten alpinen Schikurs in St. Anton ab, mit 15 Teilnehmern, auch Engländer, darunter auch Roman Falch, der später so erfolgreiche Berg- und Schiführer aus St. Anton.
1906, am 16. April, ersteigen V. Sohm und die drei Innsbrucker C. v. Escher, Dr. J. Waizer und Fr. Hohenleitner die Obere Wildgrubenspitze (2629 m), von Zürs aus die Wösterspitzen (2541 und 2562 m).

1906, am 29. April, machten V. Sohm, Fritz Kurz und Paul Wörle, beide aus Lindau, erstmals die große Paziel-Rundfahrt, wobei die Wangscharte, Schwarze Wand, Gümplekopf, Wösterspitze und Rüchikopf ihre zweiten oder dritten Schibesteigungen erfuhren. — Paul Wörle war viele Male am Arlberg und dort Jedermann bekannt als der glänzende Telemarkfahrer, der beste, den der Arlberg jemals gesehen hat. Wie mit dem Zirkel zeichnete er seine Schwünge, Schlangen und Achter in die Schneedecke, einmal 77 Telemarks aneinander ohne Unterbrechung.

1906, am 3. Mai, schloß Ilg den Winter 1905/06 am Flexen würdig ab, indem er von Zürs aus die Rüchispitze (2633 m) (falsch Rüfispitze, nicht zu verwechseln mit dem Rüchikopf) erstmals mit Schiern bestieg, allein und doch nicht allein, denn wie schon am 16. April auf der Wildgrubenspitze, so war auch hier Trolldi, der Schidackel von Zürs, dabei, auch ist er ein Stück Schigeschichte des Arlbergs, und nicht er allein, denn Schihunde gab es in der Frühzeit — und immer wieder — mehrere, die sich ganz großen Ruf als geradezu fanatische Schibegleiter und vierbeinige Wintertouristen erwarben.
Aber Trolldi war weitaus der berühmteste, einmal weil er ein Dackel war, die andern aber alle große Bernhardiner oder Neufundländer, und dann, weil er solch ein bewegtes Schileben hatte und so ein tragisches Ende nahm. Er gehörte Vonbank, dem Alpenrosenwirt, und nahm damals an jeder namhaften Schifahrt teil, indem er in der Spur nachlief. Einmal hat ihn Sohm sogar im Rucksack über den obersten Vallugagrat zur Spitze hinaufgetragen! Ein anderes Mal gings ihm aber schlecht, denn ein Adler stieß im Paziel nach ihm, packte ihn und schwang sich eben vor den Augen der erschrockenen Schiläufer auf. Sie brachen in ihrem Schrecken und Mitleid mit Trolldi — der Fall ist verbürgt — in ein so schauerliches Gebrüll aus, daß der Raubvogel die Beute tatsächlich ausließ. Der Dackel plumpste in den Schnee, ohne Schaden zu nehmen. Dagegen hatte er böse Wunden von den Fängen des Vogels. Aber alles heilte wieder. Indessen — Trolldi entging seinem Schicksal nicht, denn später hat ihn vermutlich derselbe Adler ein zweites Mal erwischt und endgültig entführt. Er ward nie mehr wieder gesehen.

Großen Ruf erwarben sich auch zwei riesige Bernhardiner und der Neufundländer Pluto in St. Christoph, von dem Hofrat Kutschera schrieb: „Zu dem Hausinventar gehörte noch der alte Pluto, ein prächtiger Neufundländer, der echte Schihund, der förmliche Schwimmhäute zwischen den Zehen hatte, die ihn befähigten, im tiefen Pulverschnee rasch vorwärts zu kommen. Er kannte die Stammgäste sehr gut, lief ihnen weit entgegen und wedelte so lange mit dem Schweife, bis man ihm einen Stock zum tragen gab, mit dem er dann stolz den Einzug des Gastes in das Hospiz begleitete. Auf dem Balkon ließ er sich wiederholt vollkommen einschneien. Wenn er dann ganz mit Schnee bedeckt war, stand er auf, beutelte sich ab und kratzte so lange an der Türe, bis man ihm öffnete. Mich hat er wiederholt auf die Valluga begleitet. Wenn er sich entschlossen hatte, mit einer Partie auf die Schitour mitzugehen, half kein Zurückjagen mit Schneeballen oder Stöcken. Er legte sich nieder und wartete, bis die Partie weitergegangen war und folgte dann in respektvoller Entfernung nach. Mitunter kam er erst nach mehreren Tagen allein nach Hause".

1906 ist aber auch denkwürdig, weil an Weihnachten der bekannte Innsbrucker Fridolin Hohenleitner zusammen mit dem unermüdlich um St. Anton bemühten Ing. Rudolf Gomperz und mit Bernhard Trier in St. Anton einen ersten „Norweger-Schikurs" veranstaltete; ferner weil der fortschrittliche Karl Schuler, der Postwirt in St. Anton, in diesem Winter sein Hotel erstmals für die Schifahrer öffnete und weil Othmar Sehrigs Schiführer für Tirol erschien sowie die „Schifahrten in den Ostalpen" des ÖAK, Wien, von H. Biendl und R. Radiis, worin V. Sohm das Arlberggebiet bearbeitet hatte.

1907 aber sollte auch wieder bedeutsam werden. Es war schon ein Ereignis für den Arlberg, daß Sohm und Iklé am 7. Februar den weltbekannten Schikönig Leif Berg aus Christiania und Lars Petersen von den Lofoten auf Schi über die Ulmer Hütte und Valluga nach Zürs führten und diese verwöhnten Gäste vom Arlberg ganz begeistert waren. 1907 unternahm auch der SCA erstmals unter Gomperz eine Klubschitour aufs Almejurjoch und die Hirschpleise.

1907 zu Ostern aber wird der markanteste Schiberg von Zürs, das Wahrzeichen des Flexenpasses, erstmals mit Schi bestiegen: Der Schiführer Ferdinand Schallert führt am 1. April Dr. A. Epple aus Bludenz auf die Hasenfluh (2545 m). Am 9. Mai aber findet dann in St. Christoph das erste „Mai-Schirennen" statt, durch viele Jahre einzigartiges Zeugnis für den Schneereichtum des Arlbergs und zugleich das große Schifest zum Schluß der Schisaison. — Für Hannes Schneider wurde das erste Mairennen 1907 zu einem seiner ersten großen Triumphe, denn er siegte auf der ganzen Linie: im „Fernlauf", im „Schnellauf" und im Sprunglauf!

1907, am 1. Dezember, führt Sepp Zweigelt aus Dornbirn allein die erste Schibesteigung des Roßkopfes (2201 m) und des Erzbergkopfes (2305 m) aus und erschließt so das rassigste Zürser Schigebiet westlich vom Flexenpaß. Zweigelt, ein Sudetendeutscher, der in Dornbirn seine Heimat gefunden hatte, war der weitaus beste Kenner des winterlichen Vorarlbergs und hat ohne Ausnahme sämtliche Schitouren des Landes befahren, viele zum erstenmal, so auch am Arlberg.

1907, am 7. Dezember aber schloß das Jahr und begann der Schiwinter 1907/08 mit dem für die Arlberg-Schigeschichte und Arlbergtechnik wohl wichtigsten Ereignis: An diesem Tag stellte der weitschichtige Hotelier Carl Schuler vom Hotel Post in St. Anton den 17jährigen Hannes Schneider als ersten Schilehrer dort ein, eben zur rechten Zeit, denn durch Vermittlung Iklés hatte Hannes bereits eine gleiche Einladung aus Les Avants ob Montreux erhalten. Dies war der mehr als bescheidene Anfang — Hannes hatte keine blasse Ahnung von Schilehre — der nachmals weltbekannten Schischule Hannes Schneider.

So stiegen aber auch die Postwirte in St. Anton a. A., die Schuler, die seit Generationen hier saßen und etwa die gleiche Rolle spielten, wie die Fritz in Stuben, wieder zu großem Ansehen empor, nachdem der Bahnbau auch ihnen erheblichen Schaden bereitet hatte. Rund 100 Jahre vorher hatte der Posthalter Schuler noch an die 100 Pferde für den Postverkehr über den Arlberg in seinen Ställen stehen!

1908/09 begannen nun am Arlberg allerwärts „Schilehrer" verschiedenster Art recht und schlecht zu wirken. Bald waren sie so geschätzt, daß z. B. Albert Mathies aus Stuben — 1906 noch Schüler beim ersten Schikurs in Zürs! — schon 1909 als Schilehrer aufs Bödele bei Dornbirn berufen wurde.

1909, am 14. und 15. März, führte der Schibergführer Ferdinand Schallert seinen Herrn A. Klotz aus München erstmals mit Schi von Zürs auf das bald beliebte Muckengrätli (2458 m) hinter der Hasenfluh und übers Krabachjoch auf die Fangokarspitze (2643 m). Natürlich haben sich jetzt auch in Lech schon Schigäste eingefunden.

1909, am 8. April, wird auch die Mohnenfluh (2547 m) bei Lech erstmals mit Schi bestiegen durch Karl Letzel, Karlsruhe, Florentin Henke und Alfred Klotz aus München

und Jos. Kutny aus Wien, womit gleich die bunte Zusammensetzung der Gäste belegt ist.

1909, vom 5. bis 15. April, hält Rickmers wieder einen internationalen „Alpinen Schikurs in St. Anton" ab mit an die 30 Teilnehmern aus aller Herren Länder. Als Führer und Lehrer wirken Roman Falch, Rudolf Gomperz und Hannes Schneider mit. Sie besteigen Kapall, Galzig und Valluga mit den Teilnehmern, ja sie spalten schon „Fortgeschrittene" ab, die im Verwall die Brüllerköpfe, Kuchenjoch-Scheibler (2988 m) (1. Schifahrt?) besteigen und die südliche Roßfallscharte (2779 m) erstmals mit Schi überqueren.

Die wichtigsten Schiziele im engeren Arlberggebiet waren jetzt erreicht. Den unentwegten Schitouristen blieb die Aufgabe, Nachlese zu halten, aus der einige bemerkenswerte Beispiele aufgeführt werden, nicht ohne den Hinweis, daß in abgelegenen Gebieten verläßliche Angaben oft noch fehlen, z. B. aus den Gebieten des Tannbergs und Hochtannbergs, zumal von Warth-Hochkrumbach, der Göppinger und Freiburger Hütte, ferner der Heilbronner Hütte und des Verwalls überhaupt.

Im übrigen aber ging nun die Aufgabe, den Ruhm des „Weißen Arlbergs" als ein Traumland der Schiläufer zu verbreiten, aus den treuen Händen der alten Schneeschuhfahrer und Schitouristen über in die der Schisportler und Schitechniker, der Propagandisten und Werbetrommler des Wintersportes, an ihrer Spitze der bescheidene Ing. Rudolf Gomperz, St. Anton.

1910, am Ostermontag, machten Sohm, Schallert und Dr. R. Turnwald, Reichenberg, eine große Kundfahrt nach Spullers auf Schi: Zürs—Erzäli—Grubenjoch (2459m), Grubenspitze-Vorgipfel—Gipstäle—Spullersee—Mahdlochjoch und -spitze (2432 m und 2549 m) Zürser See—Tanzboden—Flexenpaß.

1911, am 12. März, erstiegen Herold, Kurz und Vogel den Valschavielkopf (2698 m) im Verwall erstmals mit Schi.

1913, am 8. Jänner, geleitet Schiführer Schallert drei Herren — P. Heinsheimer, Mannheim, W. Stoeß, Heidelberg und J. Drucker, Wien — von Zürs übers Mahdlochjoch—Spullersee auf den Spuller Schafberg (2681 m) (erste Schibesteigung; mit Schi bis zum Gipfel!); Rückfahrt übers Stierlochjoch (2016 m) und Lech nach Zürs.

1913 erscheint unsere schöne AV-Karte „Arlberggebiet" 1:25.000, die dann 1921 als Schikarte neu aufgelegt wird.

1914, am 2. April, erstiegen Erwin Planck und Hans von Wolf, beide vom Akad. Alpenverein, München, aus dem Paziel die Erlerspitze (2627 m) (erstmals?) mit Schi und weiter zu Fuß die Roggspitze (2747 m) (1. Winterbesteigung?).

1914, am 11. April, führt Schallert den Schwaben H. Kiderlen mit Schi von der Ravensburger Hütte auf die Kl. Grubenspitze (2603 m) (?).

1914, am 19. April, führen Fritz Kurz und Gefährten übers Almejurjoch vermutlich die erste Schibesteigung des Hirschpleiskopfes (2544 m) und des Stanskogels (2759 m) durch.

1914/18, im ersten Weltkrieg, wird der Arlberg dauernd das Übungsgelände militärischer Schi- und Gebirgstruppen, auch des „Deutschen Alpenkorps", wobei natürlich viele Schi- und Winterbesteigungen ausgeführt werden, über die aber nichts Näheres bekannt ist. Außerdem werden anfangs noch manche zivile Schifahrten gemacht:

1915, am 1. April, ersteigen z. B. W. Bernays, Dr. Schloß und Dr. Zaloziecki von Zürs über Rauz den Östl. Maroikopf (2520 m) (erstmals?) mit Schi.

1916, im Winter, befand sich der bekannte Salzburger Hochtourist H. Amanshauser als Instruktor bei Militärschikursen in St. Anton und hat von dort aus, z. T. mit seinen Brüdern und mit „Leutnant H.", einem Zdarskyaner, mehrere kühne Schifahrten ins Moostal im Verwall unternommen, wobei außer dem Scheibler auch die Saumspitze (3034 m), Kuchen- und Küchelspitze (3170 und 3144 m) mit Schihilfe bestiegen

wurden, diese drei vermutlich erstmals (?). Den Scheibler (2988 m) nennt er „die ausgesprochenste Schitour im Moostal, die Abfahrt vom Kuchenjoch ist grenzenlos in ihren Schußmöglichkeiten".

Waren einerseits Tausende durch den Krieg von ihrem geliebten alpinen Schilauf abgehalten, so wurden anderseits durch den militärischen Schilauf noch viel mehr Menschen mit dem Schi- und Bergwinter vertraut. Beide Gruppen wandten sich nach dem Kriege mit wahrer Leidenschaft den friedlichen Winterbergen zu.

1920, im März aber wurde der Arlberg Schauplatz eines Ereignisses, das wie kein anderes beitrug zu seinem Ruhme als Urheimat für „Das Wunder des Schneeschuhes", des ersten und schönsten großen Schifilms, der jemals gedreht wurde, von Dr. Arnold Fanck, Sepp Allgeier und — Hannes Schneider. Wenn wir dies erwähnen, so nicht etwa nur, weil der Arlbergschnee darin — und in fast allen späteren Filmen — als großartigste Schilandschaft eine entscheidende Rolle spielt, sondern weil nicht zuletzt dort der Grund gelegt wurde für jene „Alpine Arlbergtechnik" (wie sie der Lokalstolz gerne nannte), aus der unsere, der alpinen Schitourenfahrer spätere alpine Schitechnik hervorgegangen ist.

Hannes schrieb 1935: „Im März 1920 erhielt ich von Dr. Arnold Fanck die Aufforderung, am Film „Wunder des Schneeschuhes" mitzuwirken. Der erste Teil war bereits auf dem Feldberg im Schwarzwald gedreht worden. Ich kam auf das Kreuzeck bei Garmisch-Partenkirchen. Von da aus zogen wir an den Arlberg ..."

Welch entscheidende Rolle aber Hannes dabei spielte, das geht aus seiner überbescheidenen Darstellung nicht hervor. Hören wir nun Dr. Fanck selber, der damals nur Dr. Ernst Baader, den berühmten „Schwarzwälder", als Musterfahrer hatte: „Aber mit einem Schiläufer allein konnte ich keinen großen Schifilm schaffen. Da in meiner Not, hörte ich glücklicherweise von einem aus dem Arlberg mit Namen Hannes Schneider, der ein wahres Phänomen auf Schneeschuhen sein sollte. Auf meinen telegraphischen Ruf hin war er zwei Tage später schon auf dem Kreuzeck, wo ich nun weiter drehen wollte. Hannes traf uns mitten in der Arbeit am Weg, stellte sich rasch vor und fuhr schon in derselben Minute mit Baader seine erste Abfahrt für den Film, einen Doppelschwung, haarscharf vor den Apparat placiert. Was wir nun erstmalig durch Hannes an Schilaufen sahen, war für uns alle so unbegreiflich, daß sogar Baader in den ersten Wochen „klein und häßlich wurde", wie er sich ausdrückte. Jeder Schwung saß vor allem haargenau da, wo er sein sollte..." (50 Jahre DSV, Festschrift, München 1955).

Hannes selber meinte: „Von diesen Filmen habe ich ungemein viel gelernt ... ich habe später noch an einer Menge von Filmen mit Dr. Fanck mitgewirkt.. " Die Filme wurden großteils am Arlberg gedreht und immer mehr Arlberger wirkten mit, an der „Fuchsjagd im Engadin" und am „Weißen Rausch" und wie sie alle hießen und buchstäblich in den Kinos der ganzen Welt Hunderttausende für den Arlberg und Hannes Schneider begeisterten, so daß er sogar nach Japan als Schilehrer gerufen wurde. Aus dem Film „Wunder des Schneeschuhes" ging dann gleichbetitelt das unvergleichliche Bilderwerk von Fanck und Schneider hervor (1930).

1921 und in den folgenden Jahren begann dann Frau Lilly v. Weech bei Kaisers ihre bewundernswerten Schitouren und Erschließerfahrten zwischen Arlberg und Parzinn, ja bis zum Fernpaß hin, mit verschiedenen Gefährten. Ihr folgten Rolf von Ehlingensperg (DAV-Z. 1940) und A. Strobach mit wechselnden Begleitern, wobei buchstäblich jeder Winkel der Lechalpen mit Schi befahren und so viele erste Schi- und Winterbesteigungen ausgeführt wurden, daß sie hier nicht aufgezählt werden können, wohl aber die Erschließung der Lechtaler Alpen für den Schi als ziemlich abgeschlossen betrachtet werden kann.

1921 erscheint auch Ing. Lents erster kleiner Führer „Der Weiße Arlberg" als Vorläufer der vielen größeren Führer, Bilder- und Geschichtswerke über den Arlberg von Fanck

(1930), Flaig (1929, 1933), Gomperz (1928, 1929), Hammerbacher (1931), Janner (1925), Langenmaier (1952—1954), Pfeifer (1934), Schneider (1928, 1930, 1935) u. a. m.

1922 wurde zum entscheidenden Jahr für die Entwicklung und Einführung der alpinen Arlbergtechnik in weiteste Kreise, denn in diesem Winter „1922 hat Hannes Schneider mit der Gründung seiner Gruppenschischule, die er mit bewährten Kräften wie Oswald Schwaiger und Hermann Schuler bald zu internationaler Berühmtheit brachte, die Hauptverbreitungsstätte der neuen Arlbergtechnik geschaffen, womit er seiner Heimat zu einem Ruf verhalf, der ihr mit Recht haften blieb als einer Hochburg des alpinen Schilaufes." (Langenmaier.)

Was Hannes in St. Anton war, wurde Regierungsrat Prof. Ernst Janner (1888—1953) mit seiner von 12.000 Schülern besuchten „Arlbergschule" in St. Christoph. Er zauberte aus dem alten Wegmacherhäusle dort das Staatliche Schiheim, aus dessen hervorragender Schule — seit 1927 mit staatlicher Schilehrerprüfung — alle die weltbekannten österreichischen Schilehrer hervorgingen; und aus Prof. Kruckenhausers Wunderkamera auch jene einzigartigen Schilehrfilme, welche den Grundstock des modernen Schilehrwesens bilden und damit jene am Arlberg geborene österreichische alpine Schilauftechnik, welche sich die Welt eroberte.

* * *

Noch könnte so manches Datum zur Schigeschichte des Arlbergs angeführt werden. Weil aber die touristische Erschließung und die schitechnische Vollendung damit mehr oder weniger abgeschlossen erscheint, so gehören diese ferneren Daten vornehmlich in die sportliche Schigeschichte oder zur technisch-wirtschaftlichen Erschließung des Arlbergreviers — sei es nun die Eröffnung des ersten Schischlepplifts in den Ostalpen, des „Schilift-Übungshangs" in Zürs 1936/37 oder der Galzigbahn 1937. Oder sei es der Aufstieg der Schidörfer von einst St. Anton, Stuben, Zürs und Lech zu Wintersportplätzen von Weltruf mit ganzen Serien von Schi- und Seilbahnen.

* * *

Diese Auswahl von Zeugnissen für die Schönheit der Alpenwelt am Arlberg mag daher beschlossen sein mit den Urteilen zweier Skandinavier aus der Urheimat des europäischen Schilaufes, zweier Meister, die zu oberst auf der Liste der Berufenen stehen, darunter sogar jener Mann, dem wir die Einführung des Schi in Mitteleuropa eigentlich so recht erst verdanken, der große Fridtjof Nansen.

Nansen hat nämlich 1912 unter der Führung des „Mathiesle", des Anton Mathies aus Stuben, und in Begleitung von Grete und Olaf Gulbranssen die Valluga bestiegen! Der berühmte Karikaturenmaler Gulbranssen war Norweger von Geburt und lebte in München. Er und seine Frau Grete aus der alten Malerfamilie Jehly in Bludenz hatten Nansen für eine Valluga-Schifahrt gewonnen. Und die Königin des Arlbergs hat ihm nicht nur höchste Begeisterung für diese Bergwelt sondern auch große Hochachtung abgerungen, wie schon seinem Landsmann Lauritz Bergendahl im Jahre vorher, als dieser mit vier seiner berühmten Landsleute 1911 an den Österreichischen Schimeisterschaften auf dem Bödele teilnahm, da haben Viktor Sohm und die anderen „Arlberger" die Norweger zu einer Vallugafahrt aufgemuntert. Der Arlberg prangte in schönster Winterpracht, die den Norwegern helle Bewunderung abrang. Sohm und Hannes

Schneider zeigten ihnen voll Stolz die heimatlichen Berge — kurz, die Tage zählten nach Gomperz „zu den schönsten und idealsten Sporttagen, die es jemals am Arlberg gab!" Zum Schlusse aber schrieb der Schikönig Bergendahl — damals unumstritten der beste Schifahrer der Welt — in sein Notizbuch die schönen Worte:

Auf dem Arlberg ist ein Berg, heißt Valluga — den möchte ich mit nach Hause nehmen!

Literatur und Quellen

Vorstehende Chronik beruht nicht nur auf den vielen gedruckten Quellen, sondern auch auf umfangreichem Briefwechsel und zahlreichen Gesprächen mit vielen Beteiligten, z. B. Rudi Fritz, Ing. Gomperz, Franz Harrer, Hannes Schneider, Viktor Sohm und Frau, Engelbert Strolz, M. M. Wirth und vielen anderen. Die berühmten Fremden- und Gästebücher von St. Christoph und Zürs habe ich in mühevoller Arbeit ausgewertet und überhaupt versucht, alles Erreichbare zusammenzutragen, wobei mir auch das „Skihistorische Archiv" des Österreichischen Skiverbandes manche Hilfe geboten hat. Trotzdem blieben Fragen und Lücken, doch befleißigte ich mich größter Gewissenhaftigkeit und historischer Treue, um derentwillen nicht nur mancher Irrtum älterer Quellen richtiggestellt wurde, sondern auch jede begründete Ergänzung willkommen geheißen wird. Sämtliche hier als gültig aufgenommenen Daten erscheinen irgendwie glaubhaft belegt.

Trotz äußerster Beschränkung auf das Wichtigste wurde aber das Literaturverzeichnis aus diesen Quellen so umfangreich, daß es hier aus Raummangel nicht aufgenommen werden kann. Es wird in der Alpenvereinsbücherei in München hinterlegt.

Außer den im Text bereits laufend angegebenen Quellen seien hier wenigstens die wichtigsten Führer für den praktischen Gebrauch genannt. Für die sommerlichen Arlberggebiete im Verwall der „Führer für die Verwallgruppe" von Franz Malcher, München 1936; Neuauflage 1956 als Alpenvereinsführer erschienen. Für die Lechtaler Alpen zwischen Flexen und Fernpaß der „Kl. Führer durch die Lechtaler Alpen" von L. v. Rogister, München 1952. Für den „Arlberg und die Klostertaler Alpen mit südl. Bregenzerwald" mein gleichbetitelter Führer, Innsbruck 1929. Dieser Führer und der Verwallführer von Malcher enthalten auch alle alpin-historischen Ersteigungsdaten bis zum Erscheinungstermin.

Für den winterlichen Arlberg sei auf die trefflichen modernen Schiführer für den östlichen Arlberg (St. Anton usw.) und für den westlichen Arlberg (Stuben—Zürs—Lech usw.) von L. Langenmaier, St. Anton a. A. verwiesen, welche 1952 in Innsbruck erschienen sind.

Die vier Zeichnungen im Text von Graphiker Hans Schaumberger, Linz a. D., sind mit freundlicher Erlaubnis des Österreichischen Skiverbandes dessen Festschrift „Austria-Skisport — 50 Jahre Ö.S.V. 1955" entnommen.

Anschrift des Verfassers: Walther Flaig, Schriftsteller, Bludenz, Alemannenstraße 1.

Jungmannschaft auf Cordilleren-Rundfahrt

Von Hermann Huber

Weit fliegen oft die Gedanken eines jungen Bergsteigers — zu den Eisriesen Asiens oder nach Südamerika –, und unsere Alpen scheinen ihm schier zu eng zu werden. Manches Gespräch im Freundeskreis endet bei den Sechstausendern der Anden. Wie sehnlich wünscht sich doch jeder, einmal dabei sein zu können, wenn die Fahrt übers Meer geht zu fernen Eisgipfeln unter der Tropensonne.

Vier Kameraden aus der Jungmannschaft und Hochtouristengruppe der Sektion München des DAV hat der langsam reifende Plan einer Rundfahrt in die Cordilleren von Perú ergriffen: Alfred Koch, genannt „Don Alfredo", Helmut Schmidt, Heinz Gradl und mich.

Der Gedanke zu dieser Fahrt innerhalb unserer Jungmannschaft ist eigentlich schon 20 Jahre alt. Schmaderer und Göttner hatten wegen vordringlicher Himalayapläne keine Zeit mehr dazu, und den Vorbereitungen unseres Franz Jahn kam 1939 der Krieg dazwischen. So hatte das Schicksal für uns entschieden.

Als am 5. Mai 1955 die „Marco Polo" von Genua ausläuft, wissen wir — greifbar wirklich — vor uns das große Erlebnis. Neapel, Barcelona, Tenerifa auf den Kanarischen Inseln steuern wir an. Vollgepfercht mit italienischen Auswanderern ist der Leib des Schiffes. Nach acht Tagen auf dem tiefblauen Wasser des Atlantik laufen wir in La Guaira ein. Erste Begegnung mit der Neuen Welt: Venezuela. Leer und ruhiger ist es dann auf der „Marco Polo", als sie am nächsten Morgen im Hafen der niederländischen Insel Curaçao liegt. Welch sauberes Bild europäischer Kultur und holländischen Fleißes bietet doch diese Insel im Vergleich mit den ungeheuren Kontrasten in Venezuelas Hauptstadt Caracas.

*

In Cartagena umfängt uns feuchtschwüle Tropenhitze. Man schleust uns durch den Panamakanal. Blutrote Sonnenuntergänge erleben wir auf dem Pazifik — und den vor Schmutz starrenden columbianischen Westküstenhafen Buenaventura. In Puna steigen Martl Schließler und Dolf Meyer, die ins südliche Perú gehen, von einem deutschen Bananendampfer auf die „Marco Polo" um. Gemeinsam fahren wir die zwei letzten Tage durch die wieder kühleren Breiten des Humboldtstroms entlang der peruanischen Küste, bis wir am 30. Mai in Callao an Land gehen können. Perú-Deutsche empfangen uns sehr herzlich. Durch ihre Hilfe bei der heiklen Zollangelegenheit und vielen anderen Dingen fühlen wir uns rasch vertraut in der fremden Großstadt Lima. Eine Welt- und Millionenstadt mit dem eiligen Getriebe nordamerikanischer Geschäftigkeit, mit dem Stempel der Neuzeit. Doch das ist noch nicht Lima. Seine Altstadt birgt schöne Bauten spanischer Kolonialkultur, besitzt die älteste Universität des Kontinents, und Lima ist heute mit geistiges und kulturelles Zentrum Südamerikas — eine 1535 von Pizarro gegründete, künstlich bewässerte Oase in der Wüste des Küstenlandes. Drei große Landschaften bestimmen das Bild Perús: die Costa, das öde Küstenland, mit Städten, Industrie, künstlich bewässerten Zuckerrohr- und Baumwollfeldern; die Sierra, das Hochland, über dessen Hochsteppen, Äckern und Indiodörfern die Eisgipfel der Sechstausender leuchten, und die Montaña oder Selva, das unermeßliche, fast unerschlossene Urwaldgebiet des regenfeuchten Amazonasbeckens östlich der Cordilleren.

Auch die Menschen des Landes prägen sein Gesicht. Dankbar erinnern wir uns ihrer Gastfreundschaft, und manche Stunde freundschaftlichen Gesprächs brachte wertvolle menschliche Begegnungen. Gern denken wir an die deutschen Freunde und Peruaner, an Briegleb, Bollinger, Tidow, Pastor Baasner, Cesar Morales, Cardich... Überall trafen wir den Menschen, ob unter Geschäftsleuten, Ärzten, Arbeitern, unter den Cholos und Indios der Sierra.

Cordillera Blanca

Auf einem überladenen Lastwagen, dem südamerikanischen Universaltransportmittel, kauern wir auf unseren Kisten, zwischen einem Dutzend in zerschlissene Ponchos gehüllte Indiogestalten eingekeilt. Zuerst über die „Panamericana", die Küstenstraße nach Norden, dann in endlosen Kehren über eine kühn an den Steilhang gebaute Sandstraße geht die Fahrt durch die kalte Mondnacht hinauf in die Sierra, zum Paß Go¨oc-cocha, 4080 m, dem Ursprung des Santaflusses. Im Santatal abwärts durch Punasteppe führt das Sträßlein. Gewaltig ist der erste Eindruck der über den braunen Hängen kühngeformt stehenden Eisberge der Cordillera Blanca. Wir erreichen das freundliche Huarás, die etwa 15.000 Menschen zählende Hauptstadt des Departemento Ancash im Callejón de Huailas, wie das Santatal dort heißt — und am selben Tag noch den 60 km weiter nördlich auf 2400 m gelegenen Marktflecken Yungay zu Füßen des gewaltigen, in der Abendsonne leuchtenden Eispanzers des zweigipfeligen Huascarán, 460 km von Lima. Durch die im Dämmerlicht liegenden Gassen ziehen, in braune Ponchos gehüllt, Indios hinauf zu ihren Hütten. Das Zermatt der Cordillera Blanca hat man Yungay genannt und die Schweiz von Perú den Callejón. Vielleicht aber benötigt dies wunderbare tropische Hochgebirge gar keinen Vergleich! Über 170 km erstreckt sich die vergletscherte Cordillera Blanca in Nord-Süd-Richtung entlang der breiten, tiefen Furche des Santatales. Die Hauptkette der Cordillere ist zersägt durch zahlreiche tief eingeschnittene Quertäler, deren eiszeitliche Gletscherströme sich schluchtartig in die Ostflanke des Santabeckens eingefressen haben. Durch diese zwischen 3500 und 4300 m liegenden Hochtäler und über die ihre östliche Begrenzung bildenden Hochpässe führen Saumpfade, die für die Indios jenseits der Cordillere die Verbindung ins dicht besiedelte Santatal bilden. Im Westen begrenzt, in mehrere breite Ketten gegliedert, die unvergletscherte, trockene, bis 5000 m hohe Cordillera Negra den Lauf des Rio Santa, der im Ca¨on de Pato, etwa 70 km unterhalb von Yungay, die Küstencordillere in einer wilden, 1000 m tief in den Granit gesägten Schlucht durchbricht und zum Pazifik strömt.

Die Weiße Cordillere war schon das Ziel von drei Expeditionen und Kundfahrten des Deutschen Alpenvereins: 1932, 1936 und 1939. Auch US-Amerikaner waren erfolgreich tätig. Wissenschaftlich ist sie erforscht, doch den Bergsteiger lockt immer noch eine Fülle von lohnendsten Zielen in ihrem Reich. Sind doch bei unserer Ankunft noch acht Gipfel über 6000 m und viele schöne Fünftausender unerstiegen. Vor allem den nördlichen Teilen des Gebirges gilt unsere Absicht, den Sechstausendern „Nevados de Carás" in der Umrahmung des auf 4180 m gelegenen Gletscherstausees „Laguna Parrón", dem Huandoymassiv und der Pucahircagruppe im Nordosten.

Das freundliche Yungay wird Talbasis für vier Unternehmungen. Zwei Leute gesellen sich hier zu unserem „Verein", die mit dem weiteren Geschehen der Kundfahrt untrennbar verbunden sind: unsere Hochträger Pedro Méndez, 42 Jahre, und Guillermo Morales, mit 26 Jahren ungefähr unseren Alters. Diese beiden können einfach alles, was das Herz begehrt: Esel bepacken, kochen, schwarze Hemden in weiße verwandeln, hauseckgroße Rucksäcke tragen, Bergsteigen — und herrliche Steppenbrände entfachen! Bald entwickelt sich, für dortige Verhältnisse beinahe unfaßbar, aus dem „Arbeitsvertrag" zwischen Cholos und Gringos eine herzliche Kameradschaft. Unsere beiden Begleiter sind keine Neulinge auf „expedición", beide dienen schon zum drittenmal. Erwin Schneider vergleicht einmal die Hochträger des Santatales mit den Sherpas des Himalaya!

Im Dorfhotel „Comercio" sieht es wild aus. Säcke, Proviant, Ausrüstung liegen durcheinander. Als Pedro in seinem Heimatort Carás, 20 km nördlich, Tragtiere bereit hat, glückt es uns, auf einem kurz vor seinem Lebensende stehenden Lastwagen dorthin zu kommen. Sechs brave graubraune Esel nehmen geduldig die großen Säcke auf ihre Rücken. Wir selbst gehen hinterdrein zu Fuß, ganz entgegen der selbstverständlichen Sitte zu reiten — unter dem Vorwand, uns rascher akklimatisieren zu können, in Wahrheit aber, weil die Preise für Reittiere in den vergangenen Jahren im Santatal für uns unerschwingliche Höhen erklommen hatten.

Parrónsee

Über Hänge mit subtropischer Vegetation, zwischen Agaven und Eukalyptusbäumen führt der Weg in Richtung Parrónschlucht. Noch hoch über dem Santatal stehen die Hütten der Bergindios, die dort dem kargen Boden ihren Lebensunterhalt abringen. Nur in der Ursprache „Ket'chua", die zu den wohlgeformten Lauten des „Castellano" vollkommen gegensätzlich klingt, kann man sich mit ihnen unterhalten. Außer „buenos dias" und dem fast uhrzeigergenau ab 12 Uhr zu hörenden „buenas tardes" haben sie oft noch weniger Ahnung vom Spanischen als wir. Uns kommen die Ketschuakenntnisse von Guillermo und Pedro zum preiswerten Erwerb eines Hammels oder Huhnes noch öfters zugute. — Nach anstrengendem Schlauch und der Bewältigung von mehr als 2000 Höhenmetern errichten wir bei Dämmerung ein Lager am Westufer des Parrónsees. Wunderbar die Eispyramide im Talschluß, doch enttäuschend das Wetter. Regennaß ist die Zeltleinwand, als wir darangehen, aus den Luftmatratzen ein Lastenfloß zu bauen, denn die Ufer stürzen an manchen Stellen so steil in den See, daß man zu Fuß nur unter größten Schwierigkeiten in den Talschluß an seinem östlichen Ende gelangen könnte. Dieser wurde bisher nur von ein paar Wissenschaftlern betreten. Mit dem kleinen Schlauchboot und der daranhängenden Lastenfähre sehen wir uns schon am anderen Ufer landen, doch die Rechnung war ohne den Ostwind gemacht! Fast drei Tage raufen wir mit ihm, bis wir das patschnasse Kleid der Hochgebirgsmarine neben einen Queñuabaum zum Trocknen legen, wo an einzig schöner Stelle ein Zeltlager ersteht, zu Füßen der ebenmäßigen Pyramide und des Chacraraju, des wildesten, noch unerstiegenen Berges der Cordillere. Nach einem Erkundungsgang wissen wir, daß die von uns hier als Hauptziel in Augenschein genommenen, den See nördlich einschließenden zwei Nevados de Carás Aussicht auf Erfolg bieten, wenigstens der westliche, steil über dem See stehende und deshalb Nevado Carás de Parrón genannte Berg. Es ist Zeit etwas zu tun, denn der Eindruck der wilden Eisriesen legt sich stark auf das Gemüt. Wir errichten in etwa 5050 m auf einem Moränenkopf zwei Zelte, das Hochlager für den ersten Gipfelvorstoß. Die Schlepperei dort hinauf ist entsetzlich. Gewaltig spüren wir, daß wir acht Tage vorher noch auf Meereshöhe gelebt haben. Auch den beiden Trägern reicht es. Umgehend verlangen sie „Lohnerhöhung" — warum soll nur ein Europäer das fordern? Heinz ist es sehr übel zumute, er hat „Soroche" im höchsten Grad. So sieht uns der nächste Morgen zu dritt im Bruch des Gletschers, der zur Scharte zwischen den beiden Caràsgipfeln führt. Schwierige Stellen erfordern Aufmerksamkeit. Das würde uns eher Freude machen — doch das Spuren im trockenen Pulver oder Bruchharsch auf dem südseitigen Gletscher, das sich so bleiern in die Muskeln legt, kostet Energie und Nerven! Gefürchtet ist jede Südseite in tropischen Hochgebirgen südlich des Aquators, ist sie doch hier die Schattenseite und oft von unberechenbarer Schwierigkeit, selbst wenn sie technisch völlig einfach aussieht. Schließlich sind wir am Sattel oben. Der Blick nach Norden auf den herrlichen Nevado de Santa Cruz, Alpamayo und auf den so nahe scheinenden Gipfelaufbau „unseres" Berges läßt den Toten Punkt überwinden. Sehr steil setzt die Gipfelwand an, und ihr hartes Firneis bietet den Zwölfzackern guten Halt. Alfredo verschanzt sich in einer Spalte, wo er ein „ganzes Regiment" halten könnte, und sichert Helmut bei der schwierigen Eisarbeit, die so interessant ist, daß wir die dünne Luft plötzlich fast

vergessen. 20 m unter dem Gipfel wird ein kleiner Stand ausgehackt, von dem aus jeder einzeln hinaufklettert zur höchsten Spitze, die so schmal ist und nach allen Seiten so steil abbricht, daß man sie nur „in die Hand nehmen" kann. Jenseits wird der Blick auf den tiefgrünen Parrónsee und die Massive des Huandoy und Huascarán frei, ein gewaltiges Bild! Unser erster Sechstausender: der Nevado Carás de Parrón! Zwei Stunden Tageslicht sind nur mehr zur Verfügung. Im Schein der Taschenlampe stolpern wir das letzte Stück über den Gletscher, lassen uns erschöpft ins Zelt fallen, um ein Erlebnis reicher, den Anfangserfolg in der Tasche! — Helmut und Heinz steigen ins Hauptlager ab, um die Träger heraufzuschicken zum Lagerabbau, denn von einem Versuch am zweiten Gipfel, dem Nevado Carás de Santa Cruz, versprechen wir uns sehr wenig. Ist doch der zur Scharte unter seinem Ostgrat führende Gletscher noch viel zerrissener und steiler, hat doch die Spurerei des vergangenen Tages schon das äußerste Maß erreicht. Aber Alfred und ich wollen trotzdem den Versuch wagen. Am 16. Juni wird der Wecker auf 2 Uhr gestellt. Aus unergründlicher Ursache läutet er nicht ab, erst die Strahlen der aufs Zelt fallenden Morgensonne wecken uns aus köstlichem Schlafe. Alfred rennt sich noch schnell einen Steigeisenzacken tief in die Hand, dann kann es losgehen. Um es kurz zu machen: Um 13.30 Uhr stehen wir nach anstrengendem Wühlen über schwierige Steilstufen in der Scharte am Beginn des langen Ostgrates. Ein zweites Mal würden wir bis hier herauf nicht mehr steigen, das wissen wir; weitergehen über diesen nun geradezu haarsträubend aussehenden Grat bedeutet Biwak, das wissen wir auch — also gehen wir weiter! Bald ist uns klar, daß wir noch nie einen Grat so unterschätzt hatten wie diesen, der vom Hochlager gesehen ein recht friedliches Bild bot. Durch Haken gezähmte Eisüberhänge wechseln mit kühnen Wächtengebilden, Steilwandln und „papierdünnen" Gratstellen. Sogar ein kurzer Quergang mit Seilzug kommt vor, und das in fast 6000 m Höhe. Rascher geht es im mittleren Stück, doch den Gipfel verteidigt noch eine sehr schwierige „kombinierte" Seillänge. Bei rot im Nebelmeer über dem Pazifik untertauchender Sonne erreiche ich das schmale Gipfelplateau. Ein heiserer Ruf zum Freund, der seit fast einer Stunde „sichernd" unter einem Felsüberhang harrt, dann steige ich äußerst vorsichtig das gefährliche Stück zurück, sonst müßten wir beide die Nacht auf dem windigen Gipfel verbringen. Die Tatsache der Erstersteigung bewegt uns momentan gar nicht, viel mehr die Erlebnisse der letzten Stunden und das folgende Biwak in einem maßgeschneiderten Schneeloch der Nordflanke. — Kalt und klar bricht der junge Tag an, als wir uns ungelenk auf den Rückweg machen. Wo der Grat ganz schwierig wird, halten wir Rast und schauen in die Runde — vielleicht die glücklichste Stunde der ganzen Rundfahrt! Es gelingt uns, für den Abstieg eine andere Lösung zu finden: die Südflanke. An der wohl einzig möglichen Stelle wittern wir den Einstieg in die anfangs 60 (!), dann 45 bis 50 Grad steile Lockerschneewand (im Aufstieg wäre sie unmöglich gewesen). Müde schleppen wir uns über den Gletscher Richtung Hochlager. An der letzten großen Spalte steht der brave Guillermo und hält uns eine Feldflasche voll Tee und eine Orange entgegen!

Glückliche Entspannung während zweier Rasttage im Zeltlager unter dem Queñuabaum am See! Stark klingt die große Bergfahrt nach, unsere schwierigste in den Cordilleren: der Nevado Carás de Santa Cruz, 6020 m! Helmut richtet inzwischen bereits mit den Trägern ein Hochlager an der Eisgrenze unter der Nordwestflanke der „Pyramida" (etwa 5900 m) ein. Bald folgen auch wir anderen und unternehmen einen Erkundungsvorstoß durch den sehr zerrissenen, aber trotzdem relativ gutmütigen Gletscher, bis zum Ansatz der steilen, eisschlagbestrichenen Blankeisflanke, die bis zum wild zersägten Nordgrat führt. Dann ist es Schluß! Wir hatten geglaubt, das mit dem schönen Wetter müßte jetzt immer so weitergehen! Drei Tage und Nächte kauern wir im Zelt, während draußen der Schneesturm tobt. Arien von Verdi klingen neben üblen Beschimpfungen. Doch was kümmert das den Schnee und das Kondenswasser, das allmählich den Schlafsack durchnäßt. Hat man endlich einen kostbaren Napf Suppe gekocht, stößt einer an — und die Luftmatratze saugt gierig von der raren Nahrung. Wir kauen an den letzten Dörrzwetschken, als

das Unwetter verebbt, graben Zelte und Gerät aus und sagen der Pyramide ade, nehmen Abschied von unserem herrlichen Lagerplatz am See, bringen alles, diesmal in einem Tag, ans Westufer zurück. Während Pedro in Carás Tragtiere holt, wollen wir noch den weit nach Westen gegen das Santatal vorgeschobenen Wächter aus Granit besteigen: den Cerro Parrón, 5325 m, den westlichsten Eckpunkt des Kammes der Agujas Nevadas. Dabei kommt uns der Granitgrat eines nähergelegenen Gipfels in die Quere, hält uns auf und wird wegen Zeitmangel schließlich aufgegeben. Kurz vor Sonnenuntergang stehen wir dann auf unserem Cerro, leicht gerührt ob des großen „Schlauches" und wenig Gefühl mehr aufbringend für die herrliche Abendstimmung. Ein siebenstündiger nächtlicher Abstieg folgt. Im milden Mondenscheine queren wir Moränen und Kare, überklettern, die Taschenlampe zwischen den Zähnen, eine abenteuerliche Scharte. Um 1 Uhr nachts empfängt uns Guillermo am Lagerfeuer mit Tee und Grie'suppe. Wir packen die Lasten, ziehen nach Yungay, um uns im „Hotel" des Don Rainaldo von den Strapazen zu erholen. Statt dessen beschleicht unsere Eingeweide ein übler Auf„ruhr". Wir müssen fasten und beschließen, schnellstens wieder in einsame Höhen zu entfliehen.

Huandoy

Eine achtköpfige US-amerikanische Expedition ist inzwischen in die Pucahircagruppe gegangen, so wollen wir versuchen, den kühn über dem Nanganucotal stehenden, bisher vergeblich angegriffenen Südgipfel des Huandoy, 6160 m, zu ersteigen. Wir ziehen durch das Nanganucotal, auf dessen Sohle zwei grüne Seen liegen. Der wichtigste Saumpfad über die Cordillere führt hier hinüber nach Pomabamba und zur Monta a. Nach einem provisorischen Nachtlager biegen wir in den nördlichen Talast ein, um uns unter dem Ostkar des dreigipfeligen Huandoy einzunisten. Eine primitive Brücke aus Queñuaästen führt über den reißenden Bergbach. Das erscheint unserem klügsten Packgaul zu riskant — er dreht sich um — und plumpst kopfüber in die kalte Flut: Bei uns gibt es drei Wochen lang mit dem Eisbeil zerkleinerten „Blockzucker"! In einer Mulde des begrünten Moränenhanges entsteht das Hauptlager, etwa 4200 m hoch, und in einer Furche der riesigen südlichen Seitenmoräne des Huandoygletschers in etwa 5000 m Höhe das Hochlager, freilich nicht ohne Gelegenheit zu bieten, unsere Hochträgerfähigkeiten weiterzubilden. Süd-, West- und Hauptgipfel erheben sich über dem auf 5850 m gelegenen Huandoyhochplateau, das nach Osten mit einer 200 bis 300 m hohen Steilstufe zum Gletscher abbricht. Tagelang versuchen wir durch die immer wieder von Osten herantreibenden Wolkenbänke mit dem Feldstecher die Rätsel des Abbruches zu entschleiern. Erwin Schneider war 1932 in nächtlichem Handstreich durch eine „Kanonenrohr" genannte Steilrinne an seinem rechten Ende der Aufstieg zum Plateau und die Ersteigung des Hauptgipfels gelungen. Die Amerikaner, die 1954 den Westgipfel bezwangen, schlosserten sich in tagelanger Arbeit im Eisschlag über den Abbruch und brachten mehrere 100 m fixer Seile an. Wir wollten es auf dem Weg Schneiders versuchen, um dem noch unberührten Südgipfel näher zu kommen. Endlich scheint das Wetter zu halten, aber Alfred muß mit Ruhr das Zelt hüten. Heinz, Helmut, Guillermo und ich brechen zu einem Versuch auf. Langsam nur gewinnen wir an Höhe. In etwa 5500 m Höhe bricht Heinz mit Atemnot und Herzkrampf zusammen. Mit Cardiazol behandelt, ist er nach einiger Zeit wieder fähig zu gehen: Umkehr, nichts wie hinunter! Das Wetter schlägt auch wieder um, es ist zum Verzweifeln. Am 14. Juli stehen Alfred, Helmut, Guillermo und ich früh am Tage oben an der Umkehrstelle beim großen Rucksack. Der Steilabbruch zeigt seine Zähne. Stundenlang hackt Helmut im spröden Blankeis. Ein senkrechtes Wandl verlangt Hakensicherung. Beim Aufseilen des schweren Sackes schuften wir bis an die Grenze der Kräfte, während links drüben in unregelmäßigen Abständen die berstenden Seracs niederkrachen. Nicht nur unserem an die Ausgesetztheit nicht gewöhnten Guillermo hat es gereicht, als wir nach elfstündigem Aufstieg irgendwo am Plateau in dichtem Nebel das kleine Zwei-Mann-Sturmzelt aufstellen und zu viert hinein-

kriechen. Am Abend klart es wieder auf. Wir betrachten die Ziele für morgen. Alfred und Helmut wollen die Nordwand des Südgipfels angehen, während ich mit Guillermo versuchen will, den West- und Hauptgipfel zu ersteigen, um einen Erfolg für all die Mühe zu sichern, falls es am Gipfel schiefgehen sollte! Die Nacht am Plateau ist furchtbar. Zwar schützt der Schlafsack vor dem Erfrieren, doch die eingezwängte Lage führt zu unausstehlichen Muskelkrämpfen. An Schlaf ist ohnehin nicht zu denken, doch das schlimmste ist der Aufbruch am folgenden Morgen. Eine Stunde dauert es, bis sich einer fertigmacht. Nur unter Aufbietung aller Energie gelingt es, bei dem eisig beißenden Ostwind mit bloßen Fingern die bockseifen Gamaschen anzuziehen. Wir sind ja mitten in den Tropen — denk' ich! Im Sattel zwischen West- und Hauptgipfel ist es höchste Zeit, daß sich der Pulverschnee in doch teilweise tragenden Harsch wandelt. Der Grat zum Westgipfel bietet bei den herrschenden Verhältnissen eine nicht zu schwierige, vor allem aber wunderschöne Eistour inmitten der gewaltigsten Gipfel der Cordillera Blanca! Wir beobachten die Freunde drüben in der Wand des Südgipfels, wo sie langsam in sehr schwieriger Eisarbeit an Höhe gewinnen, während ich Guillermo auf der messerscharfen Schneide des 6365 m hohen Westgipfels die Hand drücke. Für ihn ist es wohl der größte Tag seines Lebens. Als erster Peruaner kann er auf einem so schwierigen Berg seiner schönen Heimat stehen! Um 12 Uhr ist der Südgipfel gefallen, während wir am Sattel rasten. Nicht schwierig ist der Weg von hier zum Hauptgipfel (6395 m), aber er führt durch teilweise knietiefen Pulver und Bruchharsch, außerdem steckt schon wieder alles um uns in milchigem Grau. Ziemlich am Ende der Kräfte stehen wir letztlich doch noch auf dem Gipfelscheitel und hissen den peruanischen, deutschen — und bayrischen Wimpel. Zwischen den Nebelfetzen blinkt einige tausend Meter tiefer das Grün des Parrónsees. Am späten Nachmittag sind wir alle beim Zelt am Plateau versammelt. Außer zu den drei Sechstausendergipfeln dürfen wir einander auch zu erfrorenen Zehen gratulieren — eine Folge der brutalen Kälte des Morgens. Noch eine häßliche Nacht warten wir hier oben ab, packen dann unsere Siebensachen und steigen langsam aber sicher über den Steilabbruch zum Gletscher ab. Dort hat sich manches verändert. Schneebrücken sind gebrochen, beim Aufstieg noch schmale Spalten klaffen weit. Der gute Don Pedro eilt uns schon besorgt über den unteren, harmlosen Teil des Gletschers entgegen. Gierig saugen wir den mitgebrachten Tee durch die ausgedörrte Kehle. Glückliche Feierabendstimmung herrscht, als wir bei den Zelten Pickel, Seil und Steigeisen in eine Ecke werfen, uns in den Schlafsack rollen und von Pedro Speis' und Trank ans Bett servieren lassen. Zwei Tage vergehen im Nachklingen der großen Fahrt mit Schlafen, Essen und Briefeschreiben. Dann wird es uns schon wieder zu wohl in der Haut. Man müßte doch probieren, ob die angeeisten Zehen noch bergtauglich sind. So beschließen Alfred und ich mit den beiden Getreuen einen „Betriebsausflug" auf den Gipfel Punkt 5800 m im Kamm Huandoy—Chacraraju, genannt Nevado Pisco, zu machen. Dieser „Pisco", nach dem peruanischen Traubenschnaps so genannt, ist ein wunderschöner, jenseits der großen Moräne stehender, unschwierig zu ersteigender Aussichtsberg. Teilweise könnte man sogar Schi gebrauchen, nur die letzten 40 m zum Gipfel bieten richtige Eisarbeit. Unsere beiden Begleiter sind glücklich ob des herrlichen Tages, wir selbst nicht weniger. Gegenüber unsere Nevados de Caráz, die Kette der Agujas Nevadas, der so formschöne Artesonraju, die Pucahircagruppe und die grausigen Südabstürze des Chacraraju. Auch von dieser Seite wird man den Berg kaum zu ersteigen versuchen. Toll vor Freude über diesen Tag springen wir die Hänge hinunter und sagen noch: unser erster harmloser Gipfel —, als beim Queren der großen Schutthügel des unteren Huandoygletschers ein großer, im labilen Gleichgewicht hängender Block, auf dem Alfred steht, ins Rutschen kommt. Zwei oberhalb liegende Granitquader folgen mit drohendem Krachen. Um Haaresbreite rettet sich der Freund durch verzweifelten Sprung, bei dem er sich ein großes Loch in den Kopf schlägt und den Oberschenkel verletzt. Sehr böse sieht das aus. Aber obald wir wissen, daß es keine Gehirnblutung und der Knochen heil ist, fügt sich der Arme rasch in sein Schicksal. Doch vier Wochen bleibt er „einsatzunfähig", so ist unsere

Mannschaft auf ganze zwei Köpfe zusammengeschrumpft! Bald sind die Huandoylager abgebrochen. Im Yanganucotal schlagen wir die Zelte auf einer Wiese am Bach zwischen den zwei Seen auf. Da reitet einer aus dem Gebüsch: unser Heinz, der von Yungay Post aus der Heimat und volle Flaschen zur Siegesfeier bringt. Zwei Tage erholen wir uns dort am See in 3850 m Höhe, wo eine reiche subtropische Vegetation gedeiht, wo über dem sich im Ostwind wiegenden Schilf des Bergsees kühn das Dreieck des Huandoysüdgipfels steht. Heinz und ich steigen ab ins Santatal, während die beiden anderen mit den Trägern das Hauptlager, ohne Yungay zu berühren, auf einen Moränenrücken (3700 m) an den Westabhang des Huascarán verlegen.

Fiesta

Der peruanische Nationalfeiertag, der 28. Juli, steht vor der Tür. Wir erwarten einige Kameraden des Club Andino Lima, die sich uns zur Ersteigung des Huascarán, der mit 6768 m der höchste Berg Perús ist, anschließen wollen. Eilig kaufen wir Proviant — wobei die unvermeidliche Kartoffel immer eine „gewichtige" Rolle spielt —, feilschen und photographieren inmitten bunter Trachten am Markt von Yungay. Der 28. Juli dauert bei den Peruanos drei Tage. Niemand ist da für eine Arbeit zu haben. Auch die Träger schicke ich für zwei Tage nach Hause. Wenn „fiesta" ist, kommt auch das Blut des phlegmatischsten Serraños in Wallung. Ein sinnverwirrendes Bild für den Fremden, wenn sich die Indios aus den Bergdörfern von nah und fern auf der Plaza sammeln, wenn Trommeln, Pfeifen oder Harfen (in Yungay leider auch schon Radios mit importiertem Jazzgeschrille) indianische Weisen hervorzaubern — monoton, melancholisch, gutmütig, wie ihr Volkscharakter. Wenn die in vielen Fässern bereitgehaltene Chicha, ein starkes Maisbier, zu Ende geht, wenn die von mehr oder weniger kühnen Toreros ausgefochtene „Corrida", der Stierkampf, im Triumphgeschrei der Menge vollzogen ist, wenn auch der letzte unermüdliche Tänzer vom erholsamen Schlummer umfangen wird, geht die fiesta zur Neige, und mit Kind und Kegel ziehen die Leute wieder hinauf zu ihren Hütten, noch etwas verworrenen Geistes zwar, doch frohen Herzens — denn sicher gibt es zehn Tage später im Nachbardorf ein anderes Fest.

Huascarán (6768 m)

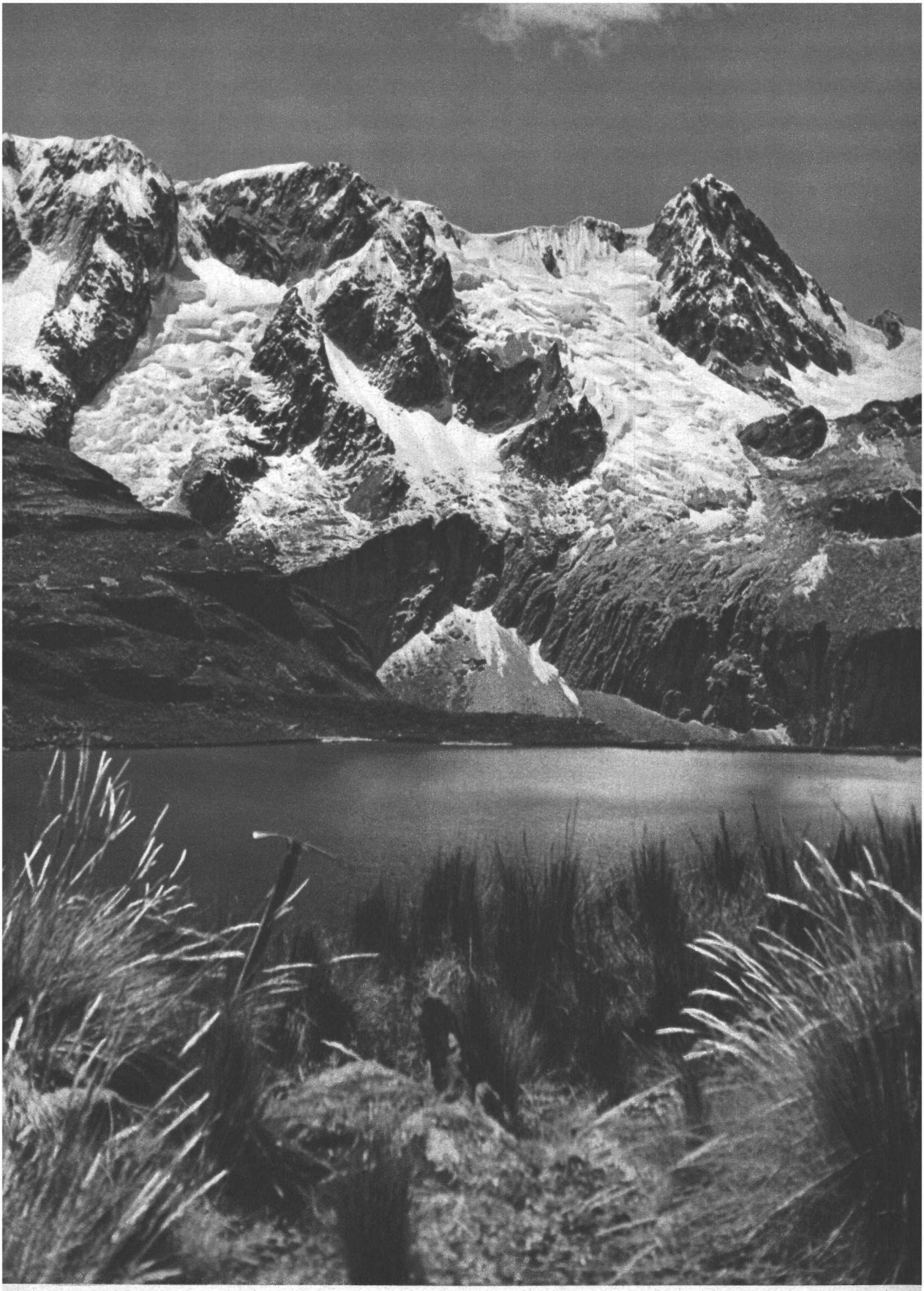
Guillermo bringt aus Huarás einen Schneidergesellen mit: Don Antonio, der uns am Huascarán als dritter Träger dienen soll. Abends kommen wir zum Hauptlager, wo uns Don Alfredo und Helmut mit Huascarán-Blümchentee herrlich empfangen. Es ist nicht mehr zu früh, daß Nachschub kommt. Die „Amis" sind inzwischen mit einem erstersteigenen Sechstausender aus der Pucahirca zurückgekommen. Einige von ihnen wollen ebenfalls den Huascarán versuchen. Wir verstehen uns ausgezeichnet mit den Amerikanern. Einen Tag nach uns gelingt es dreien von ihnen, den Südgipfel zu erreichen. — Manches ereignet sich, bis an der Eisgrenze Lager II und unter dem großen Eisbruch, der den Zugang zur „Garganta", zum Sattel zwischen Nord- und Südgipfel, sperrt, in 5300 m Lager III steht. Die Limeñer müssen wegen fehlender Akklimatisation, mit Ausnahme von Peter de Paz, der bis zur Garganta kommt, hier umkehren. Die Schlepperei bis III ist fast unmenschlich, da drei Träger für sechs Señores hier eben viel zu wenig sind. Doch unsere Trägerausrüstung war im Hinblick auf die Finanzlage nicht für mehr berechnet. So spiele ich eben selber „Portador" und buckle 60 bis 70 Pfund noch in 5300 m. Nach einem mit knapper Not erstickten Zeltbrand wollen wir zur Erkundung des Eisbruches weggehen, als Guillermo und Pedro selbständig von II heraufkommen mit großen Rucksäcken und ebensolchem Auftrieb und gleich weitergehen wollen. Helmut hackt auf einer steilen Blankeisrampe Stufen, während der 42jährige Pedro übermütig singt „vamos hoy a el Huascarán" und Don Antonio an meinem Gängelband unter der Last des Rucksacks und um sein Leben zittert. Der Gargantaeisbruch

ist auch wirklich nicht von Pappe. Man könnte ihn bei entfernter Betrachtung für viel einfacher halten. Kurz bevor die Sonne versinkt, graben wir außerhalb des Bereiches einer nahen Eisturzzone an flachem Abhang zwei Sturmzelte in den Schnee (etwa 5800 m). Fauchend reißt mir der Sturm eine Luftmatratze aus der Hand und trägt sie auf Nimmerwiedersehen in eine große Spalte. Das Wetter ist schön geworden, dafür tobt der Orkan um den Berg, daß man die Schneefahnen an den Flanken unten im Santatal sieht! Bald drückt der angewehte Schnee die Zeltwände zusammen. Unglaublich, was die dünne Leinwand alles aushält! Der Kocher streikt. Wir können weder Nahrung noch Getränk bereiten, an Schlaf ist nicht zu denken. Die drei Träger in ihrem kleinen Welzenbachzelt rufen in der Nacht um Hilfe. Ein Kunststück ist es, das Zelt zu verlassen, dessen Gestänge sonderbarerweise noch standhält! Stundenlang arbeiten wir. Endlich um 10.30 Uhr, viel zu spät, sind wir abmarschbereit: Helmut, Pedro und ich — aber an einen Erfolg glauben wir nicht mehr recht. Kaum kommen wir über den breiten, 6000 m hohen Gargantasattel gegen den Sturm. Schründe und Steilstufen setzen Widerstand entgegen, und schließlich führt ein letzter, 400 m hoher Hang über Windgangeln und Bruchharsch in körper- und geisttötendem Schlauch zum Süd- und Hauptgipfel des Huascarán, 6768 m. Es ist uns gar nicht feierlich zumute. Pedro hat sich vier Finger angefroren, und die Zeit drängt. Einige Gipfelphotos, dann schnell kehrt, denn schon tief steht die Sonne über dem Pazifik! Lager IV und III laden wir am nächsten Tag auf die Schultern. Der Körper muß auch das noch mitmachen, nur hinunter in lebensfreundlichere Regionen! Eine gewaltige, himalayaähnliche Bergfahrt liegt hinter uns. Keine Erstersteigung, aber ein großes Erlebnis: Der Huascarán. — Im „Hotel Comercio" steckt einer den Kopf zur Tür rein, sagt: „Grüaß eich Gott beinand!" im reinsten Münchnerisch. Es ist unser Freund Briegleb aus Lima, ein alter „Bayerländer", der offensichtlich ewige Jugend besitzt und seit fast 40 Jahren in Perú lebt. Er verbringt mit seinem Sohn den Urlaub hier im Callejón. Wir beschließen, zusammen in die Cordillera Negra zu reiten, wobei der 5000 m hohe Cerro Chaccha in netter Granitschrofenkletterei erstiegen wird. Voll Leben steckt die scheinbar so öde Schwarze Cordillere, und einmalig ist der Blick auf die jenseits der begrünten Furche des Santatales in ihrer ganzen Längsausdehnung sichtbare, mit unzähligen Eisgipfeln aufragende „Blanca". Direkt uns gegenüber das klotzige Massiv des Huascarán, daneben die zierlichen Spitzen des Huandoy und die Carásberge — für uns bereits beglückende Erinnerung geworden. Wir reiten zurück ins Tal, begegnen den Menschen des Hochlandes, die bedürfnislos einfach, oft etwas scheu sind. Wenn die Frauen auf dem Weg von Dorf zu Dorf oder zu ihren Feldern sind, spinnen sie, geschickt die kleine Holzspindel drehend, grobe Wolle. Ein schönes, typisches Bild in der Sierra.

Im Osten der Cordillere

Wieder führt der Weg durch das Yanganucotal hinauf, zur letzten Fahrt in der Blanca. Sie bringt uns an den Ostabfall des Cordillerenhauptkammes und dient der Erkundung des wilden Chacraraju von Nordosten. Bei Schneetreiben überschreiten wir den 4760 m hohen Yanganucopaß, Alfred hoch zu Roß, wie sich's geziemt, und steigen hinunter zum Dörferl Colcabamba-Tingo, an der Mündung von drei Tälern (auf etwa 3200 m) gelegen. Anders sieht alles hier im Osten aus, noch primitiver die Hütten. Fernab jeder Zivilisation leben die Menschen. In Tingo beenden wir die zweite Tagesetappe der Reise. Der „Bürgermeister", ein Weißer, den das Schicksal hierher verschlagen hat, lädt uns mit dem großen Wort südamerikanischer Gastfreundschaft zu sich: „Su casa" — betrachten Sie es als Ihr Haus! Doch wegen der zweifelhaften Reinlichkeit und der zu zahlreichen Haustierchen ziehen wir es vor, unsere eigenen Häuser auf der Plaza zwischen Hühnern und grunzenden Schweinen zu errichten. Am nächsten Morgen wird ein Hammel erworben, und weiter gehts auf spärlichem Pfad, anfangs durch urwaldartiges Dickicht, durch das tiefeingeschnittene Huaripampatal nach Norden. Auf einer weiten, von viel-

verästelten Wasserläufen durchzogenen Pampa im Talgrund zwischen beiderseits aufsteilenden Felsflanken weidet mageres Vieh, tummeln sich Wasservögel in seichten Tümpeln. Auf Opfer lauernd, kreist der mächtige Condor unter den Wolken. In einem Seitental der Huaripampa errichten wir in etwa 4000 m ein Lager, zu Füßen der furchtbaren Nordflanke des Chacraraju. Das Wetter der letzten Tage war nicht dazu angetan, uns in Kampfstimmung zu versetzen. Fast täglich bringen feuchte Vorboten der Regenzeit von Osten vor. — Von einem Erkundungsgang mit Photo und Feldstecher, wobei der 4850 m hohe Cerro Pyramide erstiegen wird, bringen wir die Erkenntnis mit, daß auch die Nordseite des „Chacra" einem Besteigungsversuch schwerste Hindernisse entgegenstellen wird, doch aber bei Zusammentreffen aller günstigen Umstände die größte Erfolgsaussicht verspricht. Noch oft in den folgenden Tagen bewundern wir seine herrliche Gestalt, starren auf die eisgepanzerten Granitwände, suchen einen Weg über den markanten, zum Grat des Hauptgipfels (6120 m) führenden Pfeiler. Wahrlich ein kühner Berg, der einmal von einer (oder besser zwei) ebenso kühnen Seilschaft bezwungen werden wird! Der Ostgipfel des Chacraraju (6030 m) wurde am 31. Juli 1956 nach mehrwöchiger Belagerung durch Lionel Terray und Gefährten erstiegen. Wir wissen, daß er für uns nicht mehr in Frage kommt. Zwei der Kameraden sind kaum halb einsatzfähig, und das schlechte Wetter verbietet ohnehin einen Angriff. So entsteht an der Eisgrenze unter dem Kamm der Pyramide ein Hochlager an einem kühlen Gletscherrinnsal. Die „Pyramide", die wir schon vom Parrónsee aus belagerten, wird von hier auch nicht unser werden, das sehen wir eindeutig. Ja, wenn damals der Wettersturz erst zwei Tage später gekommen wäre! — Es stehen aber eine Reihe Gipfel zwischen 5000 und 5500 m in der Runde, denen wir uns zuwenden, während Heinz über Pomabamba zum Marañon tagelang über mehrere Pässe reitet, um den weit im Osten stehenden Acrotambo (4850 m) zu ersteigen, der bis vor etwa acht Jahren einen Gletscher trug. — Don Alfredo macht die ersten bergsteigerischen Gehversuche seit dem Unfall — und siehe da, der 16. August bringt uns die Ersteigung des 5500 m hohen Schneeberges, der den nördlichen Eckpfeiler des Pyramidenkammes bildet. „Nevado Munich" nennen wir ihn zu Ehren unserer Vaterstadt. Ein Tag mit viel Freude, vormittags herrlichem Wetter und vielen Photos. Auf dem Gipfel eines 5100 m hohen Granitturmes stehen wir nach hübscher Kletterei am folgenden Tag. Unerstiegen und unbenannt war er, deshalb taufen wir ihn südländisch-klangvoll „Cerro Sentilo", in Wahrheit aber eingedenk des Umstandes, daß zwei Mitglieder unserer Dreierseilschaft die Gründung ihres Heimatortes München-Sendling dem wackeren Germanen Sentilo verdanken. Wir überschreiten den interessanten, „kombinierten" Grat zum 5000 m hohen Nordgipfel des Kammes, freuen uns des schönen Bergweges, bis wieder Schneeschauer über uns herfallen, um uns einen Tag ins enge Zelt zu verbannen. Wieder im Hauptlager eingetroffen, werfen wir das Gerippe unseres vom Fuchs verspeisten Hammels wütend ins Gebüsch. Doch bald ist der Schmerz überwunden, als Guillermo aus Stoff und Schnur genial einen Fußball konstruiert hat. Auf einem der höchsten Spielplätze der Erde entbrennt ein harter Kampf, den schließlich die Sierra-Löwen mit 3:2 gegen die Vertreter der „Weltmeisternation" gewinnen. — Der 21. August bringt wieder Sonne, so klettern wir über die Steilschrofen der 1200 m hohen Westflanke des jenseits der Huaripampa stehenden, noch unerstiegenen Pucaraju (5100 m) auf dessen südlichen Gipfelpunkt und überschreiten den etwa 2 km langen Fels- und Firngrat nach Norden. Schwierig und interessant ist der Aufbau des Hauptgipfels. Wir wissen: Es wird die letzte Gipfelrast in unserer „Blanca" sein. „Puca-raju" ist indianisch und bedeutet „rotes Eis". So haben ihn wohl die Indios der braunen Hochtäler im Osten genannt, wenn das rote Licht der Morgensonne sich über seine Gletscher ergießt. Weit geht der Blick nach Westen über all die kühnen eisgepanzerten Sechstausender und nach Osten hinaus über die unzähligen, sich am Horizont verlierenden braunen Hügelketten, hinter denen die Urwälder des unermeßlichen Amazonasbeckens liegen. Einen etwa 5800 m hohen Gipfel der herrlichen Pucahircagruppe haben wir noch ins Auge gefaßt, doch Regen und

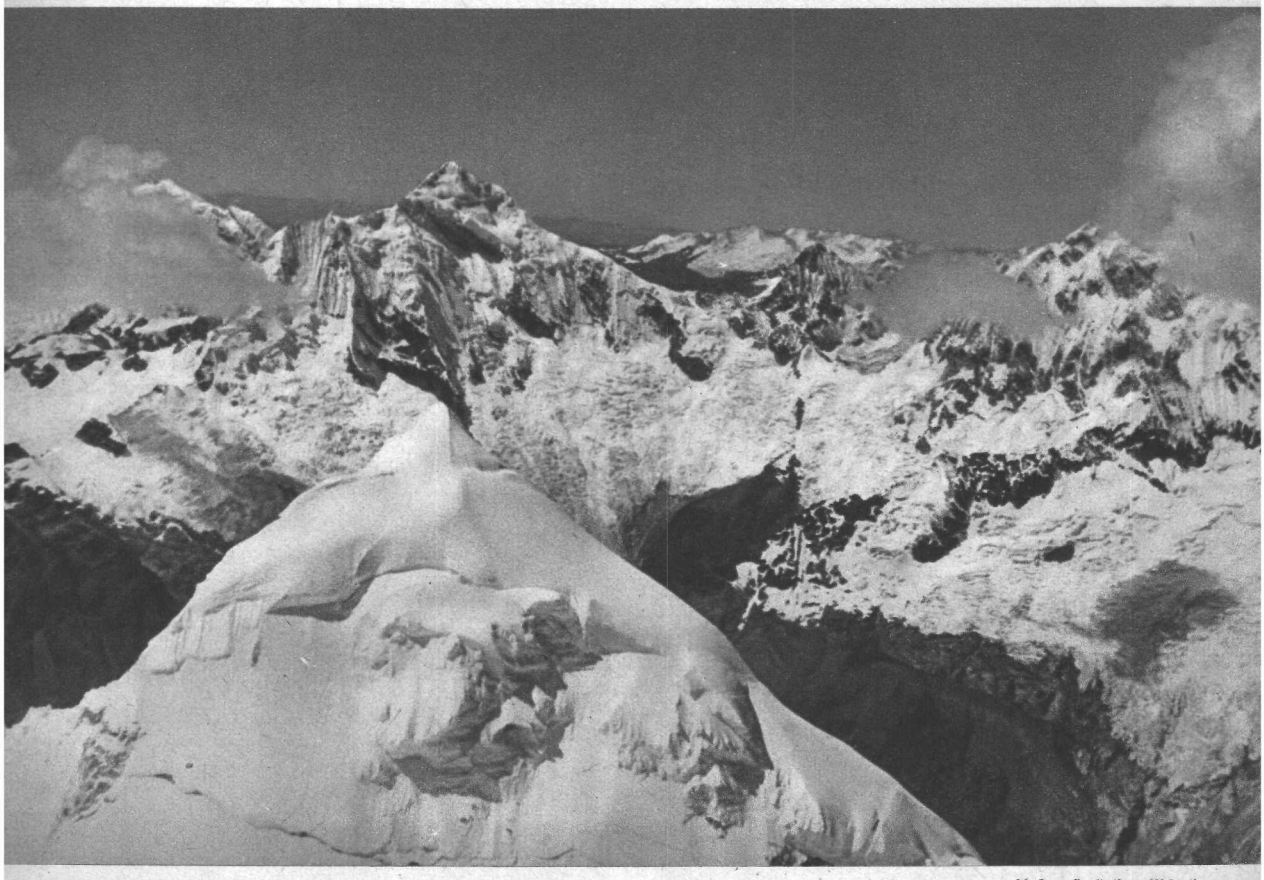


See am Paß Punta Unión im Osten der Cordillera Blanca

Aufn.: H. Huber, München 9

Aufn.: H. Huber, München 9

Nevados de Carás von Süden. Links Nevado de Parron (6025 m), rechts Nevado de Santa Cruz (6020 m)



Huandoy-Südgipfel gegen Chopicalqui vom Hauptgipfel

Aufn.: H. Huber, München 9

Schnee gemahnt an die heuer schon früh einsetzende Regenzeit und an das nahende Ende unserer Tage in Perú. Über den Paß Punta Unión (4750 m) zu Füßen des kühnen Taulliraju ziehen wir mit Sack und Pack ins Santa-Cruz-Tal, dem nördlichen Parallel-tal der Quebrada Parrón, um neben dem auf seiner Sohle liegenden See die Zelte auf-zustellen. Am selben Abend kommt einer ins Lager, auf stolzem Grauschimmel, mit Poncho und großem Sombrero. Sucht ein zu so später Stunde quer durch die Cordillere reitender Haciendado aus Pomabamba Nachtlager bei uns? Doch seine urbayrischen Laute bedeuten unzweifelhaft, daß es unser vom Acrotambo zurückkehrender Heinz ist.

Abschied von der Cordillera Blanca

Guillermo holt in anstrengendem Tagesritt vom Bergdörferl Santa Cruz Pisco und sonstige gehaltvolle Getränke für den „Abschiedsabend" am Lagerfeuer. Wie so oft sitzen wir um die wärmespendende Glut und singen heimatliche Lieder in die kalte Nacht, singen mit den Trägern die Weisen der Sierra. Die Gedanken verweilen bei vielen schönen und harten Stunden, die wir gemeinsam verbracht, in denen uns Pedro und Guillermo zu guten, zuverlässigen Kameraden geworden waren. Bevor wir in die Zelte kriechen, zünden sie, ihrer unwiderstehlichen indianischen Blutleidenschaft ein feuerwerkhaftes Rauchopfer bringend, den strauchbewachsenen Stachelgrashang an, wo noch am nächsten Morgen das Feuer glimmt, als wir aufbrechen, um, teilweise bei Regen, die 35 km hinunter ins Santatal nach Carás zurückzulegen. Wie gut dem Auge das Grün der Felder und Eukalyptusbäume tut, wie schön es ist, nach dreiwöchigem Aufenthalt im Hochgebirge ins Tal der friedlichen Menschen zurückzukehren!

Adios Don Pedro, Guillermo! Schwer fällt der Abschied von dem, was uns sehr lieb geworden. Lebwohl Santatal, Cordillera Blanca! An einer Biegung des Sträßleins am obersten Rio Santa nahe dem Goñoc-cocha-Paß entschwinden plötzlich die weißen Gipfel unseren Blicken. Abenteuerlich ist die Fahrt auf dem Lastwagen, der uns hinunter bringt nach Lima. Urplötzlich wird man aus der reinen Luft des Hochlandes in feuchten Nebel getaucht, der jetzt Ende August noch immer über dem Küstenland liegt.

Zu den Amazonasquellen

Wohl bereiten wir in unserem „Hauptquartier" auf der Bühne von Pastor Baasners Gemeindesaal in San Isidro die Abfahrt vor, planen einen Flug zu den Stätten des alten Inkareiches im südlichen Perú, nach Cuzco, aus dem wegen zu knapper Finanz-reserve nichts wird. Vor allem aber interessiert uns die Einladung des reichen Peruaners Augusto Cardich in „seine" Cordillerengruppe „Raura" am Ursprung des Rio Marañon, der als westlichster Quellfluß eigentlicher Ursprung des Amazonas ist. Cardich besitzt dort oben am Ostabfall der Raura-Cordillere, die an dem großen, gleichnamigen See gelegene Hacienda Lauricocha mit riesigen Weideflächen, 3000 Stück Rinder, 2000 Pferden und 14.000 Schafen. Cardich selbst ist ein aufgeschlossener, modern denkender Peruaner und einer der wenigen Bergsteiger des Landes. Er hat größtes Interesse, daß „seine" geographisch interessante, bisher sonderbarerweise völlig unerschlossen gewesene Raura von einer Expedition besucht wird. — Am 5./6. September fahren wir mit ihm und dem deutschen Geographen Dr. Karl Schmid, Teilnehmer der Cordillera-Blanca-Kundfahrt 1939, über die Panamericana nach Norden bis Huacho, biegen östlich landeinwärts ab zum Badeort Churin. Kurvenreich und staubig ist die Straße durch die Küstencordillere und trostlos öde die Landschaft. Einzelne verlassen in der Steinwüste stehende Kakteen fristen ein anspruchsloses Dasein. Wo aber Wasser aus den Bächen der Hochcordillere zur Küste herabströmt, ist üppige Fruchtbarkeit. Die Baumwoll- und Zuckerrohrfelder müß-ten verdorren, wenn einmal das Naß der Gletscherberge ausbliebe. Auch die Indios der Sierra wissen die feuchten Kostbarkeiten zu nützen. Wo irgend möglich, zaubern sie durch künstliche Bewässerung Fruchtbarkeit aus dem Boden, ähnlich den Hunzas im Karakorum.

Während über der Küste eine unbewegliche Nebelschicht lagert, ist in der Sierra Trockenzeit, wenn auch die feuchte Luft aus den Amazonasurwäldern immer Niederschläge am Cordillerenhauptkamm mit sich bringt. Während der Regenzeit aber gießt es dann monatelang. Hoch oben an den Graten der Eisgipfel formt der Ostwind kühne Wächtengebilde und Schneepilze, die dem Bergsteiger oft schwer lösbare Rätsel aufgeben können; Riefeleis zerfurcht die Steilflanken. —

Durch das begrünte Huauratal geht die Fahrt. Die aus getrockneten Lehmziegeln gebauten Häuser verschwinden aus dem Landschaftsbild und machen noch ärmlicheren, aus Granitbrocken aufgeschichteten, mit getrocknetem Gras gedeckten Hütten Platz. In endlosen Kehren windet sich der uralte Jeep fauchend und getriebekrachend zum 4900 m hohen Raurapaß empor. 200 m unter der Weghöhe fließt linkerhand ein Gletscher zu Tal. Gewaltig steht rechts der isolierte Stock des Pichuycocha, mit etwa 5900 m der höchste Berg der Gruppe. Die drei Hauptkämme der Raura aber kulminieren im knapp 5800 m hohen Nevado Yarupá. Sieben bedeutende und eine ganze Menge untergeordneter Gipfel warten dort auf ihre Ersteigung. Auch wenn man der Auffassung ist, daß das die Berge selbst wenig kümmern wird, lohnt sich bestimmt ein Besuch dieses im Cordillerenhauptkamm südlich an die großartige „Huayhuash" anschließenden Gebirges, das ungefähr 25 zu 25 km Ausdehnung mißt. Nicht zuletzt auch wegen der Amazonasquellen! — Jenseits des Raurapasses liegt eine kleine Blei- und Silbermine, zu der das Sträßlein führt. Wir sehen ein wunderbares Bild: die Eislagune Santa Anna, in 4650 m Höhe gelegen, umrahmt von wilden Eisgraten — einer der Quellseen! Einen halbmeterbreiten, sprudelnden Bergbach überschreiten wir: den jungen Marañon. Aus den Gletschern des steil über der Laguna Santa Anna und den Niño-cochas (Kinderseen) stehenden Nevado Yarupá bezieht er sein Wasser. Sehnlicher Wunsch unseres Gastgebers und lohnendstes Ziel für uns selbst ist es, diesem Yarupá aufs Haupt zu steigen, was aber von seiner Ostseite nicht gut möglich ist. Im oberen Huauratal, bei der Hacienda Quichas, warten wir auf das Eintreffen der „Muchachos" von Cardichs 30 km entfernter Hacienda, die auch bald wie die wilde Jagd mit 15 Reit- und Packpferden heranfegen. Wir reiten durch ein Hochtal, auf dessen Sohle seichte Seen liegen, Richtung Yarupá. Spärliche Puna gibt noch einzelnen Indiofamilien kargsten Lebensunterhalt. In einem Talkessel auf etwa 4500 m Höhe, wo das Lager erstellt wird, finden wir ihre letzten ärmlichen Hütten. — Edel, in weißem Kleid, in drei wie mit dem Lineal gezogenen Kantenabsätzen steht über dem Talschluß der Yarupá mit seinem Westgrat, über den der Weg zum Gipfel führen müßte. Nach unserer bisherigen Erfahrung aber wird er alles eher als leicht sein. Ja, sein wär das schon noch als Finale — aber das Wetter! Wir sind froh, zwei kleinere Felsberge ersteigen zu können: den direkt über dem Lager stehenden Sillapata (5000 m) und einen der Felstürme der „Tres Torres". Sehnsüchtige Gedanken an heimatliche Klettergenüsse könnten einem dabei kommen. Auch Freund Cardich begleitet uns auf diesen Gipfel. Herrlich, die vielen grünen Bergseen in der Runde! —

Es bleibt nur noch der 11. September für einen zweiten Versuch. Unsere Zeit ist abgelaufen. Um 2 Uhr läutet der Wecker. Schwarze Wolken treiben mich wieder in den Schlafsack zurück. Um 5 Uhr wiederholt sich das. Zwei Stunden später ist der Himmel reingefegt. So zittern Alfred und ich doch noch los, während die Freunde mit Cardich in das zur Portachuelo Huayhuash führende Tal reiten und den etwa 5400 m hohen Pucaranra in sehr schwieriger Kletterei über die Ostwand erstmals ersteigen. — Viel zu spät sind wir dran, sind doch 1300 Höhenmeter in dünner Luft und mit schwerem Gelände bis zum Yarupágipfel und zurück ohne Zwischenlager zu bewältigen! Über Moränenschutt und eisgeschliffene Granitplatten (auch Schiefer finden sich im Baumaterial der Raura) steigen wir zum ach so harmlos aussehenden Gletscher, der aber zu den gefährlichsten gehört, die wir je begingen. Durch den Neuschnee der letzten Tage sind die an der Oberfläche schmalen, nach innen weit offenen A-Spalten völlig unsichtbar geworden. Eine Lockung für den Eisgeher ist der Westgrat, auf dessen Steilaufschwüngen wir nun langsam an Höhe gewinnen. Schon fällt

wieder Nebel von Osten ein. Meist führt der ausgesetzte Pfad über die 45 bis 55 Grad geneigte Nordwand knapp neben dem Grat. Löcheriges Blankeis mit Neuschneeauflage macht ernste Schwierigkeiten. Alfred ist von seiner Pachamancakur noch stark lädiert und nimmt Pervitin. Um 13.30 Uhr spuren wir in aufgeweichtem Schnee über die geräumige Gipfelkuppe (was bei Andengipfeln anscheinend selten ist). Das Schicksal ist uns heute mehr als hold. Gerade während der halben Gipfelstunde reißen die heranbrandenden dunklen Wolkenmassen auf, und es ist uns die vielleicht schönste Rast des ganzen Sommers beschert! Windstille vor dem Sturm. Wir schauen ein Bild, das noch keiner sah: tief unten auf der Ostseite die Quellseen Niño-cochas, Santa Anna und Caballo-cocha in leuchtendem Grün umrahmt von Eisgipfeln; im Norden das Gaycotal mit seinen zwei Seen. Auch ihre Wasser entspringen den Gletschern des Yarupá: die Amazonasquellen, auf deren eisigem Nährboden wir stehen! Die Wasser von Santa Anna und Gayco vereinigen sich im Patar-cocha und treten vom Lauri-cocha ihren Weg über viele Tausend Kilometer durch unermeßliche Urwälder zum Atlantik an, das größte Stromgebiet der Erde. (Dr. Karl Schmid und Cardich führen in den folgenden Tagen Messungen der Wasserführung der einzelnen Quellbäche durch.) Die wilde, den nördlichen Horizont begrenzende Huayhuash-Cordillere steckt in dicken Wolken, eine Mahnung zum Abstieg! Zuerst lache ich, als Alfred voll düsterer Ahnung meint: „Heut biwakieren wir noch!" Bald aber wird es uns beiden zweierlei. Gerade noch kommen wir aus dem schwierigen Gelände, als es in den Haaren zu knistern beginnt. Das Eisenzeug jirrt. Im Nu ist ein elektrischer Hexentanz entfesselt. Schneemassen fallen vom Himmel und nehmen den Richtungsweiser der Aufstiegsspur. Dichter Nebel macht jede Orientierung unmöglich. Bei einbrechender Nacht irren wir durch einen zerrissenen Teil des Gletschers, überschreiten dünne, über abenteuerliche Spaltenschlünde gespannte Schneebrücken, vom Gefährten, der das zu einem Eistau gefrorene Seil „sichernd" in der Hand hält, moralisch unterstützt. Bis es einem zu dumm und riskant wird. Beißen wir halt in den sauren Biwakapfel! Alles Zeug klebt patschnaß am Körper und — schuldbewußt lassen wir die Rüge dafür über uns ergehen — der Zeltsack liegt trocken in einer Kiste verpackt unten in Lima! Hatten wir doch keineswegs mehr mit einer ernsthaften Fahrt gerechnet. In 5000 m Höhe graben wir auf dem Gletscher ein Schneeloch, stecken die am Huandoy erfrorenen Zehen in den Rucksack und harren müde, stumpfsinnig und vor Kälte klappernd des Morgens. „Biwakromantik!" All das ist vergessen, als uns die zu Hilfe eilenden Freunde beim Abstieg begegnen, als uns der überglückliche Cardich im Lager empfängt. Dann begreifen wir selber erst so recht: der Yarupá!

Ausklang

Ein Lastwagen voll Silbermineral trägt uns hinunter nach Lima. Am 22. September löst sich der Leib der „Amerigo Vespucci" zentimeterweise vom Land, langsam entschwindet die Hafeneinfahrt von Callao den Blicken. Wir nehmen Abschied von den gewaltigen Bergen, von einem Land und von Menschen, die uns zu lieben Freunden geworden waren. Während der lauen Nächte unter den Sternen des südlichen Himmels, im Atem des salzigen Seewindes klingt es nach: Cordillera Blanca — Raura — Perú — wie ein schöner großer Traum!

Anschrift des Verfassers: Hermann Huber, München 9, Grünwalder Straße 220

Mit der Frankfurter Himalaya-Expedition 1955 unterwegs

Von Karl Krämer

Der Chogo-Lungma-Gletscher, einer der großen Eisströme des Karakorum, gibt Gepräge und Namen einem rund 1200 qkm großen Gebiet, das sich die Frankfurter Himalaya-Expedition 1955 als Arbeitsfeld auserkoren hatte. Neben der bergsteigerischen Erkundung des noch weithin unbekannten, hufeisenförmigen Gebirgszuges, in dem wir auch eine oder die andere Gipfelbesteigung erhofften, waren wissenschaftliche Aufgaben zu lösen beabsichtigt, die höhenphysiologische bzw. glazialmeteorologische Themen betrafen.

Neben den alpinen Organisationen, Deutscher Alpenverein, Himalayastiftung und Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, die uns alle uneingeschränkt unterstützten, war die Expedition vor allem von einem Fördererkreis Frankfurter Bürger getragen, an deren Spitze sich der Oberbürgermeister Dr. Kolb als der rührigste Helfer erwies.

Leiter der Expedition war Reinhard Sander. Als Bergsteiger nahmen teil: Reiner Diepen, Eduard Reinhardt und Jochen Tietze und ich selbst, dem die bergsteigerische Leitung oblag; sämtliche aus Frankfurt am Main und Umgebung. Eduard Reinhardt sollte außerdem einen farbigen Schmalfilm drehen, eine Aufgabe, der er sich, obwohl ungeschult als Kameramann, mit bewundernswertem Geschick entledigte. Dr. Walter Brendel (Bad Nauheim), Physiologe und Expeditionsarzt, und Dr. Norbert Untersteiner (Wien), Geophysiker, kamen als Wissenschaftler hinzu.

Am 12. Mai 1955 werden 5,2 Tonnen Expeditionsgepäck auf dem Zollkai in Karachi entladen. Im Hotel treffen wir Oskar Dorfmann, den Seilgefährten früherer Jahre, der von New York geflogen kam, um bei uns auf eigene Kosten mitgehen zu können. Die Gänge zu den weit auseinanderliegenden Behörden lassen wenig Zeit zur Besichtigung der Millionenstadt. Aber deutsche Freunde, die schon jahrelang hier leben, fahren uns abends etwas herum, auch an den herrlichen Badestrand, der 20 km außerhalb der Stadt liegt. Mit großer Herzlichkeit empfangen uns die wenigen Deutschen, die wir dort kennen. Viel schneller als gedacht erhalten wir alle erforderlichen Papiere, und schon am 15. Mai fahren Sander und Dr. Untersteiner nach Rawalpindi, um im Kaschmirministerium die notwendigen Besuche zu machen. Einen Tag später folgt der Rest der Expedition nach herzlichem Abschied von unseren deutschen Freunden. Drei Nächte und zwei Tage, 60 volle Stunden rattert der Zug durch das glühheiße Land, bis uns in der fünften Stunde des 19. Mai die Freunde in Rawalpindi in Empfang nehmen. Auf dem Kaschmirministerium geht trotz der Fasttage des Ramasanmonats alles klar, die Beamten sind von einer bestechenden Liebenswürdigkeit und der Aufenthalt im Hotel belastet nur einen Tag lang die Expeditionskasse. Hayat Ali Schah, auf Empfehlung unseres letzten Vorgängers im Expeditionsgebiet, Dipl.-Ing. W. Kick aus Regensburg, von uns zur Teilnahme eingeladen, stößt zu uns. Nun fehlt nur noch der Verbindungsoffizier, der durch ein Versehen erst später eintrifft. Die Wetterlage ist sicher, schon am 20. Mai 5 Uhr früh hebt die Dakotamaschine ab. Nach berauschend schönem Flug über die Kette der Himalayaberge folgt der Pilot den Flußläufen. Die Maschine springt beängstigend nahe über die Pässe und 90 Minuten später rollen wir

auf dem Flugplatz Skardu aus. Wild aussehende, malerische Gestalten umringen uns, dazwischen Militär und Polizei. Herzlich werden wir begrüßt, nach Stunden ist eine Trägerkolonne zusammengestellt, und der Abend findet uns mit allem Gepäck im Rasthaus von Skardu, das uns der Political Agent zur Verfügung stellt. Fast sind es der Eindrücke zu viel, der Flug, der Nanga Parbat in unwahrscheinlicher Höhe, der Silbersattel, die Diamirscharte, seine schrecklich schönen Flanken, die neue Umgebung. Lange noch finden wir keinen Schlaf.

Am folgenden Tag erste Besprechungen mit dem Political Agent. Ashraf Hussein ist ein fein gebildeter, gepflegter Mann, Gouverneur, Chef der Polizeitruppe und oberster Richter in seinem Gebiet. Er kommt uns freundlich entgegen und wird später ein aufrichtiger Freund. Mit ihm und Captain Aleem werden alle Fragen über Gewicht der Lasten, tägliche Wegstrecken und Entlohnung der Träger und Hochträger bis ins einzelne besprochen und schriftlich festgelegt, was sich für die Zukunft nur gut auswirken kann. Wir sind noch im Ramasan, dem Fastenmonat des Islams, angekommen und müssen erst dessen Ende abwarten. Derweil strolchen wir in der Umgebung herum, führen Unterhandlungen wegen der Hochträger und packen alles Gepäck bis auf eine kleine Reserve in Lasten von je 30 kg. Listen über Listen entstehen, 750 kg Hochträgerverpflegung werden noch gekauft, Benzin, Petroleum, Streichhölzer, Sahib- und Trägerzigaretten — es reißt nicht ab. Dazu noch die Organisation der Postläufer und der Nachrichtenübermittlung von und nach der Heimat, nichts darf vergessen werden. An das Ramasanende schließt sich ein zweitägiges Fest, Id genannt. Wir folgen einer Einladung des Political Agent, der eine Gartenparty gibt. Dann werden wir reihum von den anderen Honoratioren herumgereicht, ein Polospiel steigt uns zu Ehren, überall finden wir als Deutsche beste Aufnahme. Der Tag der Trägerauswahl geht vorbei, aus rund 700 bis 900 Bewerbern werden die uns am besten erscheinenden ausgesucht. Der Political Agent hält eine mahnende Ansprache an sie, die mit vielen „Zindabad", dem pakistanischen Hurra, endet. Dann verleiht er an Taqy, einen verdienten Träger der Dr. Herrligkoffer-Expedition zum Broad Peak, eine schöne Medaille. Alles ist sehr feierlich.

Endlich setzt sich am 27. Mai 1955 die lange Menschenschlange mit 380 Beinen in Bewegung, wälzt sich hinunter zum Indusufer, setzt mit Gesang über und rastet abends in Shigar am gleichnamigen Fluß. Mit Ziegenhautflößen, den typischen asiatischen Fährbooten, wird der Shigar übersetzt. Es folgen als Tagesziele Golapur, Chutran mit seinen heißen schwefelhaltigen Quellen, den Basharwer geht es hinauf nach Doko, bis wir in 2900 m Höhe Arandu, die höchstgelegene Siedlung, erreichen. Noch zwei Tage geht es nun am nördlichen Ufer des rund 45 Kilometer langen Chogo-Lungma-Gletschers entlang, bis eine zusammenhängende Schneedecke die weitere Mitnahme der größtenteils unbeschuhten Träger verbietet. Es wird ausgezahlt und — gestreikt! Die Träger wollen, von irgendjemand aufgehetzt, aus zwei Tagemärschen deren drei machen! Ihr wildes Begehren aber zerbricht an unserer festen Haltung und an dem Hinweis auf die schriftlichen Abmachungen mit dem Political Agent. Am Abend des kommenden Tages ist alles entlohnt, die Expeditionskasse hat rund DM 1300 gespart.

Der Voraustrupp hat eine Stunde gletscheraufwärts den Platz für das Hauptlager entdeckt. Von den Hochträgern und den Trägern des nun eingetroffenen Verbindungsoffiziers Qamar Ali Mirza wird alles Gepäck im Pendelverkehr heraufgebracht und das Lager eingerichtet. Mirza ist Major im Generalstab der pakistanischen Armee, 36 Jahre alt und macht einen guten Eindruck. Leider sind unsere Funksprechgeräte auf dem Transport zerbrochen, so daß wir auf die klassische Art der Nachrichtenübermittlung im Himalaya mit Zettel und Läufer angewiesen sind. Die Tage der Lagereinrichtung dienen unserer Anpassung und der Trägerschulung. Das Lager liegt 4050 m hoch an der Einmündung des Bolochoglетschers, etwa 50 Höhenmeter über dem Gletscher. Vor uns das Operationsgebiet der nächsten Wochen.

Schon 1902/03 war hier das amerikanische Ehepaar Workman während ihrer weitverzweigten Streifzüge durch das Karakorum tätig und brachte erste Kunde von dem

Gebiet in die aufhorchende Bergsteigerschaft. Das von ihnen verfaßte Buch war unsere Hauptunterlage bei der Vorbereitung. Später machten die Schweizer Kappeler-Ghr einen Abstecher über den Haramosh La in das obere Becken ohne besondere Absichten zu haben. Bei der Dr. Herrligkoffer-Expedition zum Broad Peak befand sich Dipl.-Ing. W. Kick aus Regensburg als Vermessungsfachmann. Sein von ihm ursprünglich ins Auge gefaßtes Ziel, den Siachengletscher, fand er bereits durch die Italienische K2-Expedition bearbeitet. So wechselte er kurz entschlossen mit wenigen Trägern in das Chogo-Lungma-Becken und kartierte dort. Wenn wir auch noch nicht von seiner Karte, die erst in der Entstehung begriffen war, profitieren konnten, so rüstete er uns doch mit vielen wertvollen Hinweisen aus und klärte uns über topographische Irrtümer der Landesvermessung auf.

Die Hochträger sind eingekleidet. Dabei ergaben sich komische Bilder, wenn sie mit den unbekannten Kleidungsstücken die unmöglichsten Versuche anstellten. Zuletzt aber klappte sogar die Sache mit den vielen Knöpfen am „Hosentürl". Wegen ihrer enormen Trittsicherheit gehen sie mit Steigeisen bald viel besser als manche Leute, die sich Alpinisten nennen. Obwohl nur der alte Hadji 1934 bei Professor Dyhrenfurth als Hochträger tätig war, haben wir die besten Erfahrungen mit den Baltis gemacht und nie bedauert, daß wir z. B. keine Hunzaleute bekamen. Allerdings hatten wir die in Skardu benannten Hochträger teilweise wieder ausgetauscht gegen Männer, die wir auf dem Marsch beobachtet und nach ihrer Leistung und ihrem Benehmen für geeignet hielten. Immer fröhlich, stark und zuverlässig waren sie, bis auf einige wenige Situationen, stets willig und eifrig. Dabei hatten wir oft den Eindruck, daß sie vieles taten, nicht allein um des Verdienstes willen, der ja ein Vermögen für sie darstellt. Bei einem baren Jahresdurchschnittseinkommen von 30 Rupeen ist ein Saisonverdienst für drei Monate mit 380 bis 420 Rupeen märchenhaft, abgesehen von der reichlichen Verpflegung und der zum größeren Teil überlassenen wertvollen Ausrüstung. Sogar die normalen Träger, die mit vier Annas = ¼ Rupee ihr Leben einen vollen Tag fristen können, wenn sie alles dazu Nötige kaufen müssen, waren mit ihrer Entlohnung von 27,5 Rupeen für sieben Tage Anmarsch und vier Tage Rückweg ohne Last gut dran. Daß sie trotzdem versuchten, mehr herauszuschlagen, hängt eben mit der wohl allgemein gültigen Einstellung Expeditionen gegenüber zusammen, wie man ja auch bei uns ähnliche Erscheinungen kennt. Eine Expedition ist für die Balti für gewöhnlich die einzige Gelegenheit, Bargeld in größerem Umfang zu verdienen. So kamen die Leute teilweise aus über 200 km Entfernung nach Skardu allein auf die fragliche Aussicht hin, von uns unter einer Vielzahl von Bewerbern ausgesucht und verpflichtet zu werden. Daß wir, wie schon geschildert, alle Arbeits- und Lohnfragen mit dem Political Agent schriftlich vereinbart hatten, bewahrte uns vor Schaden und erleichterte ungemein die Abwehr unberechtigter Mehrforderungen. Nach dieser sozialpolitischen Abschweifung wieder zurück ins Hauptlager.

Es wird fest sortiert und zusammengestellt, am 8. Juni zum oberen Chogo-Lungma-Gletscher vorgestoßen und kurz unterhalb der Einmündung des Basingletschers das Basislager auf 4300 m Höhe erstellt. Auf dem sechsstündigen Marsch dahin finden wir auch den von Kick 1954 errichteten Steinmann auf der Moräne. Das Lager steht in der Randeiszone. Am 9. Juni erkunden Reinhard Sander und ich den Zugang zum Basingletscher, seinen Bruch, das hintere Gletscherbecken und steigen bis 5400 m auf. Nach 16 Stunden wissen wir soweit Bescheid, daß wir am 12. Juni Lager I auf einem sicheren Platz in 4900 m einrichten können. Die nächsten Tage bringen Schlechtwetter, ein Versuch Edi Reinhardts und Jochen Tietzes bleibt im Neuschnee stecken. Erst am 15. Juni gelingt es den beiden, mit Dr. Brendel und drei Trägern den Sattel unterhalb des von den Workmans als Mount Chogo bezeichneten Vorgipfels in 5600 m Höhe zu erreichen und Lager II aufzubauen. Dr. Brendel bleibt allein oben, alle anderen steigen wieder ab. Dann steigen alle Mann erneut mit den Trägern auf. Als ich am 17. Juni eine Trägerkolonne heranführe, ist Sander mit Ismail und Asad schon im Angriff auf

den Mount Chogo, bleibt aber hoffnungslos im Tiefschnee stecken. Bei seinem Rückzug beginnt es wieder zu schneien und das Wetter bleibt so bis zum 19. Juni. In der Nacht zum 20. Juni beginnt Dr. Brendel zu röcheln. Ohne Zweifel Pneumonie! Was Lungenentzündung in einer Höhe von 5600 m bedeutet, erzählt die Geschichte der Himalayabergsteigerei in vielen eindrucksvollen Kapiteln. Nur sofortiger Abbruch aller anderen Aktionen zugunsten Brendels bietet eine geringe Chance ihn zu retten. Der frühe Morgen des 20. Juni findet darum schon die Seilschaft Reinhardt-Tietze am Steilhang, wo sie im Tiefschnee spuren muß. Es läßt sich mit unserer alpinen Erfahrung einfach nicht vereinbaren, daß die Schneemassen auch nicht mit aller List dazu zu bringen sind, als Oberflächenlawine abzurauschen. Wir, die wir mit dem Todkranken später folgen, fahren einfach sitzend in schultertiefen Gräben ab! Der Transport über die flachen Stellen und die wenigen Gegensteigungen hinauf ist für Dr. Brendel noch qualvoll genug, aber nach dreieinhalb Stunden können wir ihn in den Schlafsack in Lager I stecken und die Behandlung beginnen. Injektionen von Kreislaufmitteln, Tabletten, später Aureomycin und Sauerstoffduschen bringen ihn über den Berg. Fünf Tage nach seiner Erkrankung darf er die ersten Züge an der geliebten Zigarette tun, und wenige Tage noch, dann ist er, zwar noch etwas wackelig, aber sicher auf dem Weg der Gesundung. Schon am 23. Juni wird Lager II neu besetzt und einen Tag später folgt auch der restliche Trupp, um den Vormarsch flüssiger voran zu treiben. An diesem 24. erreichen inzwischen Sander und Diepen den Sattel hinter dem Mount Chogo (6250 m), den Platz, der für das Lager III geplant ist. Aber vom 25. bis zum 29. Juni schneit es ohne Unterbrechung. Erst am 2. Juli gelingt es, dort Lager III einzurichten. Dorfmann und Hayat müssen zur Nachschubsicherung zurück zum Basislager und auch Sander eilt ganz hinunter zum Hauptlager. Die Besetzung der unteren Lager ist durch die wiederholten Schlechtwettereinbrüche in Unordnung geraten, Dr. Untersteiner hat seine Meßstation planmäßig abgebaut und dann tagelang vergeblich auf Ablösung geharrt. Außerdem muß unbedingt ein neuer Platz für das Basislager ausgemacht werden, zwischen den Zelten klaffen so tiefe und zahlreiche Spalten auf, daß nur ein Standortwechsel als einzige Lösung möglich bleibt. Dazu kommt noch ein erheblicher Diebstahl, von dem wir überrascht wurden. Fremde haben mehrere Tragsäcke voll Ausrüstung und Verpflegung gestohlen, als Dr. Untersteiner nach Abschluß seiner ersten Meßreihe seine Geräte mit dem Rest der Träger zum Basislager transportierte und das Hauptlager deshalb allein stand. Die tüchtige Polizei des Political Agent, der mit seiner ganzen Autorität für uns eintrat, fand später alles wieder, ja zu unserer Verblüffung sogar mehr als vermißt wurde. Im Lager III blieben nur Reinhardt, Tietze und ich zurück.

Vom zweiten Vorgipfel, von den Workmans Mount Lungma genannt, bis zum Beginn des Südostgrates des Spantik zieht sich ein welliges Plateau von über 4 km Länge. Am Morgen des 4. Juli brechen wir auf, verstärkt durch Diepen und Ismail, um Lager IV zu errichten. Ismail meldet sich kurz oberhalb Lager III krank, steigt allein ab und kommt mit beginnender Lungenentzündung ins Lager I. Kurz hinter dem Mount Chogo verabschiedet sich die schnell steigende Dreierseilschaft, die hinüberstrebt zum Grat, wo in 6500 m Höhe Lager IV ersteht. Am Nachmittag des nächsten Tages erscheint noch Sander bei mir mit den Trägern Ghulam I und Kacho. Vom Mount Lungma aus zeige ich ihm Lager IV, doch als er es erreicht, war die Gruppe schon vom Gipfel zurückgekommen. Denn am Morgen des 5. Juli 1955 brachen die drei Kameraden trotz ungünstigen Wetters auf, stiegen bei leichtem Schneefall in schwierigem, felsdurchsetztem Gelände an und erreichten nach fünf Stunden den mit 7027 m vermessenen Gipfel des Spantik. Oben ist derart wüstes Wetter, die Filmkamera eingefroren, nur einige Schwarz-Weiß-Aufnahmen möglich, daß die drei schon nach zehn Minuten Aufenthalt eilen, zurück nach Lager IV zu kommen ehe sie schweren Schaden nehmen. Dort trifft sie Sander, Lager IV wird abgebrochen, es schneit stark, sie ertrotzen sich den Weg nach Lager III zurück. Am gleichen Tage bin ich von dort abgestiegen und treffe in der Mitte des Weges nach Lager II Dr. Untersteiner, der oben noch Strahlungsmessungen vor-

nehmen will. Zu seiner Begleitung hat er Asad bei sich. Als ich abends in Lager I ankomme, ist oben alles zu. Die Kameraden ziehen sich in einem dramatischen Ringen auf Lager II zurück, brauchen aber dazu zwei Tage. Schwer belastet mit Lager IV und III, von dem unentwegt fallenden Schnee irritiert, fallen Reinhardt und ein Hochträger in Spalten und Sander über einen Abbruch. In einer Horizontalspalte, die nicht hoch genug ist, die Zelte aufzustellen, müssen sie ein Notbiwak beziehen. Erst am 10. Juli erreichen sie Lager I. Diepen, Reinhardt, Tietze und Dr. Untersteiner kommen tief in der Nacht mit Ghulam I und II und Asad zum Basislager, wo wir schon in schwerer Sorge um die Mannschaft waren. Das Basislager liegt seit Tagen unter dickem Schnee, alle Mann sind angeschlagen, aber der Gipfel ist gefallen.

Die nächsten Tage dienen der Auspolierung der Expedition. Lager I wird abgebaut, der Basingletscher geräumt. Oben, unterhalb des Mount Chogo, steht einsam das vollständige Lager II, das erst fünf Tage später auf anderem Wege geholt wird. Am 14. und 15. Juli erkunden Sander, Brendel, Reinhardt und Tietze den Makronggletscher, um eventuell einen Anstieg auf den etwa 6900 m hohen Makrong zu finden, aber nach allen Seiten mit steilen Plattenwänden abstürzend, nach Südwesten sogar überhängend, ist er viel zu schwierig für uns. In der Frühe des 15. Juli gehen Dorfmann, Hayat, sieben verfügbare Träger und ich zum oberen Chogo-Lungma-Gletscher. Von dort wird das alte Lager II abgeräumt und von vier Trägern in drei Märschen zum Basislager gebracht. Wir drei ziehen mit Ismail, der sich immer mehr als bester Hochträger herausstellt, Ali und Asad zur Einmündung des Crevassegletschers vor. Die Sohle des Gletschers liegt höher als die Oberfläche des Chogo-Lungma-Gletschers. So springt er gewissermaßen seinem größeren Bruder auf den Rücken. Dadurch entstehen Spalten von so gewaltigen Ausmaßen, daß sie sogar hier aufsehenerregend sind. In 5050 m Höhe errichten wir an sicherer Stelle Lager I. Schon der 17. Juli sieht uns oben am Snow-Col (5700 m).

In der Nacht gibt es einen Wetterumschlag, schwerste Gewitter treiben Hayat und mich hinunter nach Lager I, von wo uns Dorfmann die Träger entgegenschickte. So können wir Lager II gleich mitnehmen, bleiben aber auch nicht auf Lager I. Die Gruppe Malubiting ist die am weitesten westlich vorgeschobene und bildet den gewitterbrechenden Eckpfeiler. Vor dem Basislager halten wir nicht an, die elektrische Spannung der Luft ist enorm. Vom 19. bis 21. Juli schneit es ununterbrochen, und als wir am 23. das Lager I wieder erreichen, müssen wir es erst suchen und ausgraben. Im Tiefschnee des 24. Juli quälen wir uns erneut zu Lager II hinauf und greifen am 26. den zum Malubiting hinaufziehenden Südostgrat ernsthaft an. Rasch aus dem Industal heranbrängende Gewitter jagen uns aus 6200 m Höhe nochmals hinab zu Lager II, das wir gleich mitnehmen. Am 27. Juli sind wir wieder im Basislager. Vorbei ist der Traum, ein drittesmal erwarten wir vom Schicksal nicht so viel Glück, um nochmals mit allen Leuten ohne Schaden zurückzukommen. Der Malubiting wird zum Berg ohne Wiederkehr. Das Menetekel der großen Eislawine hinter unseren Trägern her genügt uns. Sie haben beim Marsch zu Lager I nach dem Abstieg durch den oberen Bruch des Crevassegletschers die angelegte Trasse verlassen, um ein paar hundert Meter Weg zu sparen. Sie gehen nun hart unter der Wand, die mit sturzbereiten Seraks in langer Front gespickt ist, entlang. Vorausgeschickt, um Lager I herzurichten und Tee zu kochen, eilen sie dahin. Da kracht es — donnernd stürzt eine Eismauer ein — rast zu Tal — drei Schatten sehe ich noch wie welke Blätter im Herbstwind fallen — dann verhüllt aufstiebender Eisstaub gnädig die grausige Stätte. Nach Minuten erst setzt sich die Wolke. Ein Wunder! Aus dem Schnee krabbeln Ismail, Ali und Asad heraus ohne nennenswerte Beschädigungen, von den letzten Ausläufern nur gepufft und hingeworfen, mit wenigen Beulen und blauen Flecken. Die große Masse der einzigen Eislawine, die so nahe kam, ist in einem neu aufgerissenen System von Riesenspalten vorher versunken. Das war Inschallah!

Als wir am 26. Juli das Basislager erreichen, sind Sander, Reinhardt, Tietze und Mirza mit Kacho zum Haramoshgletscher hinübergegangen, um gegen den Haramosh

selber zu rekognoszieren. In der Mitte des frisch verschneiten Gletschers fällt Sander in eine Spalte und zerschlägt sich die Kniescheibe. Im schnell aufgeschlagenen Zelt bleibt er in der Obhut Mirzas zurück, während Reinhardt und Tietze bis zum 4800 m hohen Haramosh-La, dem Paß vor dem gleichnamigen Berg, vordringen. Sie stellen fest, daß der Aufstieg zum Berg mit seinen rund 7400 m für unsere angeschlagene Expedition zu weit ist. Ein zerrissener, mehrfach tief eingesattelter Grat ist der einzige Zugang. Ihre Beobachtungen decken sich mit den von mir vom Aufstieg zum Malubiting gemachten, wo ich im Geiste mindestens sechs bis acht Lager zum Haramoshgipfel hinauf einrichtete. Zu deren Besetzung aber müßten mindestens zwei Gruppen frischer Bergsteiger bereit stehen, um den Angriff mit Aussicht auf Erfolg vortragen zu können. Mithin zurück zum Basislager, wo wir alle Mann außer Diepen, der das Hauptlager verwaltet, mit unseren Trägern gemeinsam das zweithöchste Id der Muselmanen feiern. Bis tief in die Nacht hinein singen und tanzen die Träger um die langsam sterbenden Flammen des Holzstoßes. Es ist ein würdiger Abschluß unserer Tätigkeit hier, denn daß jetzt Schluß ist, sein muß, das steht fest. Es geht heim zu. Noch einmal gehe ich mit Hayat hinüber zum Hausberg der Workmans, zum Riffelhorn, um Abschied zu nehmen von dem uns so vertraut gewordenen Gebiet. Von seinem Gipfel ein allerletzter Rundblick. Lange flammt das Feuer neben dem großen Steinmann als Dank an das Schicksal. Der Sang ist verklungen ...

Es ist hohe Zeit nach Karachi zu kommen. Am 10. September geht die „Asia" dort ab, ob wir an Bord sind oder nicht. Am 4. August wird Sander durch zweimal vier Träger vom Hauptlager nach Arandu gebracht, kommt fünf Tage später in Doko an, von wo er auf dem Ziegenhautfloß, begleitet von Diepen, in fünf Stunden das Indusufer erreicht hat. Dort muß er in brennheißem Sandsturm bleiben, weil die Fähre nicht mehr übersetzt und seine Fährleute sich nicht auf den aufgewühlten Indus trauen.

Oben löst sich die Expedition vom Chogo-Lungma-Gletscher, marschiert am 11. August vom Platz des Hauptlagers ab. Der Anmarschfilm läuft nun rückwärts ab. Jetzt wird in allen Dörfern geerntet und es ist wesentlich schwieriger, die notwendigen Träger zu bekommen. Am 19. August vereint das Rasthaus in Skardu alle Teilnehmer, aber erst am 28. können wir, Diepen gar erst am 2. September mit unserem Gepäck, ausfliegen. Der Flugplatz Skardu ist bei Schlechtwetter eine Falle.

Reinhard Sander kann nun, nachdem wegen der ungünstigen klimatischen Bedingungen davon abgeraten wurde, den notwendigen chirurgischen Eingriff in Rawalpindi vornehmen zu lassen, nach Deutschland ausgeflogen werden und Dorfmann kehrt nach USA zurück. Wir andern besuchen noch Hayats Eltern, erleben seltsame Sitten, werden vom Hochwasser des Himalaya eingeholt, fahren mit deutschen Freunden durch das Land und sind am 7. September in Karachi. Nach Erledigung der nochmals schier endlosen Formalitäten betreten wir am 10. September die „Asia", das Schwesterschiff der „Victoria", die uns nach zwölf Tagen in Genua entläßt. Damit vollendet sich eine Fahrt, die für uns alle die Erfüllung unserer größten Sehnsucht bedeutet.

Anschrift des Verfassers: Karl Krämer, Schönberg/Ts., Wiesenau 17

Deutsch-Schweizerische Himalaya-Expedition 1955 zum Dhaulagiri

Von Martin Meier

Das Ziel unserer Deutsch-Schweizerischen Expedition war in erster Linie der 8172 m hohe Dhaulagiri im westlichen Teil von Nepal, dessen Ersteigung bereits vor uns von einer Französischen, einer Schweizerischen, sowie 1954 von einer Argentinischen Expedition versucht worden war. Zu dem Zeitpunkt, da dieser Bericht verfaßt wurde, war die zweite Argentinische Expedition wieder erfolglos am Berg.

Wissenschaftliche Aufgabe war die Erprobung moderner Reformernährung im Rahmen solcher Expeditionen. Nachdem im weiteren Verlauf der Vorbereitungen eine Korrektur in der Mannschaftszusammensetzung erfolgt war, erkannte der Deutsche Alpenverein das Unternehmen als förderungswürdig an und stellte schließlich auch finanzielle Unterstützung in Aussicht.

Die Teilnehmer der Expedition waren: Alfons Lippl, Bergführer (Garmisch-Partenkirchen), Dr. Sepp Mehl, Expeditionsarzt (Bruchsal-Baden), Otto Bareiß (Stuttgart), Gerd Wenninger (Stuttgart), Gerd Mehl, Lagerverwalter (Baden-Baden), Werner Cristen, Bergführer (Davos), Fritz Stäuble (Zürich), Fritz Villiger (Rickenbach-Schwyz) und Hans Wyß (Zürich). Durch die Teilnahme von vier Schweizer Bergsteigern war die Expedition gleichzeitig ein Experiment internationaler Solidarität. Die Leitung des Unternehmens wurde durch einstimmigen Beschluß aller Teilnehmer mir übertragen. Eine größere Expedition in den Himalaya zu organisieren ist eine Riesenarbeit und ich beneide keinen, der sich mit der Planung und Vorbereitung von Expeditionen befaßt. Allein schon die Vorstellung, daß man die Aufgabe übernommen hat, mit anderen in einem fernen, unbewohnten Winkel der Erde unter schlechtesten klimatischen und anderen Voraussetzungen um einen Achttausender zu ringen, ist eine psychische Belastung sondersgleichen.

Nachdem endlich die so sehnlichst erwartete Einreisebewilligung nach Nepal eingetroffen war, konnten die ersten sechs Teilnehmer am 12. Februar 1955 Stuttgart verlassen. Am 15. Februar begann von Genua die Seereise nach Bombay an Bord der „Indian Reliance", die sich auf ihrer Jungfernfahrt von Hamburg nach Kalkutta befand. Die Ankunft in Bombay erfolgte am 1. März, der Aufenthalt zog sich infolge zollamtlicher Schwierigkeiten bis 16. März hin. In der Zwischenzeit trafen drei weitere Teilnehmer auf dem Flughafen Bombay ein. Nach Erledigung aller notwendigen Vorarbeiten reiste die Expedition am 16. März über Lukmow nach Nautanwa, wo die indisch-nepalesische Grenze erreicht wurde. Beirawa wurde in den letzten Märztagen passiert, von dort ging die Reise per Flugzeug bis Phokara weiter. Hier war die Expedition am 24. März versammelt und nahm gemeinsam mit den in Nautanwa zu ihr gestoßenen Sherpas unter Pasang Dawa Lama die Anwerbung von etwa 200 Kulis vor. Während der ersten Marschtage wurden außerdem etwa 60 Tragtiere benötigt, die ebenfalls in Phokara zusammengezogen wurden. Die letzten Vorarbeiten waren bis 26. März abgeschlossen; an diesem Tage begann der Marsch ins Innere Nepals. Da die Finanzierung noch nicht abgeschlossen war, konnte ich erst am 16. März München verlassen und traf am 18. März auf dem Luftwege in New Delhi ein. Am gleichen Tage hatte als Schlußlicht

der Expedition Gerd Mehl die Stadt in Richtung Nepal verlassen. Verschiedene Erledigungen hielten mich noch in Delhi auf, so daß die Expedition schließlich mit einem Vorsprung von acht Tagen unterwegs war. Ich hatte es daher eilig und war bestrebt, so rasch wie möglich die Kameraden einzuholen. Von Delhi aus flog ich direkt über Patna nach Kathmandu, der Hauptstadt Nepals. Der Flug führt in seiner letzten Strecke über den Terai — das dicht bewaldete, gebirgige Vorland Nepals — in das dahinterliegende Tal. Aus der Maschine, die in niedrigem Flug über den letzten Kamm gleitet, sah ich zum ersten Mal die Höhen des Himalaya, ein gewaltiges Panorama von Gipfeln, kilometerlange Grate ferner Berge, ein zackiger Hintergrund von blendendem Weiß, das in einem wunderbaren Kontrast stand mit dem Braun und Grün der vorgelagerten Ketten. Ich sah unzählige Gipfel zwischen den Bastionen der Annapurna und dem Everest. Es ist ein Anblick, wie ihn die Erde wohl nur einmal zu vergeben hat. Kathmandu ist die größte und schönste Stadt und das Lebenszentrum von Nepal. Ich war etwas in Unruhe wegen der Verhältnisse, über die ich in Indien nur unbestimmte Auskunft erhalten hatte. Der König des Landes war kurz vor unserer Abreise von Zürich gestorben, und ich kam mitten in einer dreizehntägigen Staatstrauer im Lande an. Als äußeres Zeichen der Trauer mußten sich alle männlichen Wesen die Köpfe kahl scheren lassen. Mit der freundlichen Unterstützung des Schweizers Dr. Muilli konnte ich alle notwendigen Formalitäten in dieser fremdartigen Stadt schnellstens erledigen, und schon am nächsten Tag startete ich nach Phokara. Wieder ein herrlicher Flug entlang an den Ketten des Himalaya. Nach 25 Minuten senkte sich die Maschine und setzte zur Landung an. Man konnte beobachten wie die Einheimischen eiligst ihre Wasserbüffel vom Flugplatz trieben. Zwei Stunden nach der Landung war ich beim Gouverneur des Bezirks, Barahakim, und mit seiner Hilfe warb ich zwei Kulis und einen Führer an, die mich ins Innere des Landes begleiten sollten. In der britischen Mission, die in diesem Bezirk tätig ist, stellte ich zwei Lasten zusammen und zog tags darauf im Eiltempo los. Nach zwei Tagen erreichte ich Beni am Kali Gandaki. In München hatte ich innerlich oft geschäumt bei dem Gedanken, fast drei Wochen hinbringen zu müssen, ehe es möglich sein würde, den wichtigsten Teil unseres Programms anzugehen. Nun, da ich einen Weg von etwa 13 Tagen vor mir hatte, war das Gefühl des ungestümen Drängens durch die schlichte Schönheit der Landschaft beschwichtigt. Es war eine Beruhigung nach all der Plage und den unangenehmen Schreibereien, die ruhigste Zeit, die ich seit Monaten erlebte. Das Programm war genau eingeteilt, es hätte nichts genützt, das Tempo noch mehr zu beschleunigen, und so konnte ich die Landschaft voll genießen und meinen eigenen Gedanken nachhängen. Nach drei Tagen hatte ich Muri erreicht und auch die Expedition eingeholt. Pasang hatte am gleichen Tage eine Gruppe Kulis irrtümlich zweimal ausbezahlt. Die Expedition hätte zwangsläufig hier auf meine Ankunft warten müssen, denn es waren keine Münzen zur Auszahlung der neu angeworbenen Kulis vorhanden. An den zuständigen Gouverneur wurde dieser Vorfall herangetragen, und dieser versprach, einen Polizisten hinter die Kulis herzuhetzen, um das zuviel ausbezahlte Geld wieder einzutreiben. Wir haben nie wieder etwas zurückbekommen. Der Verlust war für unsere Kasse sehr empfindlich, es waren über 3000 Rupees. Nach Muri wurde eine Teilung der Expeditionsteilnehmer durchgeführt. Ein kleiner, beweglicher Trupp rückte ohne Aufenthalt weiter. Seine Aufgabe war es, die kommende Wegstrecke für die Hauptmasse der Expedition gangbar zu machen, Brücken zu legen und im Bambusdschungel Wege zu bahnen. Eindrucksvoll war für jeden diese letzte Etappe gerade vor Erreichen der Schneegrenze am Dhaulagiri. Tagelanger Marsch durch Urwald, blühende Rhododendren und im Anschluß daran große Strecken durch reinen Bambusdschungel waren kennzeichnend für dieses völlig menschenleere Gebiet des eigentlichen Vor-Himalaya. Das Tempo einer Expedition beim Anmarsch wird ausschließlich von den Trägern bestimmt. Ihre Etappen sind seit urdenklichen Zeiten festgelegt, sie gehen nicht weiter und legen auch nicht früher ab. Ihre Zähigkeit ist unwahrscheinlich, und sie sind trotz der Anstrengungen abends immer freundlich.

Von Süden her war der Anmarsch durchgeführt worden. Nun ging der Weg um die Westflanke des Dhaulagiri herum zur Nordflanke dieses Massivs, an der man sich nach den bisher vorliegenden Erfahrungen die einzige Chance eines Gipfelerfolges errechnet hatte. Auf etwa 3500 m Höhe wurden im ehemaligen Basislager der vorjährigen argentinischen Expedition zunächst die Lasten deponiert und die Kulis entlassen. Wir behielten nur eine kleine Gruppe ausgesuchter Kulis hier, um den Transport zum eigentlichen Hauptlager schneller durchführen zu können. Unser Plan war, von hier aus das Material über den Mayangdi-Kola-Gletscher in eine Höhe von etwa 4500 m zu bringen, um dort die Basis für unsere Expedition zu errichten. Mit Lasten war diese Strecke etwa in zwei Tagen zu bewältigen.

Das Wetter, das uns bis dahin freundlich gesonnen war, schlug nach Erreichen unseres Lagers in 3500 m Höhe plötzlich um. Alle Arbeiten waren durch heftige Neuschneefälle unterbrochen. Erst am 20. April war das Gros der Expedition im eigentlichen Basislager auf 4500 m angelangt, das auf dem Eis des Mayangdi-Kola-Gletschers aufgebaut wurde. Das Lager stand in einer Schlucht, die von der Nordflanke des Dhaulagiri und dem Massiv des Dhaula-Himal gebildet wird. Nach Nordosten war diese durch einen namenlosen Siebentausender abgegrenzt, um den der sogenannte Franzosenpaß sich herumwindet, über den die vorhergegangenen Expeditionen der Weg ins tibetische Grenzgebiet führte. Vorübergehende Wetterbesserung erleichterte uns die letzten Vorarbeiten vor Aufbruch zu den Hochlagern. Die Sauerstoffgeräte wurden überprüft, Zelteinheiten zusammengestellt und die Höhenausrüstung kontrolliert. Unsere Batterien für die Sprechfunkgeräte wurden aufgeladen und die Lasten für die Sherpas, die hier erst richtig in Funktion treten, zusammengestellt. Unter nicht idealen Witterungsverhältnissen erfolgte nach mehreren Neuschneefällen, die bis 26. April angehalten hatten, der erste Versuch, die Hochlager bis etwa 5800 m Höhe (Lager 1—3) zu errichten. Unter schlechtesten Bedingungen gelang dies bis 29. April. Das Gros der Teilnehmer verteilte sich bis zu diesem Tage über die ersten drei Lager und war bestrebt, möglichst flüssig alles notwendige Material für den Ausbau weiterer Hochlager nach oben zu transportieren. Unterstützt wurden wir dabei von den Sherpas, die unter Pasang Dawa Lama hervorragend arbeiteten. Am 7. Mai wurde erstmalig Lager 5 in etwa 7000 m Höhe erreicht, wo es jedoch infolge schlechter Witterung nicht möglich war, Zelte zu errichten. Dort, wo im Vorjahre die argentinische Expedition ihren Lagerplatz im Bereich der wegen ihrer Steilheit besonders gefürchteten „Birne" eingesprengt hatte, wurde Material für dieses Lager deponiert. Die an diesem Vorstoß beteiligten Seilschaften mußten sich jedoch wieder auf Lager 3 bzw. 4 zurückziehen. Am 10. Mai erfolgte ein weiterer Vorstoß von Lager 3 (5800 m) in Richtung Lager 5. Die in Lager 4 zurückgebliebenen Mannschaften schlossen sich diesem Vorstoß an, der am 11. Mai wiederum gegen Abend bei Lager 5 im Schneesturm abgebrochen werden mußte. Während der Nacht trafen die gesamten Seilschaften, die auch Lager 4 geräumt hatten, bei Schneesturm im Lager 3 ein. In dieser Nacht ging Lager 4 durch Lawinen verloren. Die Witterungsverhältnisse erlaubten nun zunächst keinen weiteren Angriff, der Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Eine kurzfristige Wetterbesserung wurde benutzt, um am 15. Mai nach Lager 4 vorzustoßen und den Versuch zu unternehmen, Sauerstoffgeräte und weiteres Material zu retten. Gegen Abend begannen wieder Neuschneefälle. Es gelang den Platz des Lagers 4 zu finden, wo man unter meterhohem Eis einiges Material und die für uns wichtigen Sauerstoffgeräte fand, die dort in einer Schneehöhle deponiert waren. Zu dieser Zeit wurde bereits über den Sender Delhi das Nahen des Monsuns gemeldet. Um Lebensmittel und Brennstoff zu sparen, ließ ich das Lager 3 weitgehend von den Mannschaften räumen, die sich vorübergehend in das Basislager zurückzogen. Die Witterung war bisher dergestalt, daß nach zwei- oder dreitägiger Schönwetterperiode immer wieder heftige Neuschneefälle auftraten und große Strecken an der Nordflanke des Dhaulagiri durch Lawinengefahr unbegehbar machten, insbesondere die an Steilheit alles überbietende „Birne", die etwa zwischen 6000 und 7500 m Höhe lag. Am 16. Mai

erfolgte die vorläufige Räumung von Lager 3. Am 21. Mai trat plötzlicher Wetterumschlag ein. Im tiefen Neuschnee wurde noch ein letzter Versuch vom Basislager und gleichzeitig auch vom Lager 3 aus unternommen. An einen zu dieser Zeit planmäßig vorgetragenen Angriff zur Erreichung des Gipfels konnte jedoch nicht mehr gedacht werden. Die Witterungsverhältnisse waren in den einzelnen Lagern völlig verschieden. Teils herrschte in den höheren Lagern am Berg Sturm, teils fiel weiterer Neuschnee in den unteren Hochlagern. Zusammen mit Pasang Dawa Lama erreichte eine Seilschaft der Expedition im Rahmen dieses letzten Versuches die Höhe von 7600 m. Eine Wettermeldung vom 24. Mai kündigte das Eintreffen des Monsuns an und brachte uns weiter zur Kenntnis, daß mit seinem Eintreffen im Himalaya in etwa fünf Tagen zu rechnen sei. Diese Meldung mußte zwangsläufig das Ende unseres Unternehmens am Dhaulagiri bringen. Die zurückgekommenen Kameraden waren alle erschöpft, und es hätte, selbst wenn nach diesem dritten Angriff wettermäßig noch ein vierter hätte folgen können, für alle eine mehrtägige Pause eingeschaltet werden müssen. Unter dem Eindruck der gewaltigen Lawinenstürze an der Birne konnte ich die Verantwortung nicht mehr tragen.

Eine einzige Lawine hätte genügt, um die Expedition auszulöschen.

Ich war betrübt und niedergeschlagen, aber der Berg hatte uns nun einmal abgewiesen und wir mußten ihn verlassen.

Da uns die Sprechfunkgeräte seit längerer Zeit schon im Stich gelassen hatten, schrieb ich einen Brief an die Kameraden im Lager 3 mit der Aufforderung, alle Lager abzubauen und danach zu trachten, möglichst viel brauchbare Ausrüstungsgegenstände zu bergen. Ich bat Alfons Lippl den Brief zu überbringen und gleichzeitig für den reibungslosen Ablauf dieser Aktion besorgt zu sein. Zum festgesetzten Zeitpunkt trafen alle Bergsteiger und Sherpas im Hauptlager ein. Programmgemäß waren die im Tiefland angeworbenen Kulis am 25. Mai im Hauptlager eingetroffen. Am 27. Mai teilte sich die Expedition und verließ das Hauptlager, das, ein Bild der Unordnung, ein Stilleben von weggeworfenen Schachteln und Büchsen bot. Es erinnerte an einen stark besuchten Campingplatz in unseren heimatlichen Gefilden. Ein Teil marschierte über den Mayangdi-Kola-Gletscher abwärts, um auf dem alten Weg wieder nach Phokara zu kommen. Der andere Teil, dem alle Teilnehmer, 8 Sherpas und 19 ausgesuchte Kulis angehörten, trat den Marsch über den 5200 m hohen Franzosenpaß ins tibetische Grenzgebiet Nepals an. Ich hatte zunächst wegen der Kulis, die schlecht ausgerüstet waren und zudem bloßfüßig gehen mußten, die größten Bedenken und teilte dies auch Pasang mit. Hätte uns der Monsun während des Anmarsches zum Paß überrascht, wäre eine Katastrophe unvermeidlich gewesen. Aber Pasang zerstreute meine Bedenken, und wir marschierten in nordöstlicher Richtung los und erreichten nach einem verhältnismäßig leichten, aber sehr langen Marsch die Paßhöhe, auf der ein Steinmann aufgerichtet war. Ich blickte während der häufigen Rasten immer wieder zurück zum Dhaulagiri, so lange, bis schwere Wolken durch das andere Tal heraufzogen. Ich muß gestehen, daß ich unsere Niederlage sehr bedauerte, daß jedoch der Dhaulagiri seine Anziehungskraft auf mich nicht verloren hat. In einer riesigen Mulde, in die von Westen her das unbekannte Tal heraufzieht, schlugen wir die Zelte auf. Der nächste Tag brachte gutes Wetter, so daß meine Bedenken wegen der Kulis beseitigt waren. Über weitere zwei Paßhöhen, die tief verschneit waren, umgingen wir die Tukucha-Spitze — eine ungewöhnlich formschöne Eispyramide — und erreichten den Kulminationspunkt an der Ostseite der Tukacha-Spitze. Vor uns lag das Annapurna-Massiv sichtbar, dessen vierten Gipfel eine andere deutsche Bergsteigergruppe erstmalig in diesem Jahr besteigen konnte. Bei Schneefall und dann strömendem Regen vollzog sich der Abstieg in die Waldregion. Am Kali-Gandaki, den wir hier erreichten, wurde das Lager errichtet. Wir hatten endgültig die Eisregion hinter uns und freuten uns alle auf einen Ruhetag in Tukucha, das wir am dritten Tage nach einem herrlichen Weg durch eine phantastische Landschaft erreichen. Auf allen Häusern und Hütten wehten die tibetischen Gebetsfahnen. Am 3. Juni erreichten wir Beni, und mit größter Pünktlichkeit tauchte am gleichen Tage die zweite Gruppe auf, die durch

das Mayangdi-Kola-Tal gekommen war. Bei bestem Reisewetter — es regnete in Strömen — ging es über Kusma und den Badauri-Paß weiter nach Phokara, das wir am 7. Juni erreichten. Nach Erledigung aller dort auf uns wartenden Aufgaben flog die letzte Gruppe der Teilnehmer am 10. Juni 1955 nach Beirawa und erreichte wieder das indische Grenzgebiet. Die Weiterfahrt erfolgte über Delhi nach Bombay, hier teilten sich die Teilnehmer entsprechend der Fahrtmöglichkeiten. Die Heimreise wurde teils per Flugzeug, teils auf verschiedenen Schiffen angetreten.

Ein voller bergsteigerischer Erfolg war uns infolge der in diesem Teil des Himalaya bestehenden Witterungsverhältnisse nicht beschieden. Höchsterreichter Punkt am Dhaulagiri waren 7600 m Höhe. Wie schon eingangs erwähnt, war neben dem bergsteigerischen Ziel die wissenschaftliche Aufgabe der Deutsch-Schweizerischen Expedition der erstmalige Versuch, dieses Unternehmen ausschließlich auf der Basis moderner Reformernährung durchzuführen. Die für diesen Versuch notwendige Umstellung jedes Teilnehmers auf vegetarische Ernährung geschah bereits längere Zeit vor Beginn der Expedition, je nach den Möglichkeiten des betreffenden Teilnehmers. Zu prüfen war nun im Verlauf der Expedition, inwieweit sich rein vegetarische Ernährung für solche Unternehmen im speziellen und darüber hinaus ganz allgemein bei großen körperlichen Anstrengungen und Strapazen eignet. Der Grundgedanke war, durch vitaminreiche, relativ eiweiß- und fettarme, rein vegetarische Ernährung, frei von jeglichen Ballaststoffen, zusätzliche Energiequellen für große körperliche Leistungen zu gewinnen.

Die zweite Frage war, ob sich durch eiweiß- und fettarme Kostform der Sauerstoffbedarf in großen Höhen einschränken läßt. Während der etwa sechswöchigen Anreise der Teilnehmer bis zur Grenze Nepals mußte hinsichtlich der Ernährung den jeweiligen Umständen Rechnung getragen werden. Ideal waren diese für Vegetarier nie und nirgends. Aus der eigenen Proviantkiste zu leben, verboten die jeweiligen Zollbestimmungen. Diese Möglichkeit bestand erstmals in Phokara, der ersten Station in Nepal. Erwähnung muß außerdem die Tatsache finden, daß nach Aufhören der Vegetation Frischobst und Frischgemüse fehlten. Dies ist eine Tatsache, der im Rahmen solcher Unternehmen eine ganz besondere Bedeutung zukommt.

Hauptkalorienträger unserer Nahrung waren: Reis, Milchpulver, Käse, pflanzliche Fette, Getreideflocken aller Art, vegetarische Mehlspeisen. Daneben standen uns verschiedene Geschmackskorrigenzien, wie Nüsse und Trockenfrüchte, letztere in verschiedenster Zubereitung, zur Verfügung, sowie Fruchtsäfte.

Die Lehren, die wir nach Abschluß des Unternehmens ziehen müssen, sind kurz folgende: Alle Grundnahrungsstoffe wie Reis, Milchpulver, Käse, pflanzliche Fette, Getreideflocken, vegetarische Mehlspeisen haben sich hervorragend bewährt. Diese Nahrungsmittel entsprechen auch in geschmacklicher Hinsicht bei längerem Gebrauch vollauf den Erwartungen. Man sollte bei künftigen Expeditionen fast ausschließlich auf solche Produkte zurückgreifen. Die Gefahr, daß man solche Nährstoffe aus geschmacklichen Gründen ablehnt, ist nach unseren Erfahrungen gering. Bei Brot, das uns in verschiedenen Sorten und in hervorragender Qualität zur Verfügung stand, machten wir die allerbesten Erfahrungen.

Sehr gut bewährten sich auch die mitgeführten Fruchtsäfte, lediglich mit der Einschränkung, daß sie, im Übermaß genommen, häufig zu Durchfall führten. Diese Fruchtsäfte in Verbindung mit unseren Traubenzuckerpräparaten haben uns sehr gute Dienste geleistet. Ähnliches gilt für einen Teil der Geschmackskorrigenzien. Weniger positive Erfahrungen sammelten wir speziell mit fabriksmäßig hergestellten vegetarischen Präparaten, wie zum Beispiel künstlicher Leberwurst. Fast durchwegs stellte sich nach einiger Zeit ein gewisser Widerwillen ein. Gerne genommen wurde mit Vitaminen angereicherter Lebertran. Der Wert von Nüssen und Trockenfrüchten wurde von uns allgemein vor Beginn der Expedition überschätzt. Der Wunsch nach einer Zwischenverpflegung, die konstant süß ist, ist bei zwei ausreichenden Mahlzeiten am Tag gering. Das gleiche gilt für Fruchtstangen usw. Diese Ausführungen bedeuten nun keine Ablehnung, sondern

sollen nur für eine Reduzierung dieser Stoffe, verglichen mit den von unserer Expedition mitgeführten, für künftige Unternehmen dieser Art sprechen. Sehr vermißt haben wir alles Frischobst und Gemüse. Man kann dieser Tatsache gar nicht genug Bedeutung beimessen. Diese Dinge sind nun einmal Hauptbestandteile jeder vegetarischen Ernährung und im letzten auch nie zu ersetzen. Im Rahmen kommender Versuche sollte man unbedingt Wege suchen, diese Dinge mitzunehmen. Vieles ist auf einer Expedition entbehrlicher als Frischobst und Gemüse. Das uns zur Verfügung stehende Trockengemüse wurde gerne genommen, war aber kein vollwertiger Ersatz.

Empfehlenswert für künftige Expeditionen auf ähnlicher oder gleicher Basis halte ich nach meinen derzeitigen Erfahrungen Reis, Milch, Milchprodukte, vegetarische Mehlspeisen, Brot, pflanzliche Fette, nach Möglichkeit Frischobst und Frischgemüse. Daneben noch einige Geschmackskorrigenzien. Die übrigen Dinge dürfen mengenmäßig zurücktreten. Fruchtsäfte und Zucker bzw. Zuckerpräparate sind seit langem wesentliche Bestandteile derartiger Unternehmungen, ihr Wert bedarf keines besonderen Urteils mehr. Abschließend will ich noch darauf hinweisen, daß der Versuch der Deutsch-Schweizerischen Himalaya-Expedition einer der ersten dieser Art überhaupt war. Es bedarf weiterer Arbeit, um zu einem in jeder Hinsicht befriedigenden Ergebnis zu kommen. Unsere Fehler werden von späteren Expeditionen zu umgehen sein. In jedem Falle sollte man in Zukunft bestrebt sein, vegetarisch nach Möglichkeit aus dem Lande zu leben. Dies dürfte sich nicht nur wirtschaftlich bemerkbar machen. Früchte, Reis, Tsamba, eventuell Milch, Yogurt, Käse, Gemüse usw. sind wohl immer zu erhalten. In jedem Falle aber ist im Rahmen unserer Expedition der eindeutige Beweis erbracht worden, daß sich Reformnahrung durchaus eignet, um größte körperliche Leistungen zu vollbringen.

Die Deutsch-Schweizerische Expedition hatte sowohl während der Vorbereitungen, als auch bei der Durchführung ihrer Aufgabe zahlreiche widrige Umstände zu überwinden. Insbesondere waren es finanzielle Verluste während der Expedition, die eine mißliche Lage herbeiführten.

Ich empfinde es daher als eine Pflicht, dem Deutschen Alpenverein, der durch die Bereitstellung der erforderlichen Mittel eine schwierige Situation abwendete, an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Weiter danke ich allen Freunden und Gönnern in der Heimat, sowie den Herren der Deutschen Botschaft und der Schweizer Legation in New Delhi, die durch ihren Einsatz zur Durchführung des Unternehmens viel beigetragen haben.

Anschrift des Verfassers: Martin Meier, München, Hohenzollernstraße 49

Die internationale Himalaya-Expedition 1955

Von Ernst Senn

Norman G. Dyhrenfurth, ein Sohn des bekannten Himalayaschriftstellers Professor Dr. G. O. Dyhrenfurth, bekam von der nepalesischen Regierung für das ganze Jahr 1955 die Einreise- und Arbeitserlaubnis für Solo Khumbu. Der Tradition seines Vaters folgend, lud er zu seiner Unternehmung Bergsteiger aus verschiedenen Ländern ein, Schweizer, Amerikaner und Österreicher.

Das Ziel der Expedition war in erster Linie die kartographische, filmische und photographische Arbeit. Doch sollten nach Möglichkeit im Zuge dieser Arbeiten auch Hochgipfel zwischen 5000 und 7000 m erstiegen und das Expeditionsgebiet systematisch erkundet werden. Im Herbst, nach Beendigung des Monsuns war ein Angriff auf den vierthöchsten Berg der Erde, den 8545 m hohen Lhotse, geplant.

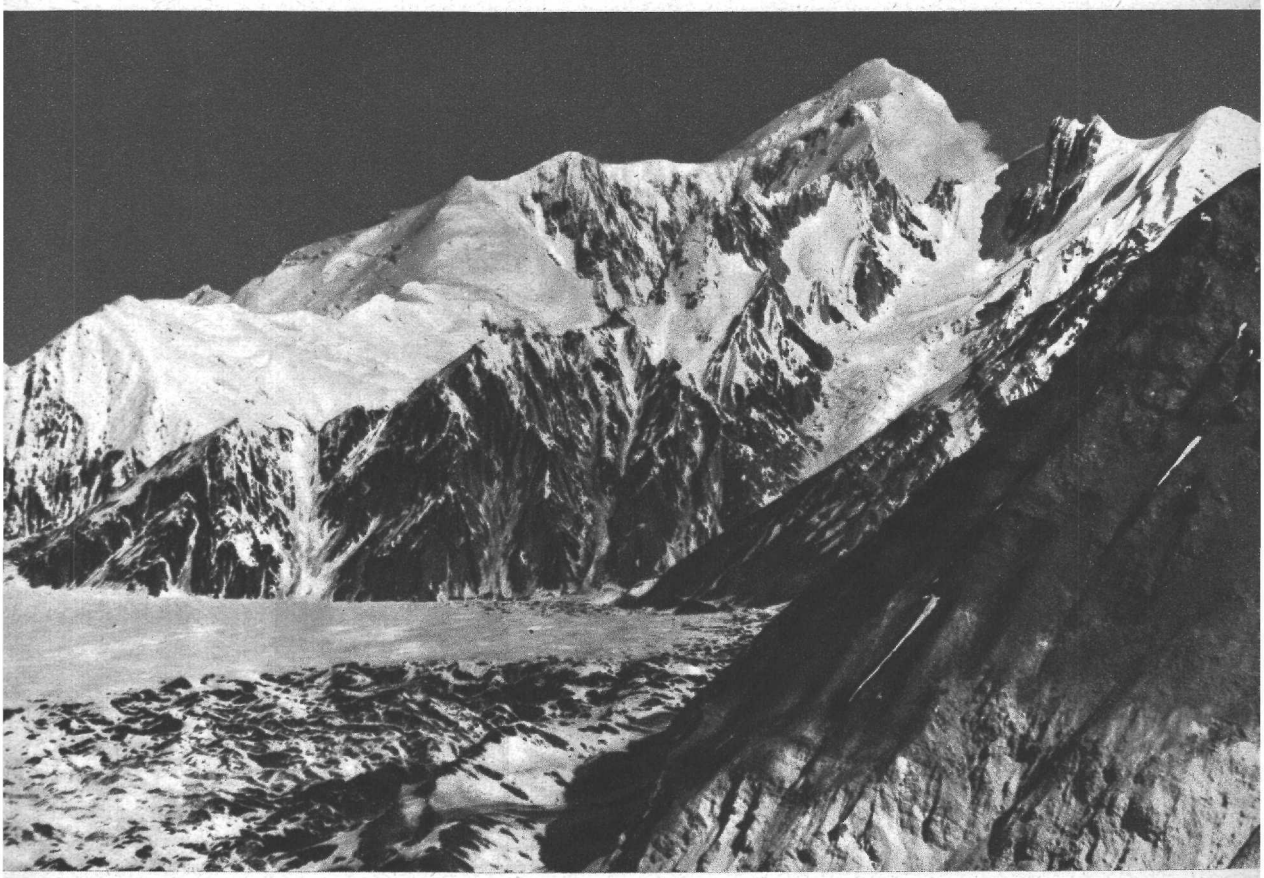
Diesen Aufgaben entsprechend, reiste die Expedition in zwei Gruppen nach Indien. Der ersten Gruppe gehörten außer dem Expeditionsleiter N. G. Dyhrenfurth auch wir beiden österreichischen Teilnehmer Dipl.-Ing. Erwin Schneider (Lech am Arlberg), Kartograph, und ich an. Die zweite Gruppe, die Mitte September im Expeditionsgebiet eintraf, bestand aus den amerikanischen Bergsteigern G. I. Bell (Los Alamos, New Mexiko), Fred Beky und Richard Mc. Gown (beide Seattle im Staate Washington) sowie aus den beiden Schweizern Dr. Bruno Spirig (Olten), Expeditionsarzt, und Artur Spöhel (Bern).

Das späte Eintreffen der Einreiseerlaubnis (am 27. Jänner 1955) hatte überstürzte Vorbereitungsarbeiten zur Folge, die sich dann im Laufe der Expedition nachteilig bemerkbar machten. Trotz aller Hindernisse traf die erste Gruppe mit 6500 kg Gepäck am 13. April 1955 mit dem Motorschiff „Asia" des Lloyd Triestino in Bombay ein, von wo aus die Fahrt nach Jogbani an der indisch-nepalischen Grenze per Bahn fortgesetzt wurde. Von Jogbani konnten wir zuerst noch etwa 50 km mit Lastwagen bis Dharan Bazar weiterkommen, wo wir von unserem nepalischen Verbindungsoffizier Gaja Nanda Vaidya, zehn Sherpas und fast 200 Trägern beiden Geschlechts erwartet wurden. Die Anmarschroute querte zunächst den Tamar, einen Fluß, der die Westseite des Kangchendzöngamassives entwässert, ging über Dhankutta in das Tal des Arun, dem wir zwei Tage folgten. Von dort begann dann der erste große Anstieg auf den Salpa Banjyang, einen Paß von fast 4000 m Höhe, hinter dem wir das Tal des Hongu erreichten. Über zwei weitere Pässe kamen wir zum Dudh Kosi, dem Milchfluß, dessen wildschäumenden Wassern wir hinaufolgten in unser Expeditionsgebiet.

Nach 16tägigem Marsch erreichte die Expedition am 9. Mai Namche Bazar, den Hauptort von Solo Khumbu, und nach weiteren zwei Tagen das erste Standlager Dingboche. Zwischen Nuptse und Ama Dablam liegt diese Ortschaft im Imja Khola in einer Höhe von 4300 m. Auf terrassenförmig angelegten Äckern wächst noch Gerste, und eine der primitiven Steinhütten nahm uns auf, nachdem wir unsere Träger entlassen hatten. Bei uns blieben lediglich zehn Sherpas. Das Ziel unserer ersten Erkundung war das innerste Imja Khola. Inmitten dieses riesigen Kessels, der von der 3500 m hohen Südwand des Lhotse beherrscht wird, steht der Island Peak, knapp über 6000 m hoch. Dieser Berg mußte südlich umgangen werden, um einen Einblick in die Flanke zu bekommen die vom Ostgipfel des Lhotse (Lhotse II, 8400 m) abbricht. Am 14. Mai verließen Dyhrenfurth und ich, begleitet von zwei Sherpas, das Standlager. Nach zwei Stunden

Frankfurter Himalayaexpedition 1955: Lager II mit Malubiting

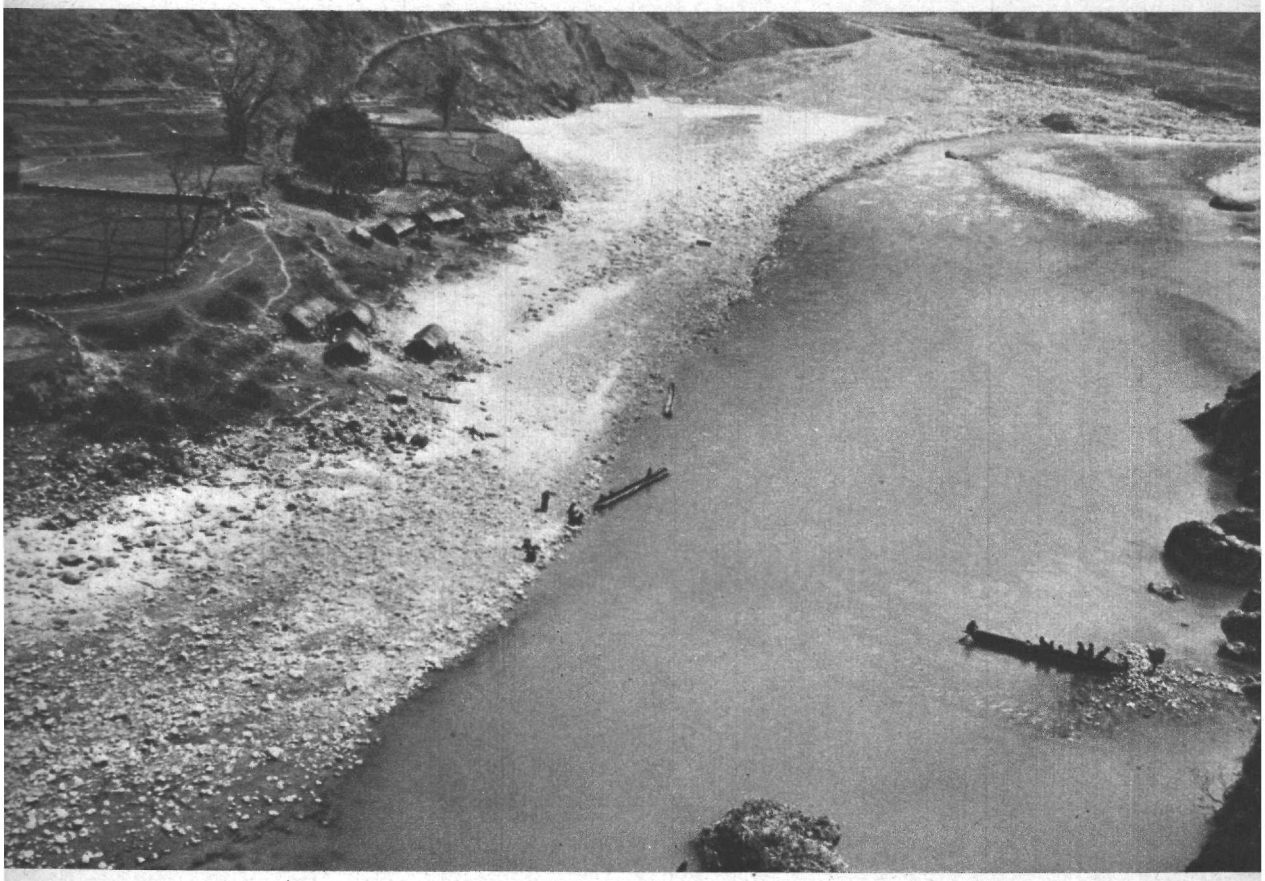
Aufn.: Krämer, Schönberg, Tf.



Frankfurter Himalayaexpedition 1955: Spantik (7027 m)

Aufn.: Krämer, Schönberg, Tf.

Deutsch-Schweizerische Himalayaexpedition 1955: Dhaulagiri aus halber Höhe des Franzosenpasses Aufn.: W. Stäuble, Zürich



Deutsch-Schweizerische Himalayaexpedition 1955: Fähre über den Mayangdi Kola Aufn.: W. Stäuble, Zürich

hatten wir die letzte Alm erreicht (etwa 5000 m). Von dort mußten wir einen Blockgletscher mühsam überqueren, um an den Fuß des Insel Peak zu kommen, den wir am frühen Nachmittag erreichten. Durch ein Moränental ging es dann noch etwa zweieinhalb Stunden weiter, bis wir den Lhotse II vor uns hatten. Hatten wir anfangs, da wir von Dingboche aus nur die oberste Firnflanke zu sehen bekamen, gehofft, daß hier ein Weg zum Gipfel führen würde, so wurden wir jetzt eines anderen belehrt. Die Flanke bricht in einem steilen, von allen Seiten eisschlaggefährdeten Bruch ab, über den, während wir dort waren, gerade eine Eislawine herabdonnerte. Der Durchstieg wäre sicher möglich, aber den Nachschub einer Expedition durchzuschleußen, wäre wahrscheinlich mit Opfern an Leben und Gesundheit verbunden. Auch in der folgenden Nacht, in der wir unsere Zelte am Fuße des Bruches aufgestellt hatten, wurden wir immer wieder vom Lärm der Eislawinen geweckt. So kehrten wir am nächsten Tag wieder nach Dingboche zurück. Die folgenden Tage vergingen infolge Schlechtwetters mit dem weiteren Einrichten unseres Lagers. Am 19. Mai brachen wir erneut zu einem Erkundungsvorstoß auf. Diesmal war der Khumbugletscher das Ziel. Obwohl das Wetter noch immer sehr wechselhaft war, gelang mir, zusammen mit meinem Sherpa Pemba Sundar, am 22. Mai die erste Ersteigung des Lho La von Süden. Dieser Sattel, der den Lingtren II vom Everest trennt, bricht nach Süden in einer 800 m hohen steilen Eis- und Felswand ab, während er nach Norden flach zum West-Rhongbuk-Gletscher abfällt. Die Schlüsselstelle war eine etwa 50 m hohe, teilweise überhängende Wandstufe (Schwierigkeitsgrad V) in etwa 5600 m Höhe. Der Abstieg erfolgte auf dem gleichen Weg. Ende Mai drückte der Monsun immer mehr von Süden herein. Die Wolkenmassen stauten sich am Mount-Everest-Massiv und führten zu ausgiebigen Regenfällen. Wir vermuteten mit Recht, daß zu dieser Zeit im Norden der Hauptkette besseres Wetter herrschen würde.

Am 8. Juni verließen wir unser Standlager. Zuerst mußten wir zurück bis Namche Bazar, von wo aus wir in das Tal des Bothe Khosi abbogen. Wir benutzten den alten Karawanenweg, der über den Nangpa La (etwa 5800 m) von Nepal nach Tibet führt. Den Paß überschritten wir am 12. Juni. Im Gebiet des Nangpa La und Cho Oyu gelang mir die erste Ersteigung von drei Gipfeln zwischen 6400 und 6600 m, während Schneider seinen Vermessungsarbeiten nachging und Dyhrenfurth filmte. Schneider und ich erstiegen zum Abschluß dieser Unternehmung noch einen Gipfel mit 7000 m. Inzwischen war der Monsun auch nördlich des Hauptkammes vorgedrungen und setzte unserer bergsteigerischen Tätigkeit ein Ende. Die Monsunzeit konnte nur zu kleineren Erkundungen in der Nähe des jeweiligen Standlagers und zur Errichtung des Ausgangslagers für den Angriff auf den Lhotse benutzt werden.

Am 30. August übersiedelten Dyhrenfurth, Schneider und ich mit den Sherpas in unser Standlager, das am gleichen Platz lag, wie das der Schweizer Mount-Everest-Expedition 1952 (5300 m). Direkt am Fuße des gewaltigen, 800 m hohen Khumbueisfalles inmitten gigantischer Eistürme stellten wir unsere Zelte auf. Das ganze Expeditionsgepäck war schon in den vergangenen Monsunwochen durch unsere Sherpas hereingeschafft worden, so konnten wir sofort mit dem unvermeidlichen Umpacken beginnen. Alles, was in den Hochlagern benötigt wurde, mußte in Säcke gepackt werden, die Verpflegung wurde in Tagesrationen berechnet und jeweils für zwei Mann und vier Tage in Säcken zusammengepackt. Alles und jedes mußte überlegt werden, konnte doch das Fehlen irgendeines wichtigen Gegenstandes unseren Plan zum Scheitern bringen. Dabei mußten wir aber mit jedem Kilogramm rechnen. So vergingen die nächsten Tage. Das Wetter war immer noch unbeständig. Wenn auch am Vormittag die Sonne schien, so hüllten uns bereits mittags Nebel, ein und am Nachmittag begann es zu schneien. In der Nacht vom 2. auf 3. September fiel allein ein halber Meter Neuschnee. Die steil einfallende Sonne und die damit verbundene tropische Hitze brachten den Neuschnee aber immer bald wieder zum Schmelzen. Am 4. September war es endlich so weit, daß wir alle Vorbereitungen abgeschlossen hatten, der eigentliche Angriff auf den Lhotse

konnte beginnen. Da Dyhrenfurth für seine Filmaufnahmen gutes Licht brauchte, brachen wir erst um 8 Uhr vom Standlager auf (drei Sahibs und drei Sherpas). Zuerst mußten wir einen Weg durch das Eislabyrinth zum ersten Aufschwung ausfindig machen, was uns nach manchem Irrweg dann auch gelang. Inzwischen ging es aber schon gegen Mittag. Der Schnee wurde immer tiefer, je weiter wir vordrangen. Sind wir anfangs nur schuhtief eingesunken, so sanken wir bald darauf bis an die Knie und sogar bis an die Hüften ein. Die Sonne hatte den Neuschnee zu einem zähen Schneematsch gemacht, der das Weiterkommen unsäglich erschwerte. In einer Höhe von etwa 5550 m machten wir am frühen Nachmittag kehrt und erreichten zwei Stunden später müde und durchnäßt, aber glücklich, daß der erste Schritt getan war, das Standlager. Gegen Abend wieder der unvermeidliche Schneefall, doch in der Nacht klarte es auf. Ein kalter, wolkenloser Morgen war im Anbruch, als Dyhrenfurth und ich mit drei Sherpas unserer Spur von gestern folgend dem Eisbruch zustrebten. Bereits nach einer guten Stunde hatten wir in der hartgefrorenen Spur unsere gestrige Umkehrstelle erreicht. Damit war aber auch unserem raschen Vorwärtsdringen ein Ende gesetzt. Der Nachtfrost war nur durch die Neuschneedecke gedrungen, darunter war der Schnee grundlos und naß. Während Dyhrenfurth filmte, kämpfte ich mich Meter für Meter höher, manchmal sank ich bis an die Brust ein. Ich wühlte einen richtigen Graben in die Höhe. Immer neue Hindernisse stellte der Bruch uns entgegen. Vorbei an absturzbereiten Eistürmen und durch Spalten, dann wieder über dünne Brücken führte die Spur, aber kein Hindernis konnte unser Vorwärtsdringen aufhalten. Infolge der Akklimatisation bereitete uns die Höhe keine Schwierigkeiten. Um 10.45 Uhr hatten wir die erste Steilstufe hinter uns (5800 m). Wir hatten den Platz erreicht, wo das Lager II der Engländer und Schweizer gestanden war. Vor uns sperrten noch zwei riesige Spalten den Weiterweg zum „Westkar". Nachdem ich noch einen Übergang erkundet hatte, traten wir mittags den Rückweg zum Standlager an. Nach einem Rasttag trieben wir am 7. September unsere Spur weiter bis zum Beginn des Westkars vor. Wieder war es noch dunkel, als wir zu dritt, begleitet von mehreren Sherpas, das Standlager verließen. Die erste Steilstufe des Khumbueisfalles hatten wir bereits nach zwei Stunden erreicht. Nun begann erneut die mühsame Spurarbeit. Schneider und ich lösten uns im Spuren ab. Wir gerieten in manche Sackgasse, fanden aber immer wieder einen Ausweg. Die mitgeführte „Zarges"-Aluminiumleiter leistete uns bei der Überwindung von breiten Spalten vorzügliche Dienste. Langsam erreichen wir die 6000-m-Grenze und näherten uns dem Westkar. Noch einmal sperrten riesige Spalten und senkrechte Eiswände unseren Weg, doch der Spürsinn Schneiders war auch diesen Hindernissen gewachsen, und so erreichten wir um 14 Uhr den Beginn des Westkares. Glücklich und zufrieden ließen wir uns im Schnee nieder, während unsere Sherpas zwei Zelte aufstellten, als sichtbares Zeichen unseres Sieges über den Khumbueisbruch. 6100 m zeigte das Barometer am Platz unseres Lagers I (des Lagers III der Engländer und Schweizer). Was machte es uns aus, daß Nebel uns einhüllte und daß es zu schneien begann. Sahibs und Sherpas waren gleichermaßen vom Erfolg dieses Tages beeindruckt. Die folgenden Tage schneite es fast immer. Am 12. September habe ich mit meinem Sherpa Pemba Sundar wieder die Spur bis über die erste Steilstufe neu getreten. Die Schneefälle hatten die alte Spur völlig verwischt, und nur die Markierungsfähnchen, die wir gesteckt hatten, wiesen uns den Weg. Am 14. und 16. September wurde das Lager I wieder durch Trägerkolonnen erreicht. Jedesmal mußte die völlig verschneite Spur neu gemacht werden. Am 16. September stieß auch die zweite Gruppe der Expedition zu uns. Sie bestand aus den beiden Schweizern Dr. Bruno Spirig und Artur Spöhel sowie aus den Amerikanern Fred Beky, Georges Bell und Richard Mc. Gown. In den nächsten Tagen wurde, soweit es die Schneefälle zuließen, das Lager I weiter ausgebaut. Die Expedition war jetzt vollzählig, und die vorhandenen Hochträger wurden fast täglich nach Lager I geschickt. Am 22. September fuhren Erwin Schneider und Bruno Spirig mit Kurzschiern ohne Zwischenfall durch den Khumbueisbruch herunter. Zwei Tage später bezogen Artur Spöhel und ich mit

zwei Sherpas als Spitzengruppe das Lager I, um von hier aus weiter gegen den Lhotse vorzustoßen. Bereits der nächste Morgen sah uns am Wege nach Lager II. Das Westkar hat vom Lager I bis zum Fuß der Lhotseflanke eine horizontale Länge von 5 km, die Höhendifferenz beträgt 800 m. Etwa halbwegs hatten die Schweizer und Engländer ihr Lager IV, wir wollten an der gleichen Stelle unser Lager II errichten. Die vielen Spalten und der Bruch, der das obere Westkar abschließt, zwangen uns, die Spur ganz nach rechts (im Sinne des Aufstieges) unter die Nordabstürze des Nuptse zu legen. Nach Überwindung dieser Gefahrenzone gingen wir, das flache Gletscherbecken querend, direkt auf die Stelle zu, an der uns eine aus dem Eis ragende Radioantenne den Platz des Schweizer- und Engländer-Lagers anzeigte. Das Barometer zeigte 6450 m. Die Strahlungswärme war hier im Westkar noch stärker als im Eisbruch. Es mochten schätzungsweise 45 bis 50 Grad Celsius gewesen sein, denen wir pausenlos ausgesetzt waren. Nachdem wir ein Zelt aufgestellt hatten, gingen wir wieder zurück nach II. Inzwischen waren sieben Sherpas vom Standlager nach I übersiedelt, die uns nun zur Errichtung von Lager II zur Verfügung standen, das in den nächsten Tagen soweit versorgt wurde, daß Spöhel und ich am 28. September dorthin übersiedeln konnten. Bereits am nächsten Tag spurten Spöhel und ich von II aus bis an den Fuß der Lhotseflanke hinauf, nachdem ich bereits einmal von I aus mit Schiern allein dort gewesen war. Die Schneeverhältnisse waren besser als bisher. Während Spöhel am Fuße der Lhotseflanke auf mich wartete, erkundete ich noch den Weg durch die erste Eisbarriere, dabei erreichte ich zum erstenmal die 7000-m-Grenze am Lhotse. Bei unserer Rückkehr nach Lager II erwarteten uns dort Bety und Bell. Während Bell in II blieb, stieg Bety mit den Sherpas am Nachmittag nach I ab, um am nächsten Tag mit neuen Lasten wieder heraufzukommen. Am 1. Oktober gingen Bety und Bell mit drei Sherpas bis zum Fuß der Lhotseflanke und brachten die ersten Lasten als Grundstock für unser Lager III dorthin. Dyhrenfurth kam am gleichen Tag nach Lager II, um mit uns die schwebenden Fragen zu besprechen. Bereits am Nachmittag begann es wieder zu schneien, nachdem das Wetter in den vergangenen Tagen besser gewesen war.

Der Schneefall dauerte auch noch den ganzen nächsten Tag an. Pausenlos donnerten die Lawinen von den Steilhängen um uns. Die Neuschneedecke erreichte fast einen Meter. Nur mit viel Mühe konnten wir die Verbindung mit Lager I aufrecht erhalten, an einen Vorstoß zum Lager III war nicht zu denken. Bell erkrankte an einer schweren Bronchitis und hatte über 38 Grad Fieber. Spirig, mit dem ich durch Funk sprach, riet ihm, baldmöglichst abzusteigen. Erst am 4. Oktober konnten Bety und Spöhel wieder das Lager III erreichen. Am 7. Oktober konnte das Lager III in einer Höhe von 6900 m von Dyhrenfurth, Spöhel und mir mit vier Sherpas bezogen werden. Die Zelte wurden auf einer Firnterrasse, direkt am Beginn des Lhotsegletschers, errichtet. Trotz Schneefalles machte ich zusammen mit Spöhel und Pemba Sundar einen Erkundungsvorstoß in die Flanke. Knapp oberhalb des Lagers ging jedoch mit uns ein Schneebrett ab, das uns aber keinen Schaden zufügte. Infolge der schlechten Sicht und der herrschenden Lawinengefahr brachen wir daraufhin den Vorstoß ab. Der nächste Morgen war kalt und unfreundlich, die meisten Berge steckten im Nebel. Da wir noch auf Träger, die von II unterwegs waren, warten mußten, wurde es 9 Uhr, bis wir von Lager III aufbrachen. Spöhel und ich, begleitet von elf Sherpas, griffen die Lhotseflanke an. Pulverschnee und Bruchharsch erschwerten unser Vordringen. Immer wieder mußte ein Durchschlupf durch die Eisbarrieren der Flanke gefunden werden. Stunden vergingen, doch unaufhaltsam drangen wir vorwärts. Das Wetter hielt gut, trotzdem wir meistens im Nebel waren. Die kurzen Aufhellungen genügten uns immer wieder zur notwendigen Orientierung. Um 15 Uhr errichteten wir in einer Höhe von 7400 m, etwa 50 m oberhalb des ehemaligen Lagers VII der Engländer, unser Lager IV. Nachdem die Zelte aufgestellt waren, gingen die Sherpas nach III zurück, während Spöhel und ich in IV blieben. Trotz der Müdigkeit, die ich infolge der sechsstündigen ununterbrochenen Spurarbeit fühlte, genoß ich am Abend noch das einmalige Schauspiel des Sonnenunterganges

in einer solchen Höhe. Während es im Tal bereits dunkelte, leuchteten die hohen Berge im Umkreis noch in der Abendsonne, und über die Westschulter des Everest hinweg ging der Blick weit hinaus in die tibetische Hochebene. Erst als die letzten Lichter verschwanden, kroch ich steifgefroren zu Spöhel in das Zelt. Nach einer kalten, windigen Nacht brach ein klarer, wolkenloser Tag an. Mittags kam Dyhrenfurth mit den Sherpas herauf nach Lager IV, und der Nachmittag verging mit den Vorbereitungen für den für morgen geplanten Gipfelangriff. Da die Kapazität unserer Sauerstoffgeräte nur maximal sechs Stunden betrug, waren wir gezwungen, von Sherpas Sauerstoffflaschen bis in eine Höhe von etwa 8000 bis 8100 m tragen zu lassen, damit wir von dort aus mit frischem Sauerstoffvorrat den Gipfel angreifen konnten. Der 10. Oktober brach mit klarem, wenig windigem Wetter an. Begleitet von den beiden Sherpas Pemba Sundar und Pasang Phuta II brachen Spöhel und ich von IV auf. Bereits vom Lager weg spurten wir mühsam in die Höhe. Ich hatte die Führung und sank ununterbrochen bis an die Knie und noch tiefer ein. Eine etwa 5 cm dicke Bruchharschdecke lag über grundlosem Pulverschnee. Schneebrettgefährdete Hänge mußten umgangen werden. Nur sehr langsam gewannen wir an Höhe, und Stunden vergingen, ehe wir die oberste Lhotseterrasse erreichten. Es wurde uns klar, daß wir unter diesen Verhältnissen heute den Gipfel nicht mehr erreichen würden. Außerdem kamen, trotz des langsamen Tempos, unsere beiden Sherpas nicht nach. In einer Höhe von 7800 m, direkt am Beginn der Gipfelflanke, erklärten uns die Sherpas, daß sie nicht mehr weitergehen könnten. Infolge der späten Stunde entschlossen wir uns umzukehren und die Sauerstoffflaschen bei der Randkluft zu deponieren. Wir wollten am nächsten Tag ein Lager V in 7750 m Höhe, direkt unterhalb der Lhotseterrasse, errichten und von dort aus den Gipfel erneut angreifen. Wir waren erst kurze Zeit im Lager IV, als ein Sturm losbrach, der sich im Laufe der folgenden Nacht zum Orkan entwickelte. Am Morgen waren wir in Nebel eingehüllt, und der Sturm tobte mit unverminderter Heftigkeit. An die Errichtung von Lager V war nicht zu denken, außerdem wollten die vier Sherpas nach III absteigen und konnten von uns nur sehr schwer daran gehindert werden. Das kleine amerikanische Funkgerät war die einzige Verbindung mit den tieferen Lagern. Auch in den nächsten zwei Tagen änderte sich das Wetter nicht. Wir waren an unsere Zelte gefesselt, die wir in den Sturmpausen nur für kurze Zeit verließen, um die drückende Schneelast, die der Sturm an die Zeltwände gepreßt hatte, wegzuschaufeln. Am 13. nachmittags flaute der Sturm ab, und sieben Sherpas kamen von Lager III mit dringend benötigten Lebensmitteln und Brennstoff. Der nächste Morgen war klar und der Wind erträglich, so daß Spöhel und ich mit vier Sherpas aufbrachen, das Lager V zu errichten. Das Vorwärtskommen war leichter als vor vier Tagen. Der Sturm hatte den Schnee gepreßt, so daß wir nur wenig einsanken. Direkt unter den letzten Eisstürmen des Lhotjegletschers schlugen wir die zwei Zelte des Lagers V auf. Während Pemba Sundar und Tschawang bei uns blieben, stiegen die beiden anderen Sherpas ab. Nach einer kalten Nacht (25 Grad) brach ein klarer Morgen an, an dem wir zu unserem zweiten Gipfelversuch aufbrachen. Wir hatten die beiden Sherpas an unserem Seil, da sie nicht zurückbleiben konnten. Sie sollten vom Depot bei der Randkluft die Sauerstoffflaschen bis zum Beginn des Lhotsecouloirs hinauftragen. Etwa 50 m oberhalb des Lagers war die Terrasse zu überblicken, aber keine Spur von unseren Sauerstoffflaschen. Der tagelange Sturm hatte die Gegend so verändert, daß wir nicht einmal mehr einen Anhaltspunkt hatten, wo wir suchen sollten. Trotzdem begannen wir fieberhaft den Schnee zu sondieren, aber vergebens. Die Zeit verstrich nutzlos. Ich war wie vom Schlag gerührt. Der Verlust der Flaschen bedeutete für uns die Aufgabe des Gipfelangriffes. Nach einer kurzen Beratung gab mir Spöhel, der an diesem Tag nicht gut disponiert war, eine seiner Flaschen, und ich wollte versuchen, allein so weit als möglich vorzudringen. Spöhel wollte mit den Sherpas die Suche nach den Flaschen noch eine Stunde fortsetzen. Falls sie Erfolg hätten, wollte er meiner Spur folgen, im anderen Falle wollte er andere Flaschen von IV heraufbringen lassen. Die Schneeverhältnisse auf der Terrasse waren gut, die Steigeisen hinter-

ließen kaum eine Spur, doch schon 50 m oberhalb der Randkluft begann ein gemeiner Bruchharsch. Mühsam spurte ich Schritt für Schritt in die Höhe. Die Zeit verstrich sehr schnell und mein Vorwärtskommen wurde immer langsamer. Trotz des Sauerstoffapparates bekam ich Atemnot. Der Apparat erfüllte in keiner Weise die Erwartungen, die ich in ihn gesetzt hatte. Öfter mußte ich die Maske vom Gesicht nehmen, um nicht zu ersticken. Ich trug mich schon mit dem Gedanken, ihn überhaupt liegen zu lassen, und hätte dies auch getan, wenn ich nicht die sogenannte „Todeszone" in 8500 m gefürchtet hätte. Jeder Schritt mehr, den ich machte, erforderte mehr Energie. Bei jedem Schritt mußte das Knie bis an die Brust angezogen werden, um damit die Bruchharschdecke durchzudrücken. Trotzdem gewann ich an Höhe. Der Ruptse lag bereits unter mir, mit ihm mancher Gipfel, zu dem wir noch vor kurzem ehrfurchtsvoll emporgeblickt hatten. Ich überschritt langsam die 8000-m-Grenze. Immer häufiger wurden die Atempausen. Waren es anfangs 50 Schritte, die ich ohne anzuhalten machte, so wurden es fünf, die ich unter Aufbietung aller Kräfte zu machen imstande war. Trotz aller Anstrengung war ich noch in der Lage, alle Eindrücke, die mir diese einmalige Gebirgslandschaft bot, in mich aufzunehmen. Der Gyachung-Kang lag schon unter mir, der Cho Oyu im Westen überragte mich nur noch knapp, und über die Westschulter des Everest hinweg beeindruckte mich wieder die Weite der tibetischen Hochebene. Ein Berg nach dem anderen sank in die Tiefe, nureiner war immer noch himmelhoch über mir, der Everest. Chomo Lungma, Göttin Mutter der Erde, nennen ihn die Eingeborenen. Noch nie habe ich einen Bergnamen so treffend gefunden!

Mittag war schon vorüber, als meine Kräfte langsam zu Ende gingen. Ich hatte eine Höhe von 8100 m erreicht und mit ihr den Beginn des Gipfelcouloirs, das ohne Hindernis in die Scharte zwischen Vor- und Hauptgipfel emporzog. Vielleicht wäre ich noch unter Einsatz der letzten Reserven 100 oder 200 m hinaufgekommen, aber ich wollte mich für den am nächsten oder übernächsten Tag geplanten neuerlichen Gipfelangriff schonen, denn es war mir klar geworden, daß ich bei diesen Verhältnissen an diesem Tag die 400 m, die mich noch vom Gipfel trennten, nicht mehr geschafft hätte. So habe ich mich trotz aller Anstrengungen schweren Herzens zur Umkehr entschlossen. Langsam wankte ich in meiner Spur zurück, die wie ein Graben durch die etwa 45 bis 50 Grad geneigte Flanke gezogen war. Im Lager V wurde ich von Pemba empfangen, Spöhel war inzwischen mit Tschawang nach IV abgestiegen. Am Nachmittag telephonierte ich mit Dyhrenfurth und sagte ihm, ich wollte in V bleiben, um nach Eintreffen von neuen Sauerstoffflaschen wieder den Gipfel anzugreifen. Pemba Sundar litt an einer starken Kehlkopfentzündung und konnte kaum mehr sprechen. Ich stellte ihm anheim abzusteigen, aber er wollte bei mir bleiben. Nach einer kalten Nacht hatte sich sein Zustand derart verschlechtert, daß ich ihm den Abstieg befehlen mußte. Ich hingegen hatte mich von den Anstrengungen des Vortages wieder gut erholt und fühlte mich sehr wohl. Pemba mochte etwa das Lager IV erreicht haben, als ein Sturm losbrach. Anfangs dachte ich mir nichts dabei und beruhigte Dyhrenfurth bei unserem nachmittägigen Telephongespräch, in dessen Verlauf er mir mitteilte, daß niemand zu mir heraufkommen könnte. Am 17. schwoll der Sturm immer heftiger an. Mein leichtes Gipfelzelt wurde von den Sturmböen gepeitscht, daß ich glaubte, jeden Augenblick damit in die Tiefe geschleudert zu werden. Allmählich wurde mir der Ernst meiner Lage bewußt. Ich bekam auch den durch den Sauerstoffmangel hervorgerufenen Kräfteverfall zu spüren und litt immer mehr an Appetitlosigkeit. Das Mikrophon meines Funkgerätes war eingefroren und die letzte Verbindung zu den unteren Lagern abgerissen. Dabei schwoll der Sturm zum Orkan an. An Schlaf war nicht mehr zu denken. So verging auch der 18. Oktober. Ich wurde langsam apathisch und glaubte kaum mehr, daß ich jemals wieder lebend dieses Zelt verlassen würde. Die folgende Nacht war die schlimmste. Wie wildgewordene Furien schüttelten die Sturmstöße pausenlos mein Gefängnis. Der nächste Morgen war gerade angebrochen, als ein besonders heftiger Sturmstoß die Talseite meines Zeltes aufriß. Sofort hatte der Wind die Zeltleinwand erfaßt, und ich hatte nur noch das Gestänge über mir.

Dadurch wurde ich aus meiner Tatenlosigkeit aufgerüttelt und zum Handeln gezwungen. Ich mußte um jeden Preis absteigen. Es wurde aber noch Mittag, bis ich meine Sachen aus dem Schnee gegraben hatte. Immer wieder mußte ich Deckung vor den wütenden Sturmstößen suchen und öfters war ich der Erschöpfung nahe. Um 13.30 Uhr trat ich den Abstieg an, der ein ununterbrochener Kampf mit dem Sturm war. Kurz oberhalb von Lager IV schleuderte mich noch ein Sturmstoß über eine etwa 40 m hohe Eiswand hinunter, an deren Fuß ich unverletzt im Schnee liegen blieb. Ich war schon meinem Schicksal gegenüber so gleichgültig, daß ich mich nur wunderte, überhaupt noch am Leben zu sein. Am späten Nachmittag erreichte ich dann doch noch das Lager IV, damit waren aber auch meine Kräfte restlos erschöpft. Der 20. brachte immer noch keine Wetterbesserung. Erst am 21. konnte die ganze Besatzung nach III absteigen. An diesem Tag besserte sich das Wetter so weit, daß am 22. die Seilschaft Beky-Spirig zu einem neuerlichen Versuch von III aufbrach. Sie erreichten aber nur Lager V und stiegen nach zwei Sturmnächten wieder ab, ebenso war die Seilschaft Bell-Mc. Gown, die im Lager IV den Angriff der ersten Seilschaft decken sollte, zurückgegangen. Mit dem Scheitern dieses Angriffes wurde der Kampf um den Lhotse aufgegeben. Die Zeit war schon zu weit fortgeschritten, und die Herbststürme hatten ihre volle Stärke erreicht. Nach teilweiser Räumung der Hochlager erreichte die ganze Mannschaft wohlbehalten am 27. Oktober das Standlager.

Der Rückmarsch nach Thangboche war nach dem Vorhergegangenen ein beschauliches Wandern. Auf einer märchenhaft gelegenen Wiese neben dem alten Lamakloster schlugen wir unsere Zelte auf, und obwohl jeden Morgen der Rauhreif fingerdick auf den Zelten lag, fühlten wir uns, als wären wir an der Riviera. Hier in Thangboche stieß auch wieder Erwin Schneider zu uns, der, während wir am Lhotse waren, allein mit einigen Trägern die Aufnahmen für die Karte beendete. Im Zuge dieser Arbeiten erstieg er mehrere Gipfel über 5000 m und zehn über 6000 m. Am 5. November verließen Schneider und ich die Expedition und gingen voraus nach Those, einer Ortschaft halbwegs nach Kathmandu, wo wir im Auftrag der nepalischen Regierung etwa 80 Quadratkilometer Gelände vermessen mußten, in dem Eisenerz abgebaut wird. Während dieser Zeit wurden von den übrigen Expeditionsteilnehmern noch mehrere Gipfel über 6000 m in der Umgebung von Namche Bazar erstiegen.

Am 26. November war die Expedition in Kathmandu wieder vollzählig beisammen. Wir trennten uns aber bald darauf wieder, da die Amerikaner über den Pazifik nach Hause flogen, während wir mit der „Viktoria" des Lloyd Triestino von Bombay nach Europa fuhren.

Nach Beendigung der Expedition stellt sich von selbst die Frage nach dem Erfolg. Ich glaube, wenn ihr auch der Gipfelsieg am Lhotse versagt geblieben ist, war sie nicht ergebnislos. Zusammenfassend können folgende Erfolge gebucht werden:

1. Bergsteigerisch: 31 Gipfel zwischen 5500 und 7000 m, zum größten Teil Erstbesteigungen. Erste Bezwingung der nepalischen Steilwand des Lho-La (6050 m) zwischen Everest-Westschulter und Lingtren. Erster Angriff auf den Lhotse mit Erreichung einer Höhe von 8100 m.

2. Kartographie: Aufnahme der ersten stereo-photogrammetrischen Karte der nepalischen Seite des Everestgebietes bis zum Cho Oyu. Kartierung des Thosetales, des wirtschaftlich wichtigen Eisenerzgebietes von Nepal.

3. Photographie: Mehr als 10.000 Aufnahmen in schwarz-weiß und Farbe in Formaten von 24×36 mm bis 13×18 cm. Neben den Bergen wurden auch Sitten und Bräuche der Bevölkerung und das Leben in den Lamaklöstern im Bilde festgehalten.

4. Kulturfilme: 9000 m 16-mm-Schmalfilm wurden belichtet, die zu mehreren Kulturfilmen verarbeitet werden.

Anschrift des Verfassers: Ernst Senn, Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 42

Deutsche Nepal-Expedition 1955

Von Heinz Steinmetz

Himalaya — Nepal — Annapurna — das war im Winter 1954 unablässig durch unsere Köpfe gewirbelt. Drei Jahre hatten wir auf die Genehmigung der Regierung von Nepal warten müssen, ehe der Bescheid aus Kathmandu eintraf und uns den Weg in das Land und zu den Bergen unserer Wünsche freigab. Die viele Arbeit der Vorbereitungszeit hatte damit ihren Sinn erfahren und es lag nun an uns selber, ihr auch noch die Krönung durch einen Erfolg zukommen zu lassen.

Vier junge Bergsteiger — vier Freunde zogen in das höchste Gebirge der Welt! Da war Fritz Lobbichler, mit seinen 29 Jahren der Senior der Expedition, ein Studienreferendar aus Straubing, dann der 25jährige Jürgen Wellenkamp, Mathematikstudent aus Bad Reichenhall, und als dritter, der aus dem Freundeskreis des Akademischen Alpenvereins München kam, ich, Heinz Steinmetz, ein Kaufmann, 29 Jahre alt. Wir drei wußten um unsere gegenseitigen Tugenden und — was viel wichtiger war — Untugenden aus langen Jahren des gemeinsamen Berggehens, aus vielen Biwaknächten und wir wußten uns zu ertragen. Als Neuling kam noch in diesen Bund unser vierter Mann, Harald Biller, ein 25jähriger Maschinenbautechniker aus Nürnberg. Er hat uns auch ertragen gelernt.

Ich hatte diese Expedition zu leiten — aber wenn vier Freunde in die Welt hinausziehen, dann ist es eigentlich nicht notwendig, daß einer befiehlt und die anderen drei so tun, als gehorchten sie. Es bewährte sich bei der Durchführung unserer Unternehmung, daß ein jeder seine eigenen Wünsche und Pläne haben, vorbringen und durchsetzen konnte, daß sich ein jeder in gleichem Maße für die getroffenen Entscheidungen verantwortlich fühlte und daß jeder somit vollkommen verantwortlich handelte.

Ende März fuhren wir von Genua aus nach Indien. Jürgen und ich waren vor zwei Jahren bereits einmal von dort aus in die große Welt gefahren, nach Südamerika, und so bemühten wir uns, unseren beiden Neulingen so gelangweilt wie nur irgend möglich zu erscheinen. Trotzdem, nach wenigen Minuten im Hafen hatte uns auch die Aufbruchsfreude so erregt, wie es sich eben für einen solchen Anlaß gehört. Schließlich ging es diesmal doch einer ganz anderen Welt entgegen. Damals war es ein anderer Teil unserer westlichen Hemisphäre gewesen, ein sehr fremdartig exotischer zwar, aber eben doch Teil der christlichen Welt, während es diesmal Asien entgegenging. Und was damals für einige Monate galt, das galt diesmal beinahe für ein ganzes Jahr.

Mitte April gingen wir in Bombay an Land. Dann folgte, nachdem uns der indische Zoll ganz unvermutet mit Glacéhandschuhen angefaßt hatte, eine lange und staubige und wegen des vielen versiegelten Gepäckes auch aufregende Fahrt mit der Eisenbahn quer durch Indien, welche meine Freunde zu ertragen hatten, während ich nach Delhi flog, um dort die Visa für Nepal zu bekommen. An der Grenze trafen wir uns wieder und nach einem der wüstesten Packfeste auf dem Flugfeld von Simra brummten wir in einer Dacota der Indian Airlines über die Grenzpässe von Nepal.

*

Kathmandu — wir waren in der Stadt, von der wir in der Vergangenheit so viel gesprochen hatten, mit der wir ins Ungewisse hinein korrespondiert hatten. Wir waren in der „Stadt der goldenen Dächer", wie man Kathmandu nennt. Sie war in den Tagen des Aprils 1955 der Schauplatz unserer letzten Vorbereitungen für den Aufbruch ins

unbekannte Nepal. Es wäre wohl wert, sich über diese Stadt etwas mehr auszulassen, aber das bräuchte mehr Zeit und Raum, als uns gegeben ist, und so begnügen wir uns mit der Feststellung, daß Kathmandu mit seinen vielen Tempeln und mit seinem bunten Leben, mit seinen zauberhaften Palästen und den Klöstern vor den Toren der Stadt und mit seinen freundlichen, hilfsbereiten Menschen in jenen Tagen für unsere Tätigkeit ein guter Boden und eine zauberhafte Kulisse war.

Am 26. April brachen wir aus Kathmandu auf. Was wir lange Zeit nicht wahrhaben wollten, nämlich, daß unsere kleine Expedition 126 Kulis benötigen würde, also eine recht stattliche Anzahl, war Wirklichkeit geworden. Wir waren etwas bange, diese große Anzahl überblicken zu können, aber wir konnten schon nach wenigen Tagen aufatmend feststellen, daß diese braunen, halbnackten Burschen freundliche und zuverlässige Helfer waren. Wir hatten uns allerdings — und das fiel unserem Vagabundenblut nicht schwer — sehr rasch in die Verhältnisse und Erfordernisse des Landes eingefühlt und dies brachte uns in ein nahezu freundschaftliches Verhältnis zu den Trägern. Wir hatten guten Grund, keinen Trägerstreik fürchten zu müssen und dies gab uns natürlich auf dem Anmarschweg eine Freiheit, die es uns ermöglichte, diesen Gang durch das nepalische Land mit offenen Augen ganz zu genießen.

Ganz gleich, ob wir durch ein Dorf kamen, über dem im blauen Dunst der Ferne sich die Eisriesen des Himalaya erhoben, ganz gleich, ob wir durch die damals noch unbestellten Reisterrassen zogen, gleichgültig auch, ob uns in der blendenden Tropensonne der Duft von exotischen Blüten umfing oder ob aus dem Dämmer des Dschungels mit blassen Farben Orchideen leuchteten, es waren diese Anmarschtage ein einziges Schauen und In-sich-Aufnehmen, es war ein langsames Heimischwerden in dieser fremden Umgebung.

Zehn Tage waren wir bereits unterwegs. Unser Weg war von Kathmandu aus im Süden der großen Berge in Ost-West-Richtung verlaufen und nun waren wir scharf nach Norden umgebogen. Wir waren in die Schlucht des Marsyandiflusses eingetreten. In einen gewaltigen Einschnitt führte unser Weg hinein, einen Einschnitt, den sich der Fluß in die Achttausendermauer der Annapurna und des Manaslu gesägt hat. In dieser gewaltigen Schlucht, die uns von der Südseite des Himalayahauptkammes auf die Nordseite bringen sollte, erwarteten uns die ersten Schwierigkeiten. Der Weg war hier oftmals nur noch durch Bretter, die man vermittels in die Felsen verkeilter Hölzer aufgehängt hatte, in senkrechten Felsmauern angedeutet. Hier drohten uns Trägerschwierigkeiten. Wir begegneten ihnen, indem wir unseren Kulis halfen, wenn je einmal Zaghaftigkeit aufkam, und so ging alles glatt.

Noch in einer zweiten Hinsicht war das Durchschreiten der Marsyandischlucht von Bedeutung, denn durch sie traten wir aus der hinduistischen Welt, die im Süden liegt, in die tibetisch-buddhistische Welt des Nordens ein. Die Menschen, mit denen wir es in der Folgezeit zu tun hatten, waren Tibeter.

Auch das Landschaftsbild hatte sich vollkommen verändert. Aus dem tropischen Gebiet mit Dschungeln und Bambushütten war ein weites Tal mit Nadelwäldern in seinen Flanken geworden und überall standen am Weg die Bauwerke in der Steinbauweise der Tibeter. Überall fanden wir Tschorten, religiöse Weihestätten und, in die Felsen gehauen, das „Om mani padme hum".

*

Nach 18 Anmarschtagen standen unsere Zelte in einem kleinen, wunderschönen Seitental, dem Sabzi-Chu-Tal, am Fuße der Annapurna IV, unserem Hauptziel. Zu unseren Häupten erhob sich ein Teil der rund 40 km langen Annapurnakette, deren höchste Erhebung, die Annapurna I, 1950 von den Franzosen Herzog und Lachenal als erster Achttausender der Welt erstiegen wurde.

Annapurna IV ist die dritthöchste Erhebung des Annapurnahimals. Sie hatte bereits einige Versuche über sich ergehen lassen müssen: 1950 war der Engländer Tilman

am Berg, er fand den einzig möglichen Weg, scheiterte aber etwa 400 m unter dem Gipfel. 1952 und 1953 kamen die Japaner und konnten den Gipfel ebenfalls nicht erreichen. Ihr erster Versuch scheiterte etwa bei 5800 m, der zweite bei 7100 m, also dort, wo auch Tilman aufgeben mußte. Wir wußten also, daß wir keine Wegsuche haben würden, wenigstens was die große Linie anbelangte, wir wußten aber auch, daß wir ohne sie harten Tagen entgegengingen. Wir waren die weitaus kleinste Expedition, die der Annapurna IV je gegenübergestanden war. Wir waren mittlerweile zwar noch um zwei junge Sherpas verstärkt worden, aber auch mit sechs Leuten waren wir erst halb so stark wie unsere Vorgänger.

Tief beeindruckt vom ersten Blick auf die hoffnungslos steil scheinenden Flanken begannen wir sofort mit dem Aufstieg. Schon zwei Tage nach unserem Eintreffen im Basislager waren wir unterwegs zum Berg. In den Moränen, 4800 m hoch, stand unser kleines Ausgangslager. Von ihm aus schleppten wir mit den Sherpas in vielen Gängen die Lasten durch steile Schneerinnen zu einer Plattform auf 5400 m Höhe hinauf, wo wir unser erstes Eislager errichten wollten. Unsere Schultern gewöhnten sich in diesen Tagen eines beständigen Auf und Ab an schwere Lasten und die Lungen fanden sich bei dieser harten Arbeit mit der dünnen Luft zurecht. Wir kamen in eine körperliche Hochform, die wir auf diese anstrengende Betätigung zurückführten, die normalerweise von den Sahibs sonst nicht geleistet wird.

In einer Höhe von 5800 m sperrte ein großer Eiswulst unseren Weiterweg. Wir wußten bereits durch Tilman von ihm. Er hatte dessen Expedition zwei Tage aufgehalten. Wir waren in der Lage, ihn in zwei Stunden gangbar zu machen, gangbar allerdings in einer Weise, daß man mit steilem Blankeis sehr vertraut sein mußte, um so mehr, als man ja eine Trägerlast auf dem Rücken hatte. Somit war das Gelände für unsere beiden unerfahrenen Sherpas nicht gangbar. Um die Passage für sie begehbar zu machen, hätten wir noch viel Arbeit hineinstecken müssen. So beschlossen wir, unsere beiden Burschen zurück ins Hauptlager zu schicken und den Rest allein zu tun. Es war eine ganz glatte Rechnung, die uns zu diesem Entschluß führte. Unsere Sherpas trugen nicht allzu viel — sie waren keine Tiger —, durch ihr Mitgehen waren mehr Zelte, mehr Proviant und mehr Brennstoff vonnöten. Es kam, wenn wir die Sherpas zurückschickten, für uns dieselbe Trägerarbeit zusammen. Wir hatten also nur den Verzicht auf Bedienung, Kochen, Zeltaufstellen usw. zu leisten.

Als die beiden tief unter uns verschwanden, waren wir allein an unserem Berg. Noch 400 m weiter trugen wir die Lasten an diesem Tage hinauf durch Spalten und über steile Hänge, und während eines Schneesturmes, der an Kräften und Nerven gleichermaßen zerrte, entstand das Lager II in 6200 m Höhe.

Von Lager II aus hatten wir bereits ein drittes Lager droben am Hauptgrat der Annapurna errichtet, als uns in den Zelten des Lagers II ein zweitägiger Schönwettersturm überfiel. Es war klarer Himmel, aber man konnte nicht aus den Zelten heraus. Es war an diesen Sturmtagen, die natürlich an die Nerven gingen, obwohl man den ganzen Tag im Schlafsack lag, kein Rasten möglich. Als sich nach zwei Tagen der Sturm legte, waren wir keineswegs ausgeruht. Dies und ein sehr schwerer Rucksack mögen die Gründe gewesen sein, warum in diesem Lager II Fritz Lobbichler erschöpft zurückbleiben mußte, während wir anderen drei am Pfingstmontag nach Lager III umzogen.

Der Pfingstmontag, der 30. Mai, mußte die Entscheidung bringen! Noch erhoben sich über den in 6450 m Höhe stehenden Zelten des dritten Lagers fast 1100 Höhenmeter zum Gipfel. Es sind 1100 Meter in dieser Höhe eine sehr große Etappe. Wir nahmen vorsorglich unsere Biwakausrüstung mit: Zur Daunenjacke noch den Daunenfußsack, eine Luftmatratze für alle drei, einen kleinen Bordekocher, etwas Benzin, einen Zeltsack und Futterwerk für einige Tage. Zum ersten Male waren die Rucksäcke leicht.

Dann traten wir einen Gang an, der uns allen unvergeßlich bleiben wird. Mit sehr steilem Eis stellte sich uns der Grat entgegen. Alles andere als leicht war dieser Weg, aber wir waren froh darüber, denn so erfaßte uns keine Gleichgültigkeit, die sich in diesen

Höhen bei einem sturen Dahinstapfen so leicht einstellt. Es verging der Vormittag und wir kamen gut voran. Mittags verkrochen wir uns vor dem eiskalten Südwind in eine Gletscherspalte und aßen etwas. Eine Stunde rasteten wir — eine Stunde, gerade Zeit genug, für jeden einen Becher lauwarmen Getränkes bereiten zu können — und in dieser Stunde formte sich der weitere Aufstiegsplan. Etwa 400 m über uns war der Gipfel. Wir beschlossen um 14 Uhr zum Gipfel aufzubrechen. Sollten wir erkennen, daß wir den Gipfel an diesem Tag nicht mehr erreichen können, dann wird umgekehrt, in der Spalte biwakiert und am nächsten Tag der Gipfel angegangen. Sämtliche Ausrüstung bleibt für diesen Zweck in der Spalte. Sollte der Gipfel erreicht werden, dann wird im Abstieg in der Spalte biwakiert, denn das war uns klar geworden, daß ein Abstieg nach Lager III in Verbindung mit dem Gipfelgang an diesem Tag nicht mehr möglich war.

Um 14 Uhr brachen wir wieder auf. Um unsere Rucksäcke erleichtert kamen wir doppelt gut voran. Trotzdem verflogen die Stunden, denn es war ein zwar stetes, aber der Höhe entsprechend langsames Gehen, das uns aufwärts brachte. Manchmal waren — je nach Steilheit des Geländes — zu einem Schritt vier bis fünf Atemzüge nötig. Wir stiegen die Eishänge hinauf, querten zuletzt vor dem zerbrechlichen Grat noch einmal in die brüchigen Felsen der Westflanke und dann führte uns wieder eine steile Eiswand zum letzten Gratstück empor. Unter uns hatte sich eine dicke Wolkendecke zusammengezogen, die unserem Gang etwas Überirdisches gab. Der Blick in die Täler war hinter einer weiten quellenden Fläche verborgen, aus der nur die höchsten Erhebungen der Umgebung, Annapurna I, Annapurna II und im Westen der Dhaulagiri herausragten.

Abends um 17.30 Uhr standen wir auf dem höchsten Punkt. Das warme Licht der scheidenden Sonne gab uns das Gefühl der Wärme, wenn es auch bitterkalt war. Wir ließen die Fahnen vom Pickelschaft wehen, die nepalesische, die deutsche und den kleinen AAWM-Wimpel, der mit uns schon in Peru war und mit Freunden im Karakorum. Im scheidenden Licht des Tages liefen wir so schnell es die Verhältnisse gestatteten wieder hinunter. Wir tauchten in den nun mittlerweile höher gezogenen Nebel, suchten unsere Spalte und gruben uns im Dunkeln ein Loch in eine Seitenwand. Eng kauerten wir uns zusammen, steckten die Beine in den Daunenfußsack, hingen den Zeltsack vor und erwarteten das Ende dieser eiskalten Nacht in 7100 m Höhe.

Sechzehn Tage hatte der Aufstieg gedauert. Drei Tage waren nötig, den Berg zu räumen. Am folgenden Morgen stiegen wir hinunter zu Lager III, dann zu Lager II wo unser Fritzl die einsamen Tage zwischen Bangen und Hoffen gut überstanden hatte. Harald blieb bei ihm, während ich mit Jürgen noch zum Lager I abstieg. Unterwegs trafen wir die Sherpas, die uns entgegengekommen waren und sich in vielen Stunden sogar den Eiswulst gangbar gemacht hatten, um nach den Sahibs, die ja bereits zwei Tage länger fort waren als vorgesehen, zu suchen. Einmal noch mußten wir hinauf nach Lager II, dann konnten wir alles in einem Zuge vom Berg bringen. Kein Ausrüstungsstück war zurückgeblieben.

Und drunten im Sabzi-Chu-Tal empfing uns eine Welt, die uns in den drei Wochen, die wir im Eis zugebracht hatten, nahezu fremd geworden war: Wiesen, gluckendes Wasser und überall hervorbrechende Blüten und an den Birken junges, frisches Grün. Mit unseren schweren, ausgelaugten Stiefeln stapften wir durch dieses herb duftende Kräuterwerk, fast ungläubig blickten wir in fließendes, sprudelndes Wasser.

Immer wieder nahmen wir uns trotz der späten Stunde Zeit, um umzuschauen, wo groß und erdenfern Annapurna IV über dem Tale stand. 7524 m — unser höchster Gipfel — und ein Weg voller Arbeit, voller Gefahr — voller Freundschaft, voller Glück.

*

Monsun — wer dieses Wort hört und hat jemals schon Berichte von Himalayaexpeditionen gelesen, der weiß, welch einen schlechten Klang es hat, der kennt den Alpdruck, der dieser Begriff für die Menschen ist, die zu den höchsten Gipfeln der Erde vordringen. Der Segen für den Reis ist das Verderben schon vieler Bergsteiger gewesen.

Mit grauen, unaufhaltsam sich die Täler heraufwälzenden Wolken, mit über die hohen Grate hereinbrechenden Nebelschwaden kommt der große Regen in die Hochtäler aus der indischen Ebene herauf.

Auch in Sabzi Chu trommelte der Regen auf die Zelte. Aber es war erst der Anfang. Noch immer kamen wieder schöne Tage. Noch waren die Wege nicht von den angeschwollenen Bächen fortgerissen.

Noch wollten wir keine Ruhe geben.

Jürgen Wellenkamp hat es als erster nicht mehr ausgehalten und am 10. Juni 1955 den 6113 m hohen Pisang Peak erstiegen.

Aber da war noch ein großer Berg. Schon vom ganzen Aufstiegsweg zur Annapurna IV hatten wir im Norden des Marshanditales einen Siebentausender gesehen, der es uns angetan hatte. Und schon damals, als wir noch gar nicht wußten, ob uns die Annapurna IV zufallen würde, hegten wir den Wunsch, zu ihm zu gehen.

Es war der Kang Guru. 7009 m ist dieser Berg hoch und er hatte ebenso wie die Annapurna bereits Tilman abgewiesen. Wie ein König in seinem Reich ragt dieser Berg über seinen Nachbarn auf.

Wir gaben der Verlockung nach.

Über einen 5200 m hohen Paß zogen wir in ein Paralleltal des Marshanditales im Norden und schlugen unser Lager bei dem Ort Naurgaon auf. Unter dieser Ortschaft zerreißt die ungeheuer tiefe und wilde Klamm des Naurbaches die Landschaft und jenseits baut sich mit dunklen Felsflanken und sehr steilem Eis darüber der Kang Guru auf.

Wir sahen ihn selten in diesen Tagen, denn der Monsun brandete um das steile Riff. Auch um unsere Zelte brandete er, in denen das Leben immer ungemütlicher wurde. Wir gingen an einigen weniger regnerischen Tagen in das Naurtal hinein und dabei fielen uns zwei Fünftausender zu, am 22. Juni 1955 die höchste Erhebung zwischen dem Naur- und dem östlich davon gelegenen Phutal, deren 5600 m hohen Gipfel Harald Biller allein bestieg, und am 23. Juni 1955 die höchste Erhebung zwischen dem Naur- und dem südwestlich davon gelegenen Chowtal, das 5450 m hohe Naurhorn, das wir anderen erstiegen. Diese tatenreichen Tage bestärkten uns wieder in dem Glauben, daß uns der Monsun eine Chance geben würde, und so belagerten wir den Kang Guru weiter.

Da kamen klare Tage. Und schon waren wir unterwegs über die Naurschlucht, die wir auf einer recht zweifelhaften Brücke überschritten, hinüber zu einer verlassenen Ortschaft am Fuße des Berges.

Es gab hier nur einen Angriffsplan, denn schon wieder drängten die Monsunwolken die Schlucht herauf: So schnell als möglich, mit dem geringsten Aufwand, alles auf eine Karte gesetzt, mußte dieser Berg besiegt werden. So griffen wir zu dritt an. Harald mußte wegen Nierenschmerzen verzichten und ins Hauptlager zurückgehen.

Mit zwei Trägern ging es in die steile Grasrinne hinein, die bis zu 5000 m hinaufführt und dann von senkrechten schwarzen Felsen geschlossen wird. Am Fuß dieser Felsen errichten wir Lager I. Es war ein unfreundlicher Platz, den man erst einebnen mußte, ehe man ein Zelt in den Steinen verankern konnte. Das Geröll war naß und beständig tropfte es von den Felsen über uns herab. Wir trachteten diesen Platz so schnell als möglich nach oben zu verlassen, denn zumindest erwarten wir uns dort Schnee anstelle von Regen.

Durch eine schneeerfüllte Schlucht überwanden wir den Felsgürtel und als wir droben am Rande der Gletscher standen, da hatten wir tatsächlich das Gefühl, den Kopf aus dem Wasser gebracht zu haben. Noch bis auf 5600 m stiegen wir auf einer Felsrippe zwischen den Hängegletschern hoch, dann errichteten wir das zweite Lager.

Nebelig und trübe kam der folgende Morgen herauf, aber wir waren schon wieder unterwegs. Am Ende der Felsrippe lagen wir, nachdem wir die Träger zurückgeschickt hatten, lange Stunden in den Felsen, ehe es um 15 Uhr aufriß und wir den weiteren

Anstieg über die Gletscher ausmachen konnten. Sofort machten wir uns wieder auf den Weg und abends stand unser kleines Zelt unter den steilen Wänden des Gipfelaufbaues. Wir hatten auf alles nur einigermaßen Entbehrliche verzichtet, lagen eng zusammengepreßt zu dritt in einem Zelt und hatten wenig Proviant dabei. So konnten wir alles auf den eigenen Schultern in einem Zug tragen und das war hier entscheidend.

Der 2. Juli kam mit einem klaren Himmel herauf und er fand uns bereits in den Wänden über dem Lager III (6200 m). In dem steilen Gelände wurden wir sehr bald in die Zwölfzackertechnik gedrängt, aber nach einigen anstrengenden Stunden standen wir um 9 Uhr auf der feinen Schneide des Gipfelgrates. Vier Stunden balancierten wir über den Eisfirst und dann gehörte der Gipfel des Kang Guru uns.

Im mittlerweile eingefallenen Nebel stiegen wir wieder zu Lager III ab, verbrachten dort noch die Nacht und dann tauchten wir wieder hinein in die ertränkende Nässe des Monsuns, die weiter unten auf uns wartete. In einem fünftägigen Angriff war dieser Berg unser Triumph über den Monsun geworden. Es war ein Husarenstück, wie es die hohen Berge des Himalaya nicht oft zulassen. Wir waren zufrieden, jetzt konnte kein Mißerfolg mehr drohen, mit heiterer Gelassenheit stiefelten wir durch den strömenden Regen nach Sabzi Chu zurück.

*

Noch zwei Sechstausender in der Chulugruppe hatten wir uns geholt. Die Berge ragen genau gegenüber von Sabzi Chu im Norden von Manangbhot auf. Man kann sie nicht immer ansehen und untätig bleiben. Den ersten, einen namenlosen 6150 m hohen Berg holte sich Harald am 14. Juli 1955 mit unserem Sherpa Da Tondu als eine kleine Entschädigung für den Verzicht auf den Kang Guru, den anderen erstiegen wir alle vier — zum ersten Mal alle „Vier im Himalaya" auf einem Gipfel! Es war am 23. Juli 1955, ein Tag, den wir nicht vergessen werden, denn beim Abstieg von diesem Ost-Chulu (6250 m) riß ein Schneebrett los — es ging alles furchtbar schnell und — gut. Gottseidank!

Unser neues Betätigungsfeld lag weiter im Nordwesten. Über den 5200 m hohen Thorungsepaß kamen wir ins Kalital. Die Provinz heißt Mustangbhot, eine vollkommen tibetische Gegend mit tibetischer Bevölkerung und Kultur. Die Wege, die uns durch Mustangbhot führten, zeigten uns ein Stück Tibet, auch wenn wir noch immer im nepalischen Gebiet waren. So waren diese Tage und Wochen während der Höhe des Monsuns im Süden, in denen wir über die heiligen Stätten von Muktinath das Mustang Khola, eine grandiose Cañonlandschaft, nordwärts bis zur Stadt Mustang und zur tibetischen Grenze wanderten, Tage ohne bergsteigerische Betätigung, aber deswegen nicht minder reiche und glückliche Tage.

Wenn wir von Mustang aus an klaren Tagen nach Süden blickten, dann sahen wir die Annapurna, wenn wir uns nach Norden wendeten, dann erblickten wir jenseits der tibetischen Ebene den Transhimalaya. Aber viel näher stand jenseits des Mustang-Khola ein schönes und vielgipfeliges Gebirge: Damodar Himal.

Dort oben in Mustangbhot gab es keinen Monsunregen mehr, dort war man schon im tibetischen Trockengebiet. So zogen wir hinüber zum Damodar Himal. In ein langes, wildes Tal marschierten wir über einen Rücken hinein und dann errichteten wir unser Lager in der Nähe einer Yakalm im Herzen des Damodar Himal.

Drei Berge fielen uns dort zu. Als erster war wieder Jürgen aktiv geworden. Im „Zuge einer Erkundung" erstieg er am 25. August 1955 den 6100 m hohen Westgipfel des Dam Kang allein, dann brachen wir alle auf, um dem „Schönen Berg", dem Yulo Kang (6400 m), einen Besuch abzustatten.

Es war eigentlich ein unprogrammgemäß schlechter Morgen, als wir uns auf den Weg zu ihm machten. Aber wir gingen trotzdem zu den Gletschern. Wir stiegen trotz eines Wetters, das uns gar nicht ermunterte, weiter und gelangten schließlich über nasse glitschige Felsen auf einen stumpfen Firngrat, der uns nicht schwer in die leider nebel-

verhüllte Höhe leitete. Um 15.30 Uhr standen wir auf dem Gipfel, waren mit dem Ergebnis zufrieden, wollten uns die Hände geben und wieder absteigen. Da kam mit einem Male Bewegung in die Atmosphäre. Es wurden da und dort Ausblicke frei, schließlich brach die Sonne durch und eine unglaublich schöne Schau auf Annapurna, Dhaulagiri, Nilgiris, Mukut Himal und unsere Nachbarberge im Damodar Himal hielt uns über eine Stunde auf dem Gipfel fest. Dann eilten wir hinunter, denn es war spät geworden. Zwei Tage danach erreichte Fritz Lobbichler allein den 5800 m hohen Gipfel des Kang Guri. Es war dies der Abschied vom Norden gewesen. Und damit gleichzeitig ein Abschied vom Tibetischen. Die Nachmonsunzeit sollte uns draußen im Süden des Annapurna-Himals finden.

*

Durch das Kalital zogen wir südwärts. Zuerst kam zögernd wieder etwas Pflanzenbewuchs in die Hänge, dann rauschten wieder Föhrenwälder und schließlich steckten wir wieder im Dschungel. Und im Monsun, der hier im Süden noch mit aller Macht herrschte. Der Regen setzte alle Wege unter Wasser, die Brücken waren fortgerissen und als das Ekelhafteste fanden sich Tausende von Blutegeln auf diesen Märschen.

Draußen in Pokhara standen wir nun auf der anderen Seite unseres Gebirges. 7000 m wird diese Stadt von den Eisbergen überragt. Wir wollten unbedingt diesen Gang durch die Klimazonen vom Dschungel bis ins Eis gehen. Aber immer wieder hielt uns das Wetter zurück. Die Monsunzeit 1955 wollte und wollte nicht zu Ende gehen. Bis es uns endlich zu dumm wurde und wir trotz der Neuschneemassen droben in den Flanken der Berge loszogen. Durch die Reisfelder zuerst, dann durch die Rhododendrendschungel, über herbstbraune Almmatten und schließlich über Eis führte dieser Weg.

Aber das Wetter war sehr ungünstig und so konnten wir an kein hohes Ziel denken. Am 17. Oktober standen Jürgen und ich auf unserem letzten Gipfel dieses einmaligen Sommers, auf der westlichen Lamjungspitze. Sie ist 6200 m hoch, ein Zwerg unter all den Sieben- und Achttausendern, die rund um sie aufragen. Aber sie ist ein schöner Berg, und ein kühner Weg führte zu ihrem Gipfel. Und es werden wohl die schwersten Tage gewesen sein in Kälte, Enge, Sturm und Durst, die wir in ihren Flanken zugebracht hatten.

Wir liefen wieder hinunter durch den Herbst der Almen in den blühenden Sommer von Pokhara. Dort wartete das Flugzeug, das uns nach einem raschen, schmerzlosen Abschied in einem Vierzigminutenflug zurück nach Kathmandu brachte.

Eine schöne Zeit verlebten wir noch in Kathmandu, dann reisten wir durch Indien und schließlich wartete auf uns in Bombay ein Schiff, das ausgerechnet „Victoria" hieß. Und dieses Schiff brachte uns genau zu Weihnachten in die Heimat zurück.

Anschrift des Verfassers: Heinz Steinmetz, München-Großhadern, Arnikaweg 12

In den Bergen Persiens

Von †Alfons Patzelt[1]

Neben der Kordillerenkundfahrt wurde im Jahre 1955 aus dem Kreise der Jungmannschaft und Hochtouristengruppe der Sektion München auch eine Persienfahrt durchgeführt. Otto Malia, Hans Schmied und Hermann Bast hatten sich meiner Leitung anvertraut. Die Finanzierung des Unternehmens erfolgte großenteils aus Mitteln der Teilnehmer. Hinzu kamen Zuschüsse der Sektion München und des Deutschen Alpenvereins, der uns auch in beratender und befürwortender Weise unterstützte. Beim türkischen Innenministerium hatten wir über die deutsche Botschaft die Genehmigung zur Besteigung des Ararat beantragt. Leider war uns die Erlaubnis verweigert worden. So blieben Demavend und die Gruppe des Takt i Suleyman als Hauptfahrtenziele.

Am 19. August 1955 starten wir mit einem Opel-Caravan Richtung Belgrad. Eine willkommene Abwechslung in der langen Autofahrt durch Südosteuropa bringt ein Abstecher zur Insel Samothraki und der Aufstieg zur Gipfelkette des Fegarigebirges. Edirne, Istanbul, Ankara, Erzurum bezeichnen unsere Route in der Türkei. Auf schlechtesten Straßen müssen wir oft große Höhenunterschiede überwinden, und rechtschaffen müde von der Anstrengung in der Hitze des Tages und den vielen neuen Eindrücken kriechen wir abends in die Zelte. Am 13. September endlich tauchen in der roten Steinlandschaft die Lehmmauern der Außenviertel von Täbris auf, wir ziehen durch die winkeligen Gassen und Höfe, bestaunen die sorgfältig bewässerten Gärten und begegnen verschleierten Frauen, die riesige Tontöpfe auf den Köpfen tragen. Nach längeren Verhandlungen bei der Polizei wird uns die Erlaubnis zur Weiterreise nach Teheran erteilt. Wir beschließen aber nach Norden über Chion zum Kaspischen Meer zu fahren und den an dieser Strecke gelegenen Kuh i Savalan zu besteigen. Vorbei an aufgetürmten Steinmassen, großen Sandhügeln, sumpfigen, mit hellen Salzschichten überzogenen Niederungen, von Staubwolken eingehüllt und von kranken Menschen, die von uns verarztet werden müssen, aufgehalten, durch das rauschende Wasser eines brückenlosen Flusses und dann nur mehr auf äußerst schlechtem Feldweg bergauf und bergab führt uns unser treuer Opel-Caravan letzten Endes knapp vor Chion in die Arme einer Militärstreife — seit Ahaar durchfahren wir nämlich militärisches Sperrgebiet. In geradezu feierlichem Geleit werden wir zur Polizei gebracht, mit Tee empfangen, und nach heftigem Gestikulieren wird uns endlich die Bewilligung zur Besteigung des Kuh i Savalan erteilt und ein Begleitoffizier namens Reszah zugewiesen. Und damit beginnt unsere eigentliche Bergfahrt.

Um 3 Uhr nachts, bei dichtem Nebel sucht Reszah lange nach dem Weg, der die endlos weiten Hänge hinauf nach Goto Sour führt. Dieser ist sandig und steil, und zudem tauchen aus dem finsteren Nebel riesige Scharen abziehender Nomaden mit ihren störrischen Kamelen auf. Das Gekläff der Hunde und Blöken der Schafe sowie die lauten Befehle der Reiter erfüllen die Nacht. Wilde Sandschluchten mußten in gewagten Spitzkehren durchfahren werden, und endlich sind wir in Goto Sour, wo gerade die Nebelschicht zerreißt und sich auflockert. Hier ist eine große Schwefelquelle, in deren Becken die Nomaden ihre Kamele vor dem Abzug in tiefere Weidegründe waschen. Es gibt ein wildes Durcheinander und Gewimmel von Menschen, Pferden, Hunden, Kamelen und Schafen. Über dem blauen Rauch und Dampf der starken Schwefelquelle und der Holzkohlenfeuer steht leuchtend im Morgenlicht der vergletscherte Kuh i Savalan, unser Berg. Wir stellen

[1] Der Verfasser ist inzwischen in der Watzmann-Ostwand tödlich verunglückt.

rasch unsere Ausrüstung für die Besteigung zusammen, und ich verlasse um 9.15 Uhr den Ort und wandere an verfallenen Schwefelöfen vorbei in ein Tal, das östlich halb zum Berg zieht. Es geht durch braune, abgegraste Steppen. Bäume gibt es in dieser Höhe — wir sind auf etwa 2000 m — keine. Aus dem Tal steige ich nach rechts durch riesige Lavablöcke auf das flachere Hochplateau. Der Berg hüllt sich leider in Wolken, und manchmal sehe ich über mir Adlerpaare kreisen. Hier oben stehen die letzten Zelte der Nomaden. Gegen 12 Uhr habe ich die 4000-m-Grenze erreicht. Trümmerfelder ziehen von der felsigen Zone in der Mitte der Ostflanke des Berges herunter. Im Geröll stehen Blumen, auf deren Blüten bereits leichter Neuschnee liegt. Die Kameraden — beim Abmarsch von einigen Kranken aufgehalten — kamen leider nicht nach. Nach einer kurzen Rast — ich bin infolge der wochenlangen Autoreise noch recht müde — steige ich langsam über festes Gestein weiter. Wolken hüllen bald alles ein. Hie und da muß man in diesen Felsblöcken auch klettern, was ich durchaus als Erleichterung empfinde. Das Steigen erscheint mir allmählich endlos. Große Felshöcker und -nadeln täuschen den Gipfel immer wieder in nächster Nähe vor. Ein heftiger Wind weht oben auf dem sich manchmal verbreiternden Grat, der, nach Nordwesten laufend, den Gipfel bildet. Östlich, in ihn eingebettet, befindet sich ein zugefrorener Kratersee. Den links am Kratersee vorbeiziehenden Grat überschreite ich bei eisigkaltem Wind, im blanken Eis manchmal mit dem Pickel Tritte hackend. Bei einem kurzen Auflockern des Gewölkes kann ich im Norden die Gipfel des Kaukasus erkennen. Gegen 18.30 Uhr, als ich am nördlichsten Punkt des Grates stehe, zerreißt hier am Berg die Wolkenwand, und im Licht der untergehenden Sonne kann ich meinen Abstiegsweg durch die Nordflanke suchen. Zwischen zwei Gletschern, in einer schmalen Geröllzunge, komme ich schnell tiefer und kann befriedigt feststellen, daß da, wo sie sich verliert, das Eis flacher wird. Der Gletscher liegt unter gewaltigen Geröllmassen. Und nun erfolgt durch dieses äußerst steile Gelände der weitere Abstieg, der durch die Dunkelheit erschwert wird. Als ich endlich mit weichen Knien an den Nomadenzelten vorbei will, werde ich durch die vielen kläffenden Hunde aufgehalten. Man lädt mich in ein Zelt ein, auf dessen sandigem Boden wir dann alle hocken, gibt mir Tee, Hammelfleisch und Fladenbrot, will alle meine Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke einhandeln. Ich bin etwas beunruhigt als alle anwesenden 20 Männer zur Probe meine Armbanduhr grinsend anlegen. Mit feierlicher Geste überreiche ich, bevor wir uns alle um die Holzkohlenglut in die dicken Decken wickeln, meine wollenen Bergstrümpfe und stolpere am nächsten Tag nur noch in dünnen Socken, aber recht froh und glücklich in den nun zu großen Bergschuhen, nach Goto Sour hinunter. In der Teestube sitzt unser treuer Reszah und erklärt mir, daß die drei Kameraden vor wenigen Stunden weggegangen seien. Über den östlich der von mir durchstiegenen Felszone gelegenen beinharten Gletscher steigen sie in Stufenarbeit zu dem von Osten zum Gipfel ziehenden Grat. Bei geringerer Wolkenbildung haben sie vom Gipfel aus, den sie um 15 Uhr erreichen, freie Sicht nach allen Richtungen. Der Abstieg erfolgt auf dem vielbegangenen Ostgrat, und bei Finsternis biwakieren sie.

Am 18. September verlassen wir Goto Sour, diesen äußerst interessanten Ort, und fahren über Lari weiter ostwärts nach Ardebil. Reszah kann leider die Genehmigung für die Weiterreise zum Kaspischen Meer nicht erlangen. So müssen wir nun an der Südseite des Berges vorbei, über Bostanabad und Sarab nach Teheran. Weit verstreut liegen die wenigen Orte in den ausgetrockneten Flußläufen, jedoch von kunstvoll bewässerten Weingärten umgeben. Über Kazwin kommen wir am Abend des 21. September nach Teheran. Unterwegs hatten wir drei junge Perser, die in Deutschland studierten, kennengelernt und werden nun von diesen in dem Orte Schemiran, nördlich von Teheran, also schon höher an den Hängen der Elbursberge, in einer halbfertigen Villa neben dem Kaiserpalast einquartiert.

Wir werden dem deutschen Botschafter vorgestellt. Ich nehme Verbindung mit dem hiesigen Alpenklub auf und ziehe Erkundigungen über die bergsteigerischen Möglichkeiten

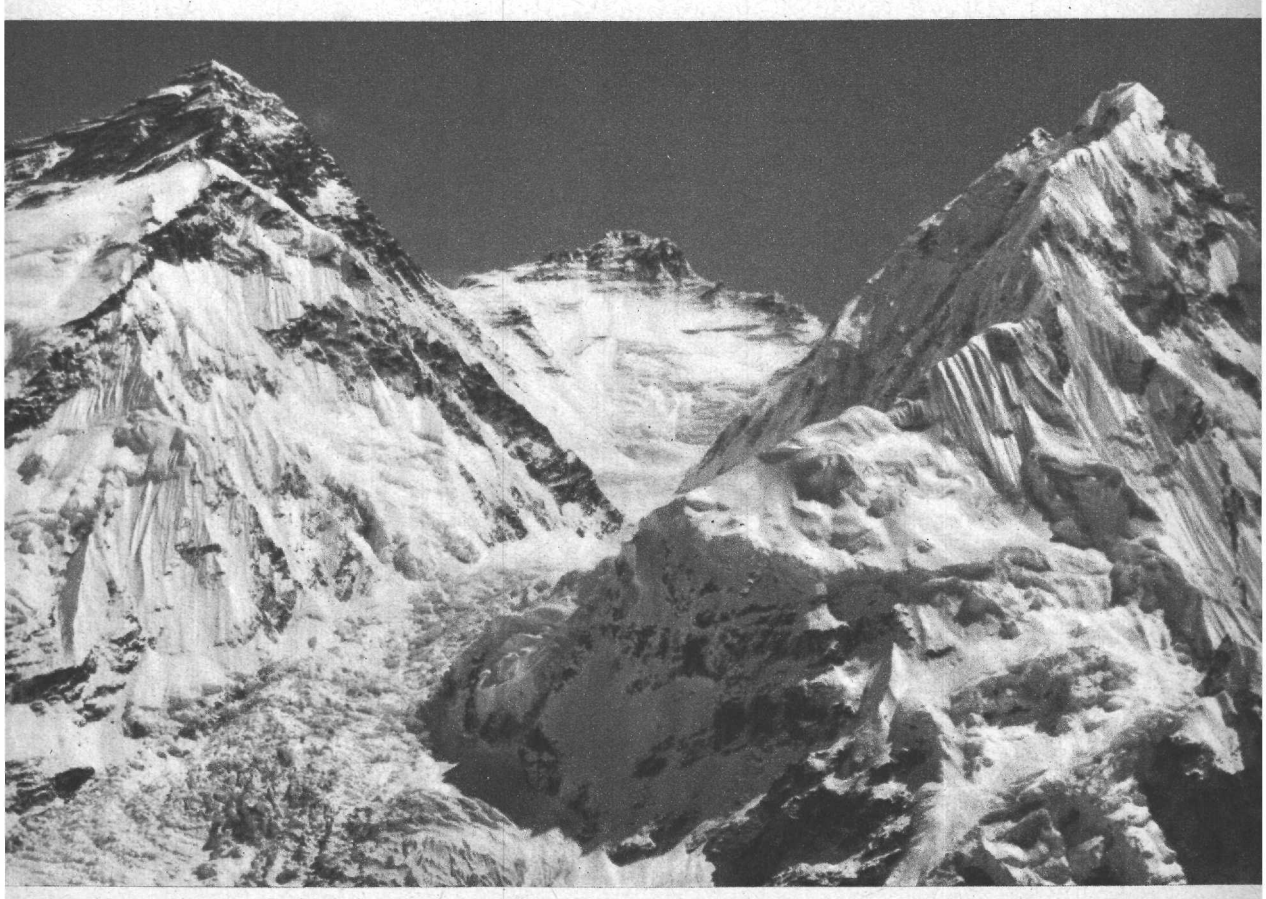
am Demavend ein. In sehr zuvorkommender Weise gibt man uns Auskunft und eine Empfehlung an den Bergführer Ali Faramaspur.

Am 25. September verlassen wir Teheran mit unserem wieder einmal gesäuberten Wagen und fahren auf schlechter Straße ostwärts durch die Wüste. Über den gelbgrauen Höhenzügen, die bis zu 3500 m hoch sind, ist manchmal das kleine helle Dreieck des Demavend zu sehen. Von Rudehen steigt die Straße hinauf nach Ab Ali, das in einem wilden Tal unter Weiden und Pappeln verborgen liegt. In vielen Serpentinen geht es weiter — einmal stoßen wir hier auf eine Schiliftanlage — zur Karawanserei Haschim (2500 m). Es ist ein zerfallener Steinbau, an dem ein in Lumpen gehüllter blinder Bettler lehnt, bunte Stoffballen ringsum. Nun geht es wieder steil auf der anderen Seite nach Pullur hinunter; riesenhoch ragt vor uns der Demavend, aus dem Tal des Harasflusses 4000 m aufsteigend, empor: ein ebenmäßiger und steiler Vulkankegel, von dessen Gipfel in endlos langen Zungen die Gletscher zwischen Felszonen herunterziehen. Das oberste Stück des Kegels besteht aus leuchtend gelbem Schwefelgestein. Vor Pullur geht es ostwärts, nun an den Hängen des Demavend entlang, nach Renäh. In Terrassen sind die Felder des Dorfes an den steilen Hängen beiderseits des Flusses angelegt, und da, wo die Straße in den Ort einbiegt, steht das Haus des Bergsteigerklubs. Hier quartieren wir uns ein. Ali Faramaspur hilft uns bei den Einkäufen und bestellt für den nächsten Tag ein Tragpferd samt Treiber. Wir packen sorgfältig und verlassen am 26. September zu fünft den Ort. Bei kinderreichen Hirten, die in einer Steinhöhle hausen und uns freundlich saure Milch anbieten, rasten wir. Der Gaul geht sehr langsam und hinkt später sogar etwas. Ich selbst bin weit voraus, dort, wo zwischen den gelben Disteln und Dornen gewaltige rote Lavablöcke liegen, und suche einen Platz für das Biwak. Am späten Nachmittag muß ich dann zu einer Steinhütte, die weit unter mir liegt, zurückkehren. Ich erfahre, daß das Pferd vollkommen versagt hat und samt dem Treiber mit allen entbehrlichen Stücken zurückgeschickt worden ist. Die Kameraden haben sich inzwischen den Magen mit Pfannkuchen gefüllt und den Ort gipfelwärts verlassen. Ich setze in aller Ruhe den Kocher wieder in Gang und bereite für mich selbst riesige Mengen von diesen gelben Fladen. Gegen 19 Uhr breche auch ich wieder auf und steige, mich mehr links auf einer Rippe haltend, die von Südwesten zum Berg zieht, auf. Es ist bereits finster, doch bald kommt der Mond und in dessen Schein klimme ich noch ein gutes Stück höher. In 4000 m Höhe krieche ich bei den letzten Gräsern in den Schlaf- und Biwaksack und über mir den klaren Sternenhimmel schlafe ich ein.

Malia, Schmied und Bast dagegen biwakierten an einer ungeschützten Stelle in 4500 m Höhe. Am 27. September stiegen sie auf einer Rippe aufwärts zum Schwefelgeröll des Gipfels. Um 11.30 Uhr erreichten sie bei eiskaltem, heftigem Wind den Gipfel und stiegen eine Stunde später ab. Nach kurzer Rast auf dem alten Biwakplatz zogen sie rasch zur Steinhütte in den Weideflächen. Sie kochten Suppe und Tee, und es war 21.30 Uhr, als Malia die brennende Lampe zur Orientierung für mich herausstellte.

Gut ausgeschlafen breche ich erst gegen 7 Uhr auf. Der grüne Schlafsack liegt, mit Steinen beschwert, quer über dem Felsen, unter dem ich schlief, und ist noch lange von oben zu sehen. An diesem hellen Morgen erscheint der Gipfel täuschend nahe, während ich über das lockere Gestein dieses endlosen Weges keuchend hinaufsteige: rechts und links von meiner Rippe zwei Gletscher mit zackigen, von der Sonnenhitze zusammengeschmolzenen Eisblöcken. Endlich verläuft die Rippe mit ihrem roten Gestein in dem grellgelben Schwefel. Hier sehe ich rechts die Kameraden im Abstieg. Nur kleine verharschte Schneeflächen sind zu queren, dann steige ich wieder eine längere Strecke auf dem Schwefelgestein zum Gipfel. Durch den eiskalten Wind wird der Schwefelgeruch vermindert. Aus einem mit größeren Schwefelblöcken besetzten Kraterrand besteht der Gipfel. Der Kratersee in der Mitte ist zugefroren und zum Teil mit Büßerschnee bedeckt. Der höchste Punkt ist der an der Südseite des Randes stehende Felsblock. Im Norden, tief unter mir, ist das Kaspische Meer zu vermuten. Eine dichte Wolkenschicht, die sich im Norden im Dunst verliert, bedeckt es. Im Osten ragen nur wenige Berge aus dieser

Internationale Himalayaexpedition 1955: Kangtega und Tamserku von Nordwesten — Aufn.: E. Senn, Innsbruck



Internationale Himalayaexpedition 1955: Everest, Lhotse und Nuptse von Westen — Aufn.: E. Senn, Innsbruck

Deutsche Nepalexpedition 1955: Links Annapurna II, rechts Annapurna IV

Aufn.: DHS, München

Deutsche Nepalexpedition 1955: Pisang Peak und Kang Guru vom Aufstieg zur Annapurna

Aufn.: DHS, München

Wolkendecke und im Westen ist im dunstigen Gegenlicht der Alam Kuh und der Takt i Suleyman zu erkennen. Von Süden wirbelt der Wind immer wieder weiße, wirr geformte Wolkenfetzen herauf, zwischen denen man die große, lange Kette der südlichen Elbursberge entdecken kann. Um 15.20 Uhr verlasse ich so schnell wie möglich, das Geröll hinunterrutschend, den Gipfel, denn ich muß ja noch bei Tageslicht zu meinem Schlafsack zurückfinden. Im Gegenlicht der nun tief stehenden Sonne ziehen wie silberne Adern die Quellflüsse des Harasflusses durch die Landschaft. Um 18 Uhr bin ich endlich bei meinem Schlafsack und haste nach kurzer Rast nun mit schwererem Gepäck weiter hinunter. Da markante Punkte fehlen, ist es schwierig, in den Dornen und Disteln den Weg zur Steinhütte zu finden. Es sind 1000 m Höhenunterschied zu überwinden, und als die Dämmerung einbricht und später zwar der Mond scheint, aber vom Tal herauf Wolken ziehen, gebe ich den Abstieg um 21.30 Uhr auf. An einer sandigen Stelle bereite ich das zweite Biwak. Vor dem Einschlafen sehe ich weit unter mir ein einsames Licht. Es ist die von Malia herausgestellte Lampe; sie brannte noch, als ich am nächsten Tag bei der Steinhütte ankam. Alle Lebensmittelvorräte werden nun verkocht. Trotzdem muß jeder einen sehr schweren Rucksack bei glühender Hitze zurück nach Renäh tragen. Am Abend dieses Tages besuchen wir die heißen Schwefelquellen in einem der Bergdörfer am Osthang des Demavend. Vom Kaspischen Meer her drücken durch die Felsschluchten Wolken herein. Diese hüllen auch am nächsten Tag, dem 29. September, den Berg ein, als wir die Höhlenwohnungen in den Sandsteinfelsen am Fluß besuchen. Dann geht die Fahrt auf demselben Wege, den wir gekommen, zurück nach Teheran.

Wir unternehmen noch einen Ausflug mit einem persischen Omnibus. Den ganzen Tag war der Wagen durch die größtenteils wüstenartige Landschaft unterwegs. In der ehemaligen Hauptstadt Isfahan bewundern wir den großen Bazar, die gewaltige Königsmoschee und stehen, unsere bärtigen Köpfe schüttelnd, vor einem verirrten Hitlerbild.

Ich habe auf Grund von Aussagen einiger Bergsteigerklubmitglieder eine kleine Marschskizze für die Gruppe des Takt i Suleyman gezeichnet. Mit der recht oberflächlichen Skizze wollen wir in dieses Gebiet von Norden her über Marsanabad und Rudbarak eindringen. In 2500 m Höhe überqueren wir die Wasserscheide zum Kaspischen Meer hin. Ein Auto begegnet uns, auf dessen Dach ein erlegter Bär festgebunden ist. Die Gegend ist von großen Wäldern durchzogen. Man spürt deutlich den Einfluß der feuchten Meeresluft. Am Morgen des 7. Oktober kommen wir nach Rudbarak. Über die weiten, gelben Buchen- und Eichenwälder ragen die zwei gewaltigen Massive des Alam Kuh und des Takt i Suleyman. Ein wild rauschender Bergbach mit klarem Wasser zieht durch das Dorf mit seinen aus Holzstämmen zusammengefügten Häusern. Der ganze Talkessel ist fruchtbar und bebaut. Da Malia und Schmied krank sind, verlassen Rast und ich um 10 Uhr den Ort. Wir eilen so schnell es die Rucksäcke zulassen — wir haben nur die Biwakausrüstung mit — durch das romantische Tal, immer nach der von mir gefertigten Marschskizze. Wolken hüllen bald die mit Neuschnee bedeckten, noch weit hinten im Tal liegenden Berge ein. Bei dem Punkte Wandarbon zweigen wir in ein rechtes Seitental ab und gelangen am rechten Ufer des gewaltigen Bergbaches zu einer Alm. Im Dämmerlicht steigen wir weiter, auf einem steilen, ausgesetzten und schwer zu findenden Pfad durch enge Schluchten, dann über abschüssige Grashänge, bis sich über uns die Geröllmassen einer Moräne zeigen. Wir haben neun Stunden Marsch hinter uns, und mit der Finsterheit beginnt es heftig zu regnen und zu graupeln. An einem der großen Steinblöcke bauen wir Windschutzwände und biwakieren. Als sich gegen 6 Uhr die erste Helligkeit ins Mondlicht mischt, wickeln wir uns aus unseren Schlafsäcken und eilen weiter am Bach entlang aufwärts. Nebel zieht von Norden das Tal herein, und es wird erst klar, als wir am Rande der Moräne des von Südosten heranziehenden Gletschers stehen. In westlicher Richtung ragt der 5000 m hohe Takt i Suleyman — der Thron des Sultans — empor. Er zieht mit einem Grat nach Südosten; an dessen Ende erhebt sich noch ein kleiner Gipfel, den wir 4500 m hoch schätzen. Der Gletscher, auf dessen Moräne wir stehen, verläuft in einer Kurve zuerst nach Süden und dann nach Westen. Er wird

links durch einen langen Höhenzug begrenzt, der dann bereits hinter der Biegung den Alam Kuh (5200 m) bildet. Letzterer ist durch den östlichsten Ausläufer des Takt i Suleyman unserem Blick verdeckt. Bald verhüllen Wolken diese gewaltigen Berge. Manchmal, wenn sich das Grau etwas hebt und die Sonne durchbricht, leuchtet das Rot der Felszonen und das Weiß der Hängegletscher am Takt i Suleyman auf. Uns bleibt nichts anderes übrig, als uns für jenen Berg zu entscheiden, der östlich von uns als letzter hoher Gipfel im langen, vom Alam Kuh herüberziehenden Bergkamm steht und uns nahe erscheint. Es besteht die Möglichkeit, daß es sich hierbei um den sogenannten Tapesevit handelt. Wir schätzen ihn 4500 m hoch, müssen aber später feststellen, daß wir nur vorspringende Grattürme sahen, von denen es noch sehr weit zum Gipfel ist. Über die gewaltigen, schneebedeckten Blöcke steigen wir zu dem Punkt, wo aus der Moräne der Westgrat herauswächst und sich mit seinem morschen Gestein zum Gipfel aufschwingt. Bei ständigem Schneefall klettern wir die leichten Felsen hinauf und sind wieder einmal froh, daß dadurch die müden Beine etwas entlastet werden. Es kommen Stellen mit blankem Eis, die man vorsichtig überklettern muß, dann poltern wieder Schuttmassen unter unseren Füßen in die Tiefe. In dem Grau der Wolken stehen immer wieder Grattürme vor uns, die den Gipfel vortäuschen und uns langsam zur Verzweiflung bringen. Wir umgehen sie größtenteils links. Erst um 13.30 Uhr klettern wir das letzte Stück zum Gipfel hinauf. Da beginnen plötzlich unsere Haare zu knistern, die Kopfhaut spannt sich und die Pickel summen. Schneeflocken klatschen uns in die Gesichter, und so dauert die Gipfelrast in etwa 5000 m Höhe nur knapp fünf Minuten. Im Steinhaufen auf dem Gipfel, in dem eine Holzrute steckt, finden wir ein Buch mit einigen Eintragungen, leider alle in iranischer Schrift. Ich nehme mir noch etwas Zeit und zeichne mit klammen Fingern die Schriftzeichen auf der ersten Seite nach. Die Sicht ist vollkommen behindert, und so rutschen und poltern wir bald wieder durch eine steile Geröllrinne, die über ungefähr 1000 Höhenmeter vom Gipfel bis zum Gletscher führt, hinunter. Unten auf der Moräne finde ich einen aus Steinen zusammengefügten Rastplatz. Als wir über den Moränenrand zu unserem Biwakplatz absteigen, setzt heftiger Regen ein. Die Biwaksäcke umgehängt, wanken wir durch die feuchten, steilen Grashänge und die Schluchten hinunter nach Baril. Der Himmel reißt auf und wölbt sich in leuchtendem Blau, von grellroten Federwolken durchzogen, über den schwarzen Felsformen rechts und links der Schlucht. Schon kommt die Nacht. In der Dunkelheit versuchen wir den großen Bach zu überschreiten, aber es ist hoffnungslos, einen Übergang durch dieses eiskalte rauschende Wasser zu finden. So beziehen wir unser zweites Biwak. In den Morgenstunden des 9. Oktober laufen wir noch lange zwischen den gewaltigen Blöcken umher, bis es uns gelingt, den reißenden Bach zu überschreiten, ohne hineinzufallen. Die Nebel haben sich verzogen. Freundliche Hirten, die aber alle bewaffnet sind, begegnen uns, und bei einem alten Köhler, der uns alles abbetteln will, kochen wir. Jener Mann braucht für seine zwei halbnackt herumlaufenden Kinder Kleidungsstücke, und so geben wir ihm zwei persische Wimpel. Bergsteigergruppen, die nach uns dieses wilde Tal durchziehen, werden wohl sehr darüber staunen, wenn zwei kleine Buben mit grün-weiß-rot gestreiften Hosenböden, auf denen der silberne Löwe mit der aufgehenden Sonne und dem Krummschwert prangt, umherlaufen. Da es sich wieder bewölkt, verlassen wir am Nachmittag dieses Tages Rudbarak mit unserem Auto. Wir kommen gut die noch trockene Straße hinunter nach Marsanabad und weiter auf der Hauptstraße nach Schalus, in die subtropische Gegend am Kaspischen Meer. Während der folgenden Regennacht steht unser Zelt in einer Düne am Kaspischen Meer. In nächster Nähe rauscht die Brandung, und der Herbststurm schiebt gewaltige Wellen gegen den Strand. Ein ganzes Heer kleiner Laubfrösche ist, durch das Licht angelockt, in unsere Zelte eingedrungen und springt ungeniert zwischen Tagebüchern und Kochtöpfen umher.

Die Fahrt führt weiter am stürmischen Meer entlang über Resht, durch das Tal des Sefied Rud, über Kazwin und Hamadan nach Kermanschah. Wieder das übliche Bild der Bazare, der Metzger, die ihr Fleisch vom Boden der Straße weg in altem Zeitungs-

papier verkaufen, und der vielen Silberschmiede und Schuhmacher. Um während der großen Regenzeit nicht den Landweg durch die Türkei benützen zu müssen, wählen wir für die Heimfahrt die Strecke über das mitten in der Steppe gelegene Bagdad mit einem kurzen Abstecher nach Jerusalem und Bethlehem nach Damaskus und von da über die hohen Berge des Libanon nach Beirut. Unser treues Auto wird auf die TSS „Achilleus" verladen, und als Zwischendeckpassagiere, jedoch mit Benzinkochern ausgerüstet, kommen wir auf dem Seewege über Port Said, Alexandria, Piräus nach Brindisi. Von hier fahren wir auf den guten italienischen Straßen über Ravenna und Venedig in das Herz der Dolomiten, nach Cortina. Herrliches Wetter hat sich eingestellt. Über den herbstlichen Wäldern stehen die überzuckerten Dolomitengipfel. In den Abendstunden des 9. November erreichen wir München, gerade als die Sonne im hügeligen Voralpenland mit seinen freundlichen Zwiebeltürmen untergeht.

Das Stodertal und seine Berge

Zum 50jährigen Bestand des Prielschutzhauses

Von Sepp Wallner

Das Tote Gebirge

Das Tote Gebirge zählt als Plateaugebirge zu den bedeutendsten Massenerhebungen der Nördlichen Kalkalpen, ja es steht hinsichtlich Ausdehnung dem gewaltigen Dachsteinstock nicht nach. Seinen Namen hat es wegen der todesstarren, verkarsteten, oft von zahlreichen Dolinen zerrissenen, unabsehbaren Weiten und Einöden der gewaltigen Hochfläche erhalten. Es ist aus Kalken der Triasformation (Unterlagen: Werfener Schichten, Hauptdolomit, Muschel- und Korallenkalk; Auflagen: Dachsteinkalk) gebildet. Im Aussee Talbecken tritt u. a. auch noch Juragestein auf.

Die Prielgruppe (2514 m), am nordöstlichen Plateaurand gelegen, bildet den Hauptstock des Toten Gebirges. Steile Abstürze fallen von ihren Erhebungen besonders nach Norden in waldvolle, dünnbesiedelte Täler nieder. Gegen Osten stürzt das Plateau in das Stodertal ab, während gegen Süden und Westen ein stufenweises Absinken zu den lieblichen Seegestaden und Niederungen des Ausseer Beckens und des Trauntales bei Goisern und Bad Ischl überleitet. Gletscher finden sich im Toten Gebirge nicht mehr, doch sind in höheren Lagen größere und kleinere Schneefelder anzutreffen. Das große Schneefeld im Kühkar am Großen Priel wurde oftmals als „nördlichste und östlichste Vergletscherung der Alpen" angesprochen. Dieses Firnfeld ist aber in den letzten Jahrzehnten ebenfalls sehr eingeschrumpft und verbleibt nach schneearmen Wintern oft nur mehr ein Drittel seines früheren Umfanges.

Die Umgrenzung des Toten Gebirges verläuft wie folgt: Pyhrnpaß—Windischgarsten—St. Pankraz—Dirnbach—Haslau—Bernerau—Ödenseen—Hetzau—Weißeneckbach—Offensee—Trauntal—Bad Ischl—Goisern—Pötschenpaß—Aussee—Mitterndorf—Klachau—Irdning—Liezen—Pyhrnpaß. Als Untergruppen (auch Vorlagerungen) wären folgende zu nennen: Die Wildenkogel-(Schönberg-)gruppe mit 2094 m bei Bad Ischl, der Sandling (1717 m) bei Goisern, der Lawinenstein (Lopern, 1961 m), also die Vorlagerung der Tauplitzhochfläche bei Klachau, und östlich des Salzsteigjoches die Warscheneckgruppe (2386 m) mit dem Angerplateau. Das Tote Gebirge wird von der Landesgrenze Oberösterreich-Steiermark durchquert, und zwar geht diese vom Pötschenpaß über den Sandling zum Wildenkogel oder Schönberg — wie ihn die Ausseer nennen —, sodann am Nordrand des Plateaus entlang zum Rotgschirr, nun durch das Plateau über den Feuertalberg, entlang der westlichen Randberge des Stodertales zum Salzsteigjoch. Von hier verfolgt die Grenze den Kammverlauf über das Hirscheck zum Hochmölbing und Roßarsch (knapp vor dem Warscheneck) und sinkt dann über das Kühfeld ab zum Pyhrnpaß. Jedes der beiden Bundesländer hat reichlichen Anteil an den Schönheiten dieses mächtigen Gebirgsstockes.

Die Zugänge vermitteln die Bahnlinien Attnang-Puchheim—Stainach-Irdning (Salzkammergutbahn), Linz—Selztal (Pyhrnbahn), Steyr—Klaus (Steyrtalbahn) und Wels—Grünau (Almtalbahn). Entlang dieser Eisenbahnlinien führen auch Autostraßen in und um das Tote Gebirge; hier sei besonders erinnert an die Straße zum Almsee und Almtaler Haus, an die Straße zum Offensee, an die Straße Bad Ischl—Rettenbachalm—Blaa-Alm—Altaussee (noch nicht voll ausgebaut!), an die Pötschenstraße, an die Straße nach Gößl am Grundlsee, an die Pyhrnstraße, an die Straße Windischgarsten—Gleinker-

see und schließlich an die Stodertalstraße. Die meisten Talorte und auch einige Alpenvereinshütten sind Berg- und Schiführerstandorte. Die normalen Gipfelwege und Übergänge bieten keine besonderen Schwierigkeiten, sie sind auch zumeist mit Wegzeichen versehen. Bei Einfall von Nebel besteht für den ungeübten Wanderer auf der weiten Hochfläche allerdings die Gefahr des Verirrens.

Den Bergsteiger und Wanderer erwarten, mag er sich von welcher Seite auch immer nähern, wundervolle Landschaftsbilder. Sie sind oft lieblich und gewaltig zugleich. Vor allem ergreift die ernste Größe des Hochplateaus. Aber diese gewaltige Öde findet durch die vorgelagerten grünen Almen, den wildreichen Gürtel des Bergwaldes und die eingestreuten Hochseen liebliche Umrahmung und freundliche Auflockerung. Und oftmals erblüht sogar in der Steinwüste oben farbenprächtig eine Blume der reichhaltigen Flora. Sind die weiten Hochflächen, die Buckel und Mugel das Ziel für den einsamkeitsliebenden Wanderer und hochalpinen Skiläufer, so bieten die steilen Randberge dem Kletterer herrliche Führen aller sechs Grade. Die östliche Warscheneckgruppe mit dem 2386 m hohen Warscheneck hat besonders als Wander- und Schigebiet Geltung.

Das Stodertal ...

Im Süden meines schönen Heimatlandes Oberösterreich liegt ein herrliches Tal zwischen mächtigen Bergen — das Stodertal. Wenn der Bergsteiger bei Steyrbruck-Dirnbach (Abzweigung der Stodertalstraße von der Pyhrnstraße nächst dem Bahnhof „Hinterstoder" der Pyhrnbahn) zwischen Weißenberg und Tamberg das Stodertal betritt, steht zunächst der Kleine Priel mit seinen mächtigen Abstürzen sozusagen als Torwart am Eingang zu diesem Bergtale vor ihm. Dort, wo sich das Tal weitet, schauen von Süden die kalkbleichen Gipfel und Kämme des Warscheneck herab zu den lieblichen Niederungen von Wald und Wiesen. Lange hat der Wanderer oder Autofahrer diesen Bergzug vor Augen. Linker Hand, also südlich, mündet zwischen Schrattentalerbrücke (Schramtalbrücke) und Sagmeisterbrücke die von Vorderstoder herabziehende, sonnige und fruchtbare Hinter Tambergau. Dann engen der Kleine Priel und der Steyrsberg nochmals das Tal, wildrauschend sucht der eingezwängte Bergfluß seinen Weg und stürzt mit Brausen etwa 15 m tief in die „Strumboding". Ein Steig leitet zum Wasserfall nieder. Wenn nun die Enge des „Struben" durchschritten ist, bietet sich ein gar freundliches Bild. Von links her kommt die Straße von Vorderstoder und mündet der Loigesbach (auch Luigersbach), der im Schafferteich bei Vorderstoder seinen Ursprung hat, in den Talfluß. Das Tal weitet sich plötzlich und in dieser freundlichen, grünen Weite liegen die Höfe, Häuschen und Villen von Hinterstoder (585 m) rings verstreut, klettern an den Hängen hoch oder verstecken sich in reizvollen Nebentälern und Gräben. Nur um die kleine, 1787 durch den Propst Grundtner des Stiftes Spital am Pyhrn erbaute Kirche besteht eine größere Häusergruppe, darunter Gemeindehaus, Postamt und Schule. Hinterstoder wird in alten Karten und Urkunden Innerstoder genannt, dies ist also der historische und damit eigentlich richtige Name dieser Talschaft.

Die Stodertalstraße zieht von der Kirche weiter in den „Hinterberg" (Ortsbezeichnung für das hintere Stodertal) zum Bauernhaus „Prentner" bzw. zur bekannten Hotel-Pension „Dietlgut" am Fuße der Hochkastengruppe. Ein Karrenweg führt nun vom Prentner weiter zum Baumschlagerreit und der sogenannte „Salzsteig" leitet zuletzt über einen mächtigen Bergsturz zur Jagdhütte (1059 m) im hintersten Talschluß. In dieser Gegend stand einst die Poppenalm, die — wie die Obere Nickeralm — im Jahre 1886 durch eine Lawine zerstört wurde. Vom Eingang bei Steyrbruck-Dirnbach bis zum Salzsteigjoch hat das Stodertal eine Länge von ungefähr 20 km. Es verläuft von Nordosten nach Südwesten.

Das hellgrüne Band des Steyrflusses, der aus dem Hinterberg kommt und am Fuße des Hebenkas in der Nähe des Salzsteigjoches seinen Ursprung hat, durchschneidet die weiten Talgründe. Er bildet die Grenze zwischen dem eigentlichen Toten Gebirge und

der östlichen Warscheneckgruppe. Tiefe Nebentäler mit prachtvollen Talschlüssen, so die Polsterlucke mit der „Krummen Steyr", die Dietlhölle mit dem Ostrawitzbach, das wilde Weißenbachtal gegen die Mölbinggruppe und das Loigestal gegen Vorderstoder (nicht zu verwechseln mit dem Hochtal Loigistal am Warscheneck!) sind in den Kalkstock des Gebirges eingesprengt und aus ihnen strömen und rieseln neben anderen zahlreichen Bächen und Rinnsalen die kristallklaren Wasser dem Hauptfluß des Tales, der Steyr, zu.

Ein gewaltiger Bergkranz rahmt die Tallandschaft ein. Vom Kleinen Priel (2134 m) im Norden verläuft der Kamm über Schwarzkogel, Anglmauer und Teufelsmauer zum Großen Priel (2514 m) und Brotfall. Nach dem tiefen Einschnitt der Klinserscharte strebt der kühne Bau der Spitzmauer (2446 m) empor. Das spitze Horn des Ostrawitz (1850 m) — mit seinem Namen ein Zeuge einst slawischer Besiedlung — springt ins Tal vor, dahinter entfaltet sich die Hochkastengruppe mit dem Brandleck und dem Hebenkas. Nun zieht der Bergkamm, dem Betrachter zunächst unsichtbar, südwärts über den Mitterberg, Kraxenberg, die beiden Brieglersberge zum Grubstein (Krugstein) und Salzsteigjoch. Der südöstliche Begrenzungskamm des Stodertales vom Eisenberg (im Steirischen Almkogel genannt) über das Hirscheck zum Türkenkarkopf (Scheiben), Schönberg, Hochmölbing (2332 m), Schrocken, Pyhrnerkampl, Mitterberg und Warscheneck (2386 m) bleibt für den Talwanderer ebenfalls unsichtbar, da er ja durch die vorgelagerten grünen Höhen der Huttererböden, durch Höß und Wildalm verdeckt wird.

Dem Talboden entragen der bereits eingangs genannte Tamberg (1513 m), der sich zwischen Dirnbach, St. Pankraz, Vorderstoder und Hinter-Tambergau hinlagert und so das Stodertal gegen Osten abriegelt; der Steyrsberg (1011 m) und der Poppenberg (853 m); der Ottlberg (1338 m), der am Eingang zur Polsterlucke steht und teilweise die Sicht auf die Prielgruppe beschränkt, und der Klinserkogel (791 m), ebenfalls am Eingang zur Polsterlucke.

Der berühmte Alpenkenner und Bergsteiger Anton von Ruthner hat schon vor mehr als zwei Menschenalter das Stodertal als „das schönste Kalkalpental" bezeichnet. Der große Alpenmaler E. T. Compton war mehr als ein dutzendmal zu längerem Aufenthalt in Hinterstoder und hat Tal und Gebirge in vielen seiner einzigartigen Meisterwerke verherrlicht. Auch andere haben in begeisterten Worten die prachtvollen Naturbilder des Stodertales gepriesen, so Vater Gottfried Hauenschild, Karl Krahl und Josef Angerhofer, um nur einige zu nennen. Selten hat auch die Natur einem Erdenfleck so viel Schönheit geschenkt wie diesem. Diese Schönheit begründet sich im Gegensätzlichen, im bunten Wechsel der Bilder. Graue Felswände, schneeige Berge, umschlossen von dunklen Wäldern, lichtgrüne Talböden mit kristallklaren Bächen und einsamen Gehöften. Am Eingang zur Polsterlucke liegt die grün-klare Wasserfläche des von der Krummen Steyr durchflossenen Schieder-weihers. In ihr spiegeln sich die schneeverzierten Berge der Prielgruppe, Spitzmauer, Brotfall und Großer Priel. Ein wunderbares Bild, ein Glanzpunkt der Alpen!

Die Besiedlungsgeschichte des Stodertales greift bis in das 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Stoder (stoduro, studor = steiniger Boden) hat höchstwahrscheinlich von den alten slawischen Siedlern seinen Namen erhalten, die in dem genannten Jahrhundert — vor den ins Theiß- und Donauland eindringenden Avaren fliehend — aus dem Osten und Süden einwanderten. Nach teilweiser Vertreibung der Slawen im 7. Jahrhundert haben sich Bajuwaren niedergelassen und hat von da an das deutsche Element die Oberhand gewonnen. Die Gründung des Stiftes Kremsmünster durch den Bayernherzog Tassilo II. im Jahre 777 hatte besonderen Einfluß in dieser Hinsicht. Heute erinnern nur mehr Berg- und Flurnamen an die Anwesenheit der Slawen wie z. B. Ostrawitz (ostru = spitz, steil), Priel (priela = Steinmasse oder predel = Grenze/Scheidewand?), dann Sneslitz, Tauplitz, Kumitz, Glanitz usw. Vereinzelt mögen auch Kelten, als Liebhaber und Freunde der Berge bekannt, im Stodertal einstmals gesiedelt haben. Die Namen Pyhrn, Pyhrnerkampl, Elm usw. gehen auf keltischen Ursprung zurück und Funde haben diese Annahme längst bestätigt.

Die Bewohner des Stodertales betreiben auf ihren Bergbauernhöfen die Land- und Forstwirtschaft, und zwar im geringeren Umfang Ackerbau, vor allem aber Viehzucht und Almwirtschaft und Waldarbeit. Ein bedeutender Teil der Höfe und Wälder sind heute Herrschaftsbesitz und werden als landwirtschaftliche Pachtbetriebe geführt. Viele Almen in diesem Bereich sind aus Jagdgründen aufgelassen und verfallen. Im Stodertal begegnet uns der Haufen- oder Streuhof, wie er im gesamten oberösterreichischen Steyrtal und Ennstal üblich ist, Wohnhaus, Stall und Stadl, Holzhütte und Kasten (Getreidespeicher). Im Hofraum rauscht ein Rohrbrunnen. Die Häuser sind aus Stein gemauert, die Wirtschaftsgebäude meist aus Holz erstellt und alle tragen Schindeldachung, die allerdings nun auch mehr und mehr von Ziegel und Eternit abgelöst wird. Bis vor einigen Jahren traf man sogar noch ab und zu offene Feuerstellen. Zum Bauernhaus gehört auch oftmals ein Reit (Reit, früher Reut geschrieben, von reuten = roden oder ausrotten, also gereuteter Platz; Halb- oder Niederalm) und eine Almhütte. Dann gibt es die Hütte (Kleinbauer ohne Zugvieh) und die Haarstube (seit Auflassung des Flachsbaues das Inwohnerhäuschen). Eine einfache, aber fettreiche Kost, und zwar der „Sterz" und die „Schottsuppe" als Lokalgerichte, gibt Kraft für die schwere Arbeit in Feld, Wald und Alm. Die Bekleidung bestand wenigstens bisher nach altem Brauch einfach und zweckmäßig aus Loden und Leinen und den Wildlederhosen. Das grüne Tuch und die Hirschhornknöpfe werden gerne zur Verzierung verwendet. Grüne Wadenstutzen und kräftige Berg- oder Halbschuhe, zwiegenäht, bilden die Fußbekleidung. Am schwarzen Hut mit grüner Schnur wird meist der Gemsbart getragen. Frauen und Mädchen kleidet wie in allen unseren österreichischen und bayrischen Alpentälern das schmucke „Dirndl". Leider findet auch im Stodertal das übliche Modezivil aus unseren Städten immer mehr Eingang und Verwendung.

Die alten Volksbräuche haben sich noch stark und zahlreich erhalten, so z. B. beim Auf- und Abtrieb von der Alm, bei Hochzeit und Begräbnis, zur Weihnachtszeit usw. Das sangeslustige Völklein des Stodertales hütet einen reichen Liederschatz, darunter ganz alte zwei- und mehrstimmige Jodler. Unmittelbar an der Grenze zwischen Oberösterreich und Steiermark gelegen, überschneiden sich hier manche Volksbräuche in reizvoller Weise; so finden wir auf dem Tanzboden nicht nur den Landlertanz aus der Mitte des Landes Oberösterreich, sondern auch den dem Bergvolke nach Wesen und Temperament so richtig auf den Leib geschriebenen Steirertanz aus der benachbarten Grünen Mark als zwei gleichermaßen bekannte und geübte Volkstänze. Zahlreiche Sagen, darunter auch mehrere Teufelssagen, sind im Stodertal bekannt. Die Mundart der Talbewohner hat ebenfalls einen leisen Anklang an das Steirische und ist durch eigene Redewendungen und Wortbegriffe besonders gekennzeichnet.

Die Gemeinde Hinterstoder umfaßt rund 15.000 ha Bodenfläche, zählt derzeit 1100 Einwohner und 252 Wohnhäuser, Gasthöfe und Pensionen. Ihr Gebiet deckt sich ungefähr mit dem eigentlichen Stodertal; von der Gemeindegrenze bei der Kniewasmühle (Labergermühle) am Vorderen Weißenbach bis zur Gemeinde- und Landesgrenze am Salzsteigjoch kann es in sieben bis acht Stunden durchwandert werden. Hinterstoder liegt im Gerichtsbezirk Windischgarsten, Verwaltungsbezirk Kirchdorf an der Krems, Bundesland Oberösterreich. Die Zureise erfolgt mit der Pyhrnbahn Linz—Selzthal bis zur Station „Hinterstoder" und von dort mit Autobus des Kraftwagendienstes der Österreichischen Bundesbahnen. Das Stodertal ist unerschöpflich an bequemen Tal- und Waldspaziergängen, an ungefährlichen Wegen in stille Talgründe, auf heimliche Hirtenböden und schöne Aussichtspunkte, an leichten Almwanderungen und Gipfelbesteigungen auf markierten Steigen und schließlich an Kletterfahrten jeder Schwierigkeitsstufe und an hochalpinen Schifahrten in der Prielgruppe.

* * *

... und seine Berge

Den Reigen des Bergkranzes um das Stodertal eröffnet der Kleine Priel (2134 m), ihm vorgelagert wären noch der Schnablwipfl, der Karlspitz (1874 m) und die drei „Sauzähne" zu nennen, die, vom Kirchenplatz in Hinterstoder aus gesehen, genau im Norden über dem Tale stehen. Vom Gemeindehaus leitet eine rote Markierung in vier Stunden auf den Kleinen Priel, schärfere Bergsteiger wählen wohl den Nordost- oder Nordgrat bzw. die Nordwand oder den Nordpfeiler, alles Anstiege in mittlerer Schwierigkeit. Schöne Tiefblicke in die engen, waldverwachsenen Täler und unbedingte Einsamkeit lohnen dem Bergsteiger die Mühe des Anstieges.

Über den Schwarzkogel (2092 m), die Anglmauer (2127 m), die kühne Teufelsmauer (2186 m), das Kreuz (2185 m), die Arzlochscharte (2080 m) und den Nordgrat des Großen Priel zieht der Verbindungsgrat vom Kleinen zum Großen Priel. Die Begehung dieses Grates ist eine der schönsten und eindrucksvollsten Hochfahrten in den Stoderer Bergen, beansprucht aber in mittlerer Schwierigkeit vom Gipfel des Kleinen bis zu dem des Großen Priel eine Zeit von zehn Stunden. Die Gipfel in diesem Gratzug bieten, jeder für sich allein, mehr oder weniger lohnende Ziele, so z. B. die Anglmauernordwand, die Teufelsmauerostwand und die Nordwestkante des Kreuz (Schwierigkeit 6). Zwei Übergänge müssen in diesem Gratzug angeführt werden; einmal die Krapfenscharte zwischen Anglmauer und Teufelsmauer, die einen allerdings mühsamen Übergang in die Haslau und Bernerau vermittelt, und dann die Arzlochscharte (2080 m) zwischen Kreuz und Großem Priel, ein alter Übergang vom Stodertal in die Hetzau (Almtal). Das ganze Gebiet ist streng gehütetes Jagdrevier, die meisten Almen sind verfallen oder nicht betrieben, ruhiges Verhalten ist im Interesse eines guten Einvernehmens mit der Jagd unbedingt geboten.

Mit dem Großen Priel (2514 m) kommen wir bereits ins engste Bergfahrtengebiet des Prielschutzhauses der Sektion Touristenklub Linz des Österreichischen Alpenvereins. Von Hinterstoder führt ein bequemer und bezeichneter Steig durch die malerische Polsterlucke in drei Stunden zum Schutzhaus auf der Oberen Polsteralm am Blaskogel (1420 m) empor. Der Große Priel als höchster und daher rangerster Gipfel des Toten Gebirges erweckte natürlich sehr bald den Wunsch zur Ersteigung. Im Jahre 1817 erstieg Siegmund Graf von Engl mit den Jägern Gebrüder Riedler erstmals oder als erster Tourist den Großen Priel, vermutlich waren aber Jäger und Almer schon vorher oben. Alte Chroniken berichten auch von einer Expedition und Besteigung unter Erzherzog Ludwig von Österreich im Jahre 1819. „Größtenberg" wurde der Priel wegen seiner hohen und massigen Gestalt auch lange genannt. Sein Gipfel trägt seit 1870 ein acht Meter hohes Kreuz aus Eisen, das über Anregung des Pfarrers Dominik Kastner von Innerstoder und des Grafen Kamillo von Starhemberg aus Spenden Kaiser Franz Josephs I. und vieler Freunde des Landes Oberösterreich in Schachermayers Schlosserwerkstätte in Linz zur Anfertigung gelangte und von Ferdinand Scheck aus Linz aufgestellt wurde. Diese 2240 kg Eisen sind — wie die Inschrift am Kreuze besagt — „von den kräftigen Söhnen Vorder- und Hinterstoders" freiwillig zur Bergspitze emporgetragen worden. Ein Steiglein mit roten Wegzeichen führt vom Prielschutzhaus durch das Kühkar und über die Brotfallscharte, an der alten Schutzhöhle vorbei, zum Gipfel empor. Der unmittelbare Südgrat mit seinen Türmen, der Ostgrat, die Nordostwand und der Nordgrat bieten schöne Kletterwege. Weitere bezeichnete Anstiege und Kletterwege (Nordwand, Nordschlucht und Nordwestgrat) führen von Norden und Westen, also von der Welser und von der Pühringerhütte unserer Alpenvereinsektion Wels auf den Gipfel. Die Kletterwege verlaufen fast durchwegs in mittlerer Schwierigkeit. Die Aussicht vom Großen Priel packt vor allem durch die Wildheit der nächsten Umgebung. Über den unendlich scheinenden Karrenfeldern des Toten Gebirges ragt das Dachsteinmassiv auf. Weiterhin geht die Schau zur langen Kette der Hohen Tauern. Gegen Norden fällt der Blick nieder zu den beiden grünen Meeraugen der Ödenseen und geht über den Kasberg hinaus

auf das weite Land mit vielen Ortschaften und Kirchtürmen bis zu den dämmernden, blauen Höhen des Böhmerwaldes. Im Osten stehen die wilden Gipfel der Ennstaler Alpen und im Süden der lange Zug der Niederen Tauern. Wenn man Rax und Schneeberg, die Karawanken und das Kaisergebirge nennt, hat man ungefähr den Gesichtskreis gezogen.

Der Große Priel steigt als gewaltiges Riff aus dem Hochplateau des Toten Gebirges gegen Osten auf. An seiner Westabdachung teilen sich zwei mächtige Grate; einerseits über den Brotfall, die Spitzmauer, die Hochkastengruppe usw. als die Randberge des Stodertales, andererseits über das Almtaler Köpfl, den Schermberg, das Rotgschirr usw. den Nordabfall des Toten Gebirges gegen das Almtal hin bildend. Diese beiden Kämme schließen das gewaltige Plateau ein, das ungefähr eine Ausdehnung von 400 Quadratkilometern erreicht. Wir wollen nun im Sinne des Titels dieses Beitrages den nach Süden laufenden Kamm der Stoderer Berge verfolgen und betrachten.

Südlich der Brotfallscharte strebt der dreigipfelige Brotfall (2316 m) auf. Von der Brotfallscharte aus ist der Nordgipfel leicht und der Hauptgipfel nicht gar schwierig in ganz kurzer Zeit zu erreichen. Der Südgrat bietet eine beliebte und sehr schöne Kletterfahrt, auch die Südwand und Ostwand weisen Kletterdurchstiege auf. Die Aussicht ist durch den Großen Priel und die Spitzmauer etwas beschränkt.

Nach dem Einschnitt der Klinserscharte, die sich gegen das Plateau hin in westlicher Richtung als Hochtal fortsetzt (östliche Höhe 1680 m), strebt die Spitzmauer als formenschönster Gipfel der Gruppe mit 2446 m zur Höhe. Besonders vom Stodertal aus steht sie als kühne Felspyramide über der Polsterlucke. Ihre erste touristische Ersteigung gelang im Jahre 1858 C. Stelzer und H. Langeder mit dem alten Prielführer Haarschlager. Vom Prielschutzhaus weisen blaue Marken durch die Klinserscharte und -schlucht, die Weitgrube und den Meisenbergsattel in vier Stunden (etwas mühsam) auf ihren Gipfel. Die großzügigsten und schönsten Kletterfahrten des ganzen Gebietes finden sich in ihren Felsen. Eine Durchsteigung der Ostwand ist landschaftlich eine der schönsten Bergfahrten und mit Schwierigkeit 3 nicht übermäßig schwer. „Gruberrinne" und Nordflanke verlaufen ebenfalls in mittlerer Schwierigkeit. Der lange Südostgrat und der Nordostgrat stellen schon mehr Anforderungen an den Kletterer. Letzterer wurde von Steyrer Alpenvereinskameraden in den Dreißigerjahren unmittelbar, also über den Nordostvorbau, in mehreren Wegen direkt erstiegen. Ebenso haben an der Nordseite junge Steyrer Bergsteiger neue Durchstiege eröffnet; neben dem „Rößnerweg" (Schwierigkeit 5) gibt es nun einen „Steyrerweg" (5) durch die Nordwand, einen Anstieg über den Nordpfeiler (6) und eine Führe durch die Nordwestwand (5). Auch über den linken Ostwandpfeiler führt ein Kletterweg (6) zum stolzen Gipfel der Spitzmauer empor. Im Südwesten schmiegt sich die kleine Felspyramide des Meisenberges (2120 m) eng an den Bau der Spitzmauer an, sein Gipfel ist vom Meisenbergsattel leicht zu erreichen.

Zu Füßen der Spitzmauer, mit ihr durch einen Grat, den sogenannten „Hals", verbunden, steht der Ostraviz (1850 m). Sein ins Tal vorspringender Gipfel bietet einen eigenartigen, schönen Niederblick auf Stoder und ist in drei Stunden auf Jagdsteigen (bei allerdings nicht leichter Wegfindung) zu erreichen.

Von der Spitzmauer durch die Weitgrube getrennt, steht im Hintergrund der Klinserscharte (-schlucht) der Temelberg (2329 m). Von Norden führen blaue Zeichen leicht auf seinen Gipfel. Die Aussicht ist, da der Berg auf der Hochfläche liegt, eigenartig. Mit den Kletterwegen über den Südgrat, den Nordostgrat, die Ostwand und vor allem durch die Nordwand ist der Temelberg auch unter die Kletterberge zu reihen. Ein ähnlicher Plateauberg ist auch der mehrgipfelige Feuertalberg (2370 m), der abseits (südwestlich hinter dem Temelberg) und fast vergessen auf der Hochfläche liegt. Ein halbes Dutzend leichter Kletterwege leiten auf seine Gipfel, durch die Ostwand führt der „Straußweg" (5). Auch der Sonnleitstein (2241 m) gehört im Anschluß an den Feuertalberg als Plateauberg hier noch genannt. Beide sind leicht, nur sehr weit und mühsam, in fünf bis sechs Stunden vom Prielschutzhaus zu erreichen. Zum weiteren Fahrtengebiet des Priel-

schutzhauses könnte man schließlich noch Schermberg (2391 m), Almtaler Köpfl (2220 m), Pfaffenschneid und Rotgschirr (2257 m) zählen, doch kommen wir mit der Nennung dieser Ziele schon in die Fahrtengebiete von Welser- und Pühringerhütte.

Die Weitgrube zieht sich vom Westende der Klinserschlucht um die Spitzmauer herum und fällt dann über einen Rücken zur Dietlhölle ab. Während drüben an der Spitzmauer der kleine Meisenberg anschließt, setzt gegenüber der Bösenbühel und die Hochkastengruppe den Bergkranz des Stodertales fort. Das Plateau buchtet sich hier gegen Osten aus und die begrenzenden Gipfel — die vom Südostplateau meist leicht erstiegen werden können — zählen zu den höchsten Erhebungen des Toten Gebirges und überragen das Plateau so bedeutend, daß sie sogar der Landschaft des Grundlsees den Hintergrund geben und weit in das Aussseer Talbecken hinabschauen. Sie tragen daher fast alle zwei Namen. In der folgenden Abhandlung wird daher, um Irrtümer zu vermeiden, der steirische, d. h. Aussseer Name in (Klammer) beigefügt.

Vom Bösenbühel (Semmelbergrücken, 2229 m) verläuft der Kamm der Stodertaler Randberge nun wie folgt: Großer Hochkasten (Hebenkas, 2378 m), Kleiner Hochkasten (2347 m), Brandleck (Weißengries, 2295 m), Hebenkas (Großer Kraxenberg, 2284 m), Mitterberg (2219 m), Kraxenberg (2197 m), Großer Brieglersberg (2118 m), Kleiner Brieglersberg (2028 m). Zwischen Sigistal und Salzsteigjoch schieben sich dann noch Gamsspitz (2001 m) und Grubstein, auch Krugstein genannt (2018 m), ein. Alle diese Gipfel sind, wie schon angedeutet, von der Hochfläche aus meist leicht, aber weit und damit mühsam zu ersteigen. Wenn man vom Prielschutzhaus aus durch die Weitgrube und über den Bösenbühelsattel eine vollständige Überschreitung aller Gipfel im Kammverlauf durchführen will, benötigt man dazu bis zur nächsten Unterkunft auf der Tauplitzhochfläche mindestens zwölf Stunden. Einige der genannten Gipfel sind auch über das Baumschlagerreit, also vom Salzsteig aus, zu erreichen. Im Sommer wird sich kaum einmal ein Bergwanderer in diese unendliche Felsenwildnis verlieren, im Nachwinter und Frühling aber wird anläßlich einer Schidurchquerung des Toten Gebirges Prielschutzhaus —Tauplitzhaus der eine oder andere Gipfel oft erstiegen. Die Nordostwand des Großen Hochkasten weist drei Kletterwege auf, so ist der Berg manchmal das Ziel des Sommerbergsteigers. Die Flanke des Kleinen Hochkasten hingegen birgt die erschlossene Eishöhle „Eislueg am Dietlgut".

Von den weiteren Übergängen, die von Hinterstoder über das Tote Gebirge, und zwar über den vorstehend beschriebenen Teil, leiten, ist die großartige Wanderung vom Prielschutzhaus durch die Klinserscharte (-schlucht) und über den Temelbergsattel oder über den Großen Priel zur Pühringerhütte und nach Aussee zu nennen. Dieser Weg führt durch die wildeste Felseneinsamkeit der Hochfläche, vorbei an den lieblichen Elm- und Lahngangseen hinab zum Grundlsee und nach Bad Aussee. Ein weiterer Übergang führt vom Prielschutzhaus über die Brotfallscharte bzw. über den Großen Priel zum Fleischbanksattel und über die Welser Hütte und das Almtaler Haus nach Grünau im Almtal. Beide Übergänge sind mit roten Wegmarkierungen versehen und verlaufen zum Großteil auf gebahnten Steigen. Das Salzsteigjoch (1684 m) ist ein uralter Übergang zwischen Oberösterreich und Steiermark. Seinen Namen erhielt es zur Zeit der Gegenreformation; man sperrte den abtrünnigen Stöderern die Einfuhr des Salzes streng ab, um sie zu bewegen, zur alten Religion zurückzukehren, doch die Talbewohner waren nicht faul und kühne Männer schwärzten auf gefährlichem Steig über das Joch im Talschluß den wichtigen Artikel von Aussee herüber. Seit dieser Zeit spricht man vom „Salzsteig" und vom „Salzsteigjoch". In sieben bis acht Stunden kann man von der Kirche in Hinterstoder über das Salzsteigjoch, vorbei am Schwarzensee und Steyrersee zum Tauplitzhaus unserer Sektion Linz auf der Tauplitzhochfläche wandern, der Steig ist gesichert und bezeichnet.

Das Salzsteigjoch bildet auch die Grenze zwischen dem eigentlichen Toten Gebirge und der östlich davon gelegenen Warscheneckgruppe. Die Berge dieser Gruppe umschließen nun im Süden und Südosten das Tal. Der Eisenberg (steirisch Almkogel, 2122 m)

beginnt hier die Kammfortsetzung, es reihen sich an: Sneslitz (etwa 2100 m), Hochsteinscharte (1820 m), Hirscheck (2118 m), Türkenkarscharte, auch Türkenhag genannt (etwa 1800 m), Türkenkarkopf (Scheiben, 1847 m), Schönberg (2107 m), der etwas gegen Süden vorgelagerte Hochmölbing (2332 m), Kreuzspitze (2299 m), Schrockenberg (2264 m), Elm (2234 m), Pyhrner-Kampl (2196 m), Wetterlucke, Mitterberg (Torstein, 2239 m), Warscheneck (2386 m). Der Kamm steigt von Salzsteigjoch her gegen Osten zum Warscheneck auf. Nun sinken die letzten Ausläufer des Toten Gebirges ab, südlich zum Roßarsch und Angerplateau und östlich zum Rameseh (auch Echostein oder Kühfotzen, 2087 m) und „Toten Mann" (2131 m) und schließlich zur Speikwiese und zum Lanafeld. Nördlich lagern sich die Kupferspitze und der Lagelsberg (2010 m) vor, an dessen Nordabfall die Zellerhütte (Selbstversorgerhütte, 1566 m) der Sektion Touristenklub Windischgarsten des Österreichischen Alpenvereins liegt. Da die sanften Kuppen und Berge der Warscheneckgruppe verhältnismäßig leicht zu ersteigen sind, weisen sie auch keine besondere Ersteigungsgeschichte auf.

Das Warscheneck kann von Vorderstoder aus über die Zellerhütte auf markiertem Steig in fünf bis sechs Stunden unschwierig erstiegen werden. Ebenso von Roßleiten oder Windischgarsten über die Dümlerhütte und den Toten Mann. Eine hervorragende und eindrucksvolle Fahrt ist die Kammwanderung vom Hochmölbing zum Warscheneck oder umgekehrt. Die Wegführung ist rot bezeichnet, von der Dümler- oder Zellerhütte bis zur Liezener oder Hochmölbinghütte, den Stützpunkten im Osten und Westen, benötigt man sieben bis acht Stunden. Gegen Süden fällt der Blick nieder in das steirische Ennstal und im Nordwesten stehen die mächtigen Felsgestalten der Prielgruppe. Die dem Gratzug im Norden, also gegen das Stodertal hin, vorgelagerte Hochstufe der Huttererböden mit ihren vielen Almen und Bergwäldern schenkt dem bescheideneren Bergwanderer zahlreiche Wege und herrliche Ausblicke auf Tal und Gebirge. Warscheneck (Ost- und Südabfall), Kupferspitze, Rameseh und Pyhrner-Kampl-Nordwand und -Nordostgrat bieten auch dem Kletterer einige Aufgaben. Auch die Stubwieswipfelsüdwand ist hier noch zu nennen. Der Warscheneckstock hat aber auch als Schigebiet besondere Geltung.

Von den Übergängen, die aus dem Stodertal gegen Süden und Südosten über den zuletzt beschriebenen Kammverlauf führen, sind zu nennen: Die Hochsteinscharte, die Türkenkarscharte und der Schrocken. Vom Herzogreit (am Salzsteig) führt ein Alm- und Jagdsteig über die Hochsteinalm und Hochsteinscharte (1820 m) ins Grimmingbachtal und durch die „Gnanitz" hinaus nach Tauplitz und Klachau. Ein rot bezeichneter Steig leitet über das Schafferreit, die Bärenalm und die Türkenkarscharte ebenfalls ins Grimmingbachtal und weiter nach Klachau (auch zur Tauplitzhochfläche) oder über die Sumperalm zur Hochmölbing- und zur Liezener Hütte und schließlich nach Wörschach oder Liezen im steirischen Ennstal. Über die Huttererböden und den Höß (1848 m) führen am teilweise brüchigen Felsgrat des Schrocken Steigspuren auf den Schrocken- oder Schröckenberg und damit auf den Verbindungskamm Mölbing—Warscheneck. Von seiner Höhe kann beliebig nach Osten zur Zeller- oder Dümlerhütte oder nach Süden zur Hochmölbing- und Liezener Hütte abgestiegen werden.

Will man über das Stodertal als Schigebiet berichten, so muß man für den Hochwinter in erster Linie die Huttererböden, das wellige Almgebiet südöstlich von Hinterstoder nennen. Die Prielgruppe aber ist im Nachwinter und Frühjahr ein ganz hervorragendes Gebiet für Schihochtouren. Der Große Priel, der Schermberg, der Temelberg und andere Gipfel werden mit Schiern erstiegen. Die von Bergführer Hans Reischl vor einigen Jahren eröffnete Schiumfahrung des Großen Priel (Klinserschlucht — Schermberg—Welser Hütte—Arzlochscharte) mit Standpunkt Prielschutzhaus ist eine eindrucksvolle und großzügige Schibergfahrt. Einmalig aber sind die großen Schidurchquerungen der Hochfläche, und zwar Prielschutzhaus—Pühringerhütte und Prielschutzhaus—Tauplitzhaus (Tauplitzhochfläche). Diese Fahrten suchen ihresgleichen in den ganzen Alpen und sind den großen Gletscherquerungen z. B. der Ötztaler Alpen ebenbürtig.

Wollte man die Erschließer der Stoderer Berge alle aufzählen, müßte man eine lange Reihe von Namen nennen; es ist daher nur möglich, die bedeutendsten anzuführen. Von den alten Pionieren sollen Ruthner, Hauenschild, Arthur und Oskar Simony, Georg Geyer und Karl Krahl genannt werden. Als Erschließer im streng bergsteigerischen Sinne trat um die letzte Jahrhundertwende der unvergessen bleibende Linzer Bergsteiger Robert Damberger auf den Plan. Zahlreich sind seine Kletterwege in der Prielgruppe und im Toten Gebirge überhaupt. Die landschaftlich hervorragende Führe durch die Spitzmauerostwand wird immerdar ein Denkmal und damit eine Erinnerung an diese bergsteigerische Idealgestalt für unsere Jugend in den Stoderer Bergen bleiben. An der Nordseite wirkte der Welser Alpenvereinspionier Sepp Huber, der auch einen „Führer durch das Tote Gebirge" verfaßte. Die Nacherschließung, also die Lösung der letzten bergsteigerischen Aufgaben wurde von Sepp Eitzenberger aus Steyr eingeleitet. Er war es auch, der die tüchtigen Steyrer Alpenvereinsjungmannen immer wieder in die Prielgruppe brachte, denen in den Dreißigerjahren manche schwierige und schwierigste Bergfahrt gelungen ist. Valentin Strauß, der auch Anreger und Mitarbeiter an einem Führerwerk über die Prielgruppe war, hat den Hauptanteil zu dieser Nacherschließung geleistet. Er kam leider aus dem zweiten Weltkrieg nicht mehr zurück.

Dieser Überblick soll den Reichtum der Bergwelt des Stodertales bekunden; die Fülle an einmaligen Naturbildern, an beschaulichen Wegen, einsamen Karen und stolzen Gipfeln und Pfaden, die nur die Besten zu beschreiten vermögen.

50 Jahre Prielschutzhaus

Wenn man die Entstehung des Prielschutzhauses verfolgen will, so muß man die Erschließung der Prielgruppe betrachten und zum Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückgehen.

Am 29. August 1817 bestieg Siegmund Graf von Engl mit den Jägern Hans, Anton, Engelbert und Ferdinand Riedler den Großen Priel. Diese Tatsache wurde auf einer Kupfertafel festgehalten, die bis in unsere Zeit herein an einem Pflock am Gipfel, später am Gipfelkreuz angebracht war. Es war zweifellos die erste touristische Ersteigung des Großen Priel. In den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts erfolgten schon mehr Prielbesteigungen, bei denen Johann Georg Prieler vulgo „Zanthüttler" und der alte „Haarschlager" Matthias Hotz sowie Schneidermeister Langeder zumeist als Führer dienten. Bereits im Jahre 1860 wurden Matthias Hotz und Franz Forsthuber vulgo „Oberklammer" von der Behörde, dem damaligen k. u. k. Bezirksamt in Windischgarsten, mit Führerbüchern versehen und damit autorisiert.

Mit dem Volkstümlichwerden der Bergsteigerei wurde auch das Stodertal und Prielgebiet mehr und mehr bekannt, besonders durch mehrere Aufsätze aus der Feder des Wiener Hofwappenmalers Karl Krahl, der immer wieder auf die Schönheiten seines Lieblingsgebietes, der Prielgruppe, hinwies. Zu dieser Zeit wurde oftmals die natürliche Höhle unterhalb der Brotfallscharte als Schutz vor Nacht und Unwetter benützt und aufgesucht. Krahl ließ alsbald die Höhle mit Matratzen und Bänken ausstatten, ebenso eine Tür anbringen; es war damit die erste Bergsteigerunterkunft im Prielgebiet — als Vorläuferin des heutigen Prielschutzhauses — geschaffen. Man nächtigte zu dieser Zeit bei Prielbesteigungen auch vielfach im „Herrenstübl" auf der Oberen Polsteralm. Bei dem steigenden Verkehr genügten diese Unterkünfte aber nicht lange und Krahl befaßte sich nun mit dem Plan, auf der Oberen Polsteralm eine Schutzhütte zu erbauen. Er interessierte dafür, wie schon zur Einrichtung der Schutzhöhle an der Brotfallscharte, den Österreichischen Touristenklub (ÖTK) in Wien.

Die Sektion Windischgarsten des ÖTK erbaute dann unter Mitwirkung der Zentrale im Jahre 1884 eine kleine Schutzhütte, die am 18. August 1884 feierlich eröffnet und im Hinblick auf die großen Verdienste Krahls um die Erschließung des Toten Gebirges „Karl-Krahl-Schutzhaus" genannt wurde. Das eingeschossige Haus enthielt einen Damen-

und einen Herrenschlafraum und ein Gastzimmer für 15 Personen, es gehörte von 1886 bis 1904 laut Grundbuch der Sektion Windischgarsten des ÖTK.

Im Jahre 1903 wurde das Krahlhaus von der Sektion Linz des ÖTK, der heutigen Sektion Touristenklub Linz des OeAV, käuflich erworben, die seit dieser Zeit die Prielgruppe und das ganze Stodertal als ihr Arbeitsgebiet betreut. Mit der Erwerbung des Hauses wurde auch eine dringend notwendige Vergrößerung angestrebt. In den Jahren 1905/06 wurde dann an Stelle des alten Krahlhauses das neue Prielschutzhaus erbaut und am 22. Juli 1906 feierlich eröffnet und eingeweiht. Der Neubau war auch deshalb nötig geworden, weil im gleichen Jahre, also 1906, die Pyhrnbahn, die Fortsetzung der alten Kremstalbahn von Klaus bis Selzthal eröffnet wurde und dadurch, wie man richtig voraussetzte, der Touristenverkehr im Stodertal und Prielgebiet einen großen Aufschwung nahm.

Das Prielschutzhaus kann 100 Bergsteiger bequem unterbringen. Es liegt, wie schon angeführt, auf der Oberen Polsteralm (verfallen) am Blaskogel in einer Seehöhe von 1420 m und wird alljährlich vom 1. März bis 15. November und vom 20. Dezember bis 10. Jänner des neuen Jahres bewirtschaftet. Während der Sperre steht ein Winterraum mit Matratzen zur Verfügung, der mit AV-Schlüssel zugänglich ist. Während der Bewirtschaftungszeit ist das Haus auch „Meldestelle für alpine Unfälle".

Vor dem Haus lädt eine große Terrasse zur Rast. Ein prachtvoller Ausblick bietet sich von da in die umliegende Bergwelt. Knapp gegenüber steht der Ostrawitz mit seinem Verbindungsgrat zur Spitzmauer, über den die Hochkastengruppe hereinschaut. Im Osten, weit hinter den grünen Tiefen des Stodertales, stehen die kalkweißen Kuppen des Warscheneck mit dem langen Gratzug hinüber zum Hochmölbing. Diesem vorgelagert und bis hoch hinauf bewaldet die Wildalm und, durch das Rottal getrennt, Hutterer-höß und -böden. Hoch im Nordwesten und Westen, über dem weiten Kühkar, ragt der Große Priel, links schließt der zerzackte Brotfall an und, von diesem durch die Klinserscharte getrennt, steht die kühngeformte Spitzmauer.

Unzählige Bergsteiger und Wanderer, Menschen der Niederungen, hat das Haus seit seinem Bestehen beherbergt und ihnen Erhebung, Höhenglück und Lebensfreude vermittelt. So ist es allmählich 50 Jahre alt geworden. Ein gütiges Geschick möge es in den wilden Winterstürmen und wüsten Hochgewittern auf den rauhen Höhen weiterhin bewahren, zu Nutz und Frommen unserer AV-Mitglieder und aller bergfreudigen Menschen.

*

Das Stodertal liegt ganz im Herzen des Toten Gebirges, keine andere Talschaft hat so viel Anteil an diesen mächtigen Kalkbergen. Worte vermögen nur schwach all die prachtvollen Naturbilder zu beschreiben. Hinterstoder ist noch kaum von der Hast der modernen „Fremdenindustrie" berührt. Der Bergfahrer findet daher auch im Tale noch Ruhe, Besinnlichkeit und Bodenständigkeit, die er ja so sehr schätzt und sucht. Als Einladung zu einem Besuch entbiete ich einen Vierzeiler des fleißigen, sangesfrohen Volkes an den Quellen der grünen Steyr zwischen Hochpriel und Warscheneck:

„Hohe Bergn, greane Alma,
Frische Wassa, kalte Brünn,
Flinke Gamsal, scheni Bleamal
Gibts im Stodertal drin."

Schrifttum und Karten:

Angerhofer Josef: „Das Stodertal" (Linz 1906).
Angerhofer Robert: „Hinterstoder und seine Berge " (1949).
Brieger Theodor: „Pyhrnbahngebiet, Steyr- und Stodertal im Sommer und Winter" (Wels 194).
Benesch Dr. Fritz: „Aus dem Toten Gebirge" (Zeitschrift 1912).
Gatti Dr. Norbert: „Die Tauplitz im Pulverschnee" (Jahrbuch 1954).
Geyer Georg: „Das Tote Gebirge" (Jahrbuch des ÖTC IX/Wien 1878).
— „Totes Gebirge" (Zeitschrift 1887).
— „Das Tote Gebirge" (Erschließung der Ostalpen, Bd. I, Berlin 1893).
Hauenschild Gottfried: „Erinnerungen an das Warscheneck" (Jahrbuch 1866).
— „Vom Priel auf die Spitzmauer" (Jahrbuch 1868).
Huber Sepp: „Das Almtal und die Nordseite des Toten Gebirges" (Zeitschrift 1923).
— „Führer durch das Tote Gebirge" (Wien 1927, Wels 1948).
Hüttig Robert: „Winter im Toten Gebirge" (Zeitschrift 1926 und 1927).
Reinl Ing. Hans: „Schiführer durch das Salzkammergut" (Wien 1914).
Strauß Valentin und Wallner Sepp: „Kletter- und Wanderführer durch die Prielgruppe" (Linz 1947).
Wallner Sepp: „Neue Kletterwege in der Prielgruppe" (Deutsche Alpenzeitung, München 1940).
— „90 Jahre Spitzmauerfahrten — Ein Beitrag zur Erschließungsgeschichte des Toten Gebirges" (Österr. Alpenzeitung, Wien 1948).
— „Der Große Priel" („Der Bergsteiger", München 1955/56).
Wißmann Dr. Hermann v.: „Der Warscheneckstock" (Zeitschrift 1924).

Bemerkung: Es wurden nur die wichtigsten und größeren Arbeiten angeführt. Die Angaben in „Der Hochtourist", Bd. III, und „Von Hütte zu Hütte", Bd. VI, sind durch die bedeutende Nacherschließung überholt bzw. nur mehr teilweise brauchbar und gültig.

Karten: Provisorische Ausgabe der Österr. Karte 1:50.000, Blatt 97, Mitterndorf. Kartenberichtigung 1946, Nachträge 1954; Blatt 98, Liezen, einzelne Nachträge 1952; Schiwege im Toten Gebirge 1:75.000 (Blatt Liezen der österreichischen Spezialkarte 1926 bei W. Neugebauer, Linz); Touristenwanderkarte „Östliches Salzkammergut", Blatt 8, von Freytag-Berndt und Artaria, Wien.

Panorama vom Großen Priel 2514 m von Ferd. Mühlbacher (Verlag ÖTC 1884 — neu bearbeitet von Th. Brieger 1949).

Bemerkung: Wer sich mit dem Kartenmaterial des Toten Gebirges eingehend befaßt oder befassen muß, wird manche Mängel feststellen. Ich glaube, es gibt kein Gebiet in den ganzen Alpen, daß hinsichtlich einer einwandfreien Karte so stiefmütterlich behandelt ist wie das Tote Gebirge. Die laufenden Berichtigungen der Kartenverlage können eine dringend notwendige Neuaufnahme dieses Gebietes nicht ersetzen. Die Bergsteigerschaft würde mit einer neuen Toten-Gebirgs-Karte ein schönes Geschenk erhalten.

Anschrift des Verfassers: Sepp Wallner, Linz a. d. D., Freistädter Straße 15/III.

Menschen im Haindlkar

Ein Bilderbogen der Erinnerungen

Von Kurt Maix

Im August 1955 haben wir Fritz Hinterberger zu Grabe getragen. Es war kein lautes und prunkvolles Begräbnis. Auch kein richtiges Bergsteigerbegräbnis. Man sah keine Seile und Pickel, auch nicht Edelweiß und Almrausch. Niemand sprach am Grab. Jeder der Freunde hing seinen Gedanken nach, grüßte still den Toten. Die Berge waren fern. Da war nur die Stadt und die weite Ebene, über die sich ein blaßblauer Himmel spannte. Wie im Herbst. Es war aber noch nicht Herbst, sondern Sommer. Auch Fritz Hinterberger stand noch nicht im Herbst seines Lebens, sondern im späten Sommer, als ihn der Tod von der Erde nahm.

Es war ein trauriger Tag und doch auch ein versöhnlicher. Das Licht der Sonne war nicht grell, aber auch nicht wolkenverhangen und niederdrückend. Es schien mild wie eine gütige Geste, tröstend wie ein Freundeswort, das von Herzen kommt. Es war wie ein Bote der Erkenntnis, daß der Tod letzten Endes doch von einem gütigen Schicksal zu Fritz Hinterberger gesandt wurde.

Diese Erkenntnis nimmt der Gegenwart das Quälende, gibt der Erinnerung freie Bahn. Der lächelnden, frohen Erinnerung. Vor dreißig Jahren ... Im August 1925. Genau am 17. August 1925: Die Erstbesteigung der Nordwestkante der Roßkuppe im Gesäuse durch Fritz Hinterberger und Karl Sixt. Die Jugend jubelte damals, und die Alten tadelten oder schauten skeptisch in die Zukunft des Bergsteigens. Wo bleibt der Bergsteigergeist? Wenn nun auch im Gesäuse das entweihende Hämmern und das herausfordernde Singen der Mauerhaken ertönt? Götterdämmerung des Alpinismus?

Die Erstbesteigung der Roßkuppenkante hat keine Wende des Bergsteigens gebracht. Auch keine Götterdämmerung. Aber der 17. August 1925 war doch ein wichtiger Markstein. An diesem Tag wurden die „modernen Touren" des Gesäuses eröffnet. Und das Seltsame geschah: Die großen, schweren klassischen Fahrten bewahrten ihren Ruhm, ihren Wert. Wenn im alten Gesäuseführer die klassische Ödsteinkante mit V, die junge Roßkuppenkante aber mit V bis VI bezeichnet wurde, so bedeutete dieser halbe Grad die Sprengung des Althergebrachten. Der halbe Gradunterschied ist nicht geblieben. Im neuen Gesäuseführer würdigt man die Dibonaverschneidung der Ödsteinkante mit demselben Schwierigkeitsgrad wie die Roßkuppenkante: V. Die Fahrt Fritz Hinterbergers war längst selbst klassisch geworden.

Markstein und Beginn einer neuen Epoche blieb sie doch. Es war der Geist des Wilden Kaisers, der mit Fritz Hinterberger und Karl Sixt im Gesäuse seinen Einzug hielt. Der Geist Hans Dülfers, seine Technik, deren Prinzip einmal witzig so formuliert wurde: „Man geht so lang es geht — und wenn es nicht mehr geht, macht man einen Quergang und geht weiter." Es war auch der Geist jener Zeit. Das Jahr 1925 brachte viel Neues im Fels. Roli Rossi und Fritz Wießner stiegen durch die Fleischbank Südostwand. Die Orgelmauer der Civetta fiel, die Nordwand der Furchetta. Karl Sixt brachte seinen Kletterschuh mit Manchonsohle heraus, die im Nu den traditionellen Hanf verdrängte. War es bisher gefährlich, mit Hanfsohle auf nassem, glitschigem Fels zu klettern, so grinsten nun die Ritter des Manchons: „Wird's zu schwierig, dann spuck dir auf die Sohlen. Die haften wie Saugnäpfe."

Hinterberger und Sixt fuhren aus dem Kaiser ins Gesäuse. Und sie stiegen über die himmelweisende Kante, durch die ein nie beachteter Nebengipfel des Hochtorzuges erst Bedeutung erlangen sollte: Die Roßkuppe. Hinterberger und Sixt „gingen so lang es ging. Und als es nicht mehr ging, machten sie einen Quergang und gingen weiter". Und erreichten den Gipfel der Roßkuppe. Später allerdings erwies sich der Quergang als nicht mehr notwendig, nachdem die Brüder Hein durch die glatte stumpfwinklige, einige Meter hohe Verschneidung einen direkten Weg gefunden hatten. Aber das ändert nicht, daß die Roßkuppenkante die erste Fahrt im neuen Stil war. Eine großartige Fahrt, an landschaftlicher Schönheit und Wucht ebenbürtig den bedeutendsten Anstiegen der vergangenen Generation. Eine Fahrt für Meister, nicht für brillierende Virtuosen. Eine Fahrt für Bergsteiger, nicht für Akrobaten. Das erkannten auch die alten und konservativsten Vertreter der Wiener Schule und söhnten sich mit der Roßkuppenkante und ihrem revolutionären Geist aus.

Eine gefährliche Bergfahrt. Auch für die Besten gefährlich, wenn das Wetter umschlug, die Felsen verglasten und zur Schwierigkeit noch Schnee, Eis und Sturm kamen. Unter den Toten der Kante sind Namen, die in Wiens Bergsteigerwelt besten Klang hatten.

Aber immer wieder kletterten und klettern junge Menschen auf der Kante zum Gipfel der Roßkuppe empor. Fritz Kasparek war in Fritz Hinterbergers Weg so verliebt, daß er und seine Gefährten 1936 sogar im Winter über die Roßkuppenkante stiegen. Als revolutionäre Modetour begann die Geschichte der Kante. Spätere Generationen würdigten sie als eine der schönsten Touren des Gesäuses.

Man soll sich immer mit dem Geist der Menschen vertraut machen, deren Pfaden man in den Bergen folgt. Sie werden dadurch Begleiter und Gefährten der Nachfolger. Man müßte Hinterbergers Buch „Verwegenes Spiel" lesen, ehe man die Roßkuppenkante angeht. Das Schmunzeln echten Humors würde einen begleiten. Aber ich will Fritz Hinterberger keinen Nachruf schreiben, sondern nur von seiner herrlichen Tour erzählen, von der Roßkuppenkante, die wie eine lotrechte Grenze zwischen der alten und der neuen Zeit liegt.

Die alte Zeit. — Sie begann mit Heinrich Heß. Er besuchte das Gesäuse, als es noch wildes, kühnes Gamsgelände war und Jäger oder Wilderer in den Schrofen und Karen unter den Wänden umherschlichen, aber kein Tourist daran dachte, sich die Steilwände, die sich fast 1000 m über die Schutthalden erheben und 1800 m die Talsohle überragen, als Tummelplatz zu erwählen. Heinrich Heß betrat Neuland im wahrsten Sinn, unbekannt, wild, ein Ödland, so kühn, wie wir es in den Alpen nur selten wieder finden. Wer wies den Weg aus dem Ennstal auf die Gipfel von Hochtor und Planspitze?

Da war Rodlauer, Jäger und Führer. Er wurde einer der ersten Gefährten von Heinrich Heß. Man stieg 1877 über den Wasserfallweg empor, natürlich gab es weder Versicherungen noch Leitern. Rodlauer und Heß wanderten und kraxelten auch über den Peternpfad aus dem Haindlkar zur Peternscharte und weiter auf den Gipfel der talbeherrschenden Planspitze. Und Heinrich Heß war auch der erste, der Dachl und Roßkuppe betrat, als er mit seinen Freunden 1884 über den großartigen Weg von der Peternscharte bis zum Hochtor kletterte.

Kühner und verwegener sind die Gänge der jungen Generationen geworden. Aber keine sind so abenteuerlich wie jene, die Heinrich Heß gehen durfte: Jeder Schritt führte ins Ungewisse. Bei jedem Schritt öffneten sich diesem ersten Menschen, der die Tür zu dem Wunderland Gesäuse aufschloß, neue Blicke, neue Erlebnisse, neue Welten. —

Emil Zsigmondy war schon auf dem Höhepunkt seines jungen Ruhms, als er 1884 mit Otto Fischer und Louis Friedmann als erster den prächtigen Grat vom Ödstein zum Hochtor beging. Trotz seiner 23 Jahre schon ein souveräner Meister, so sicher, daß man sich einen Sturz nicht vorstellen konnte. Für ihn war der Hochtor-Ödstein-Grat ein landschaftlich hervorragender alpiner Spaziergang. Ein Jahr später wurde die Meije sein Schicksal.

Eigentlich eine billige Redensart: Die Meije wurde sein Schicksal. Das Schicksal Emil Zsigmondys war, daß er zu sicher war, seinen Gefährten zu sicher schien. Er war zwar der Verfasser und erste Urheber von „Gefahren der Alpen", aber in die Geheimnisse zweckentsprechender Seilbedienung war er noch nicht eingedrungen. Seine viel schwächeren Gefährten — sein Bruder Otto und Professor Schulz — noch weniger. Vor allem der Zustand der Seile war alles eher als mustergültig. An den Unfall Emil Zsigmondys muß ich immer denken, wenn manche Leute die Jugend kritisieren, daß sie so viel Wert auf Seilbedienung und Seilsicherung legt. Man kann mit dem Seil und seinen Verwendungsmöglichkeiten gar nicht genug vertraut sein!

Wir sind heute noch erschüttert von der Whymper-Tragödie, die keineswegs eine „Rache des Berges", sondern eine Folge der mangelnden Seilsicherung war. Wir stehen heute, 70 Jahre nach seinem Tode, noch ergriffen am Grabe Emil Zsigmondys, wir ehren ihn als einen der besten, vornehmsten, kameradschaftlichsten Männer unseres Volkes, die je zu Berg gestiegen sind. Aber aus unserem Wissen über die Möglichkeiten der Seilbedienung und Sicherung wächst die traurige Erkenntnis, daß der Tod Emil Zsigmondys an der Meije zu vermeiden gewesen wäre. Oder liegt in diesen scheinbar sinnlosen Opfern der höhere Sinn, die Nachkommenden vor dem Verderben zu bewahren? Wenn dem so ist — welch frivole Einstellung, die Taten der Alten zu belächeln oder zu ignorieren! Alle, die vor uns waren, kletterten, stürzten, Erfolge hatten oder verhängnisvolle Fehler machten, sind Lehrer und Behüter der Späteren. Es ist grausamer, selbstmörderischer Undank, wenn wir die Erinnerung an die Vorgänger — im wahrsten Sinn — nicht zu unserem Begleiter machen!

Die Erinnerung an den Hochtor-Ödstein-Grat, diese überwältigende Zackenkrone, die die Riesenmauern des Haindlkars gegen den Himmel abschließt, kann nicht ungetrübt sein. Der Grat war Schauplatz mancher Tragödien bei Wettersturz und Erschöpfung der Bergsteiger. Unvergessen die Schneesturmtragödie zu Peter und Paul 1925. Aber auch die so heitere Erinnerung an den blutjungen, unverwüstlichen Otto Laubheimer, bricht mit einem häßlichen Mißton ab, als ob eine zu stark gespannte Saite gerissen wäre — Otto Laubheimer, der 22jährige, der besser kletterte als Gustav Jahn, mit dem er die Feuermauer der Südwand der Bischofsmütze bezwang, der, was Tempo betrifft, einem Hermann Buhl glich. Einem Hermann Buhl des Jahres 1903, der den Ortler allein über den Marltgrat ersteigt, über den Hochjochgrat abklettert, über Zebru, Königsspitze, Kreilspitze, Schrötterhorn, Suldenspitze nach Santa Caterina eilt. In einem Zug.

Und am 8. September 1903 klettert Otto Laubheimer über Pichls Nordweg auf den Großen Ödstein, läuft — ja er klettert nicht, er läuft über Ödsteinkarturm, Festkogel zum Hochtor, weiter hinunter zum Dachl, Richtung Peternscharte. Und dann ist plötzlich der Stein da, der dem springenden Fuß den Halt verweigert ...

Auch Otto Laubheimer war den Gesetzen der Schwerkraft unterworfen. —

Eine Götterburg, drohend und nur dem Bergsteiger alle Arten genußvoller Kletterei verheißend, wuchtet die Planspitze über der Gesäusestraße empor. Der Wiener E. Suchanek brachte im Juli 1885 den Bergführer Daniel Inthaler ins Gesäuse. Inthaler war damals für die Wiener ein Begriff geworden. Ein sicherer, verläßlicher Bergführer, ausgezeichneter Felsgeher, in Art und Beliebtheit bei seinen Touristen sehr an die weltberühmten Vorbilder erinnernd. Wenn Inthaler nicht in Naßwald, dem kleinen Tal am Fuße der Rax, zu Hause gewesen wäre, sondern in Sexten, Schluderbach, Cortina oder Berchtesgaden, hätte er auch internationale Berühmtheit erlangt. Wenn er darauf Wert gelegt hätte ...

Eine Wand wie die Planspitzenordwand war so recht nach dem Geschmack Inthalers. Schnurgerade zieht sein Anstieg durch die große Rinne und den steilen Kamin, der knapp östlich des Gipfels mündet. Auch nach heutigen Begriffen hat Inthalers Weg noch den Schwierigkeitsgrad III.

Wenn man sich eine Anstiegsskizze der verschiedenen Routen durch die Planspitze ansieht, flimmern einem die Augen. So viel Möglichkeiten und Wege gibt es. Ein eigener

Aufsatz könnte das Kapitel Planspitze nur ungenügend behandeln. Hier kann man nur andeuten, bruchstückweise erwähnen ...

Um die Jahrhundertwende beginnt Eduard Pichls große Zeit. Natürlich wendet er sich als Wiener auch dem Gesäuse zu. Die erste und auffallendste Wand ist die Planspitzenordwand. Während der biedere Daniel Inthaler etwas phantasielos, aber kerzengerade emporsteigt und auch die Nässe des Kamins in Kauf nimmt, macht Eduard Pichl, der von Fritz Panzer begleitet ist, einen — Pichlweg. Das heißt: er sucht sich aus der Wand die leichtesten und schönsten Stellen aus, reiht sie aneinander, quert, steigt wieder an, quert wieder — fast die ganze Wandbreite — und kommt zuletzt fast auf dem Gipfel aus der Wand. Die Planspitze-Pichlführe ist ein Musterbeispiel alpiner Spürnase. Wer sich auf Pichls Weg verhaut, tut dies gründlich. Wer ihn findet, kann in mittelschwerem Fels durch eine hohe Steilwand zum Gipfel schwelgen.

Eduard Pichl war auf die moderne Art des Kletterns nicht gut zu sprechen. Er rief die „Austria-Jungmannschaft", später „Austria-Bergsteigerschaft", ins Leben, eine alpine Elitemannschaft. Diese jungen Männer sollten richtige Bergsteiger werden — aber womöglich ohne Haken. Die Autorität Pichls war sehr groß. Die Sehnsucht der Jungen aber, die Grenzen nach oben zu sprengen, war größer. Gewissermaßen ein Naturgesetz, gegen das auch Pichl nicht ankonnte. Von der Roßkuppe bis zur Dachlwand kletterten die Schüler und Schützlinge Eduard Pichls mit solcher Leidenschaft und Meisterschaft, daß der Meister selbst gute Miene zum verwegenen Spiel machen mußte. Das ist lange her. Pichl mußte erkennen, daß seine hakenschlagenden Jungen trotzdem echte Bergsteiger wurden und ganze Männer. Als er im Frühjahr 1955 hochbetagt starb, kamen die Mitglieder seiner ehemaligen Jungmannschaft aus allen Himmelsrichtungen zu seinem Begräbnis in Goisern. Jeder, der nur irgendwie abkonnte, war da. Und mochte der eine oder andere mit Pichls Ansichten seit langem durchaus nicht mehr einverstanden gewesen sein — jetzt stand er genau so in der Reihe der andern. Und wenn auch manche von ihnen schon eisgraue Köpfe hatten — auf ihren Gesichtern stand starr und eingefroren die Trauer, wie bei Söhnen, die von ihrem Vater Abschied nehmen. —

Wir müssen uns von der Planspitze abwenden, um endlich ins Herzstück des Gesäuses, ins Haindlkar, zu kommen. Die Planspitze ist wie ein Wachturm, eine massige Burg, die den Eingang in das Felsenparadies bewacht. Ihre Nordwand gleicht heute einem Spinnennetz von Anstiegen, und jeder dieser Wege trägt die Unterschrift eines Mannes, einer eigenwilligen, originellen Persönlichkeit. Deye, Menzinger, Jilek, Prusik, Zimmermann, Pfersmann, Poppinger, Pfiel, Schwanda, Brunhuber, Kasparek ... Namen, Männer, Schicksale. Man kann nicht alle nennen. Aber jeder einzelne wäre wert, daß man von ihm erzählte. –

Wir wollen nun von der Gesäusestraße abzweigen, den schmalen Steig links aufwärts verfolgen, entlang des Wildbachbettes, über Schutt und Krummholzwurzeln. Wenn uns zu heiß ist, wenn wir den Weg unbequem finden — dann müssen wir nur den Blick vom Boden aufwärts heben. Wir sehen Latschenfelder, Schuttströme, Felsen. Nein, noch höher den Blick! Wir sehen jetzt nur Wände, Felsen. Wir vergessen die Mühsal der Erde, sind gebannt von der Wucht und Schönheit dieser Landschaft. Noch höher heben wir den Blick, und jetzt erst sehen wir die Zackenkrone der Gipfel über die das Licht flutet, während die Wände noch im Schatten liegen.

Viele Kilometer lang, stellenweise fast 1000 m hoch ragen die Nordabstürze des Gesäuses über die Schutthalden. Kein Laut unterbricht die Stille der Andacht, die uns am hellen Vormittag befällt. Selbst wenn Partien, Seilschaften in den Wänden wären — man würde ihr Gespräch nicht hören. Alles ist gewaltig, ernst und erdentrückt. Welches Leben herrscht in der Steinernen Rinne des Wilden Kaisers, wo die Seilkommandos, Jodler und Rufe sich zu einer verwirrenden Melodie wilder Lebensfreude vereinen. Hier in der feierlichen Wucht der Gesäusewände erstirbt der herausfordernde Ruf. Zumindest wird er verschluckt von tausend Wandwinkeln und weiten Karen, die kein Echo wiedergeben.

Die Königin des Haindlkares ist die Hochtornordwand. Sie ist Symbol des ewigen Bergsteigergeistes. Lästerung und Anmaßung kommen an sie nicht heran. Es ist, als ob ihre Würde und Großartigkeit durch die vielen schwereren und schwersten benachbarten Kletterführen nur gewänne: kühne Ritter, die der Königin dienen. Weder die Roßkuppenkante, noch die Dachlwand, ja nicht einmal die Dachl-Roßkuppen-Verschneidung, die „Todesverschneidung", konnten der Hochtornordwand die Krone ihrer Ehrfurcht einflößenden Würde rauben.

Als ich noch sehr jung war, fast ein Junge noch, und zum erstenmal die Hochtornordwand sah — noch nicht reif, von einer Durchsteigung auch nur zu träumen — da dachte ich mir: Was muß dieser Heinrich Pfannl, was müssen seine Gefährten für Kerle gewesen sein, kraftstrotzend, todesverachtend, verwegen aussehend ...

1928 sah ich Heinrich Pfannl zum erstenmal bei der denkwürdigen 50-Jahr-Feier des Österreichischen Alpenklubs. Ich hörte seine Festrede, die niemand vergessen konnte. Ich sah den zarten, schlanken Menschen, das Gesicht gefurcht, schon leidgezeichnet. Ich hörte die vornehm verhaltene Stimme, die vollendet gewählten, nein, gefundenen Worte. Ich ahnte zum erstenmal etwas von der Kraft der Stillen, von der Stärke des Geistes, der die Schwäche des Körpers überwindet, von der Reife der Seele, die aus ihrem Reichtum verströmend verschenken kann. Ich ahnte, ich verstand noch nicht. War selbst noch zu laut, zu körperlich, zu eitel. Ich verstand noch nicht klar, was Heinrich Pfannl meinte: „Letzten Endes finden wir immer nur uns selbst."

Als ich ein Jahr später über Pfannls Weg auf das Hochtor stieg, war zunächst kein anderes Gefühl in mir als die Freude, über den herrlichen Fels emporklettern zu dürfen. Ich freute mich auch schon auf das Fliegenband, auf die „Maischberger Fasseln", die gebauchten Überhänge unter der Gipfelschlucht. Dann verhaute ich mich etwas und kletterte rechts der Fasseln durch einen wasserüberronnenen Riß empor, mußte oben nach links queren. Auf dieser Querung erblickte ich schräg links unter mir einen Mauerhaken. In diesem hing eine zerrissene, gebleichte Seilschlinge ...

300 Meter tiefer, in dem einen Kamin der mittleren Plattenzone, hängt ein kleines Kreuz. Als Erinnerung an einen, dessen Reste man hier fand. Der oben in den Fasseln stürzte. Der den Weg nahm, den auch ich nehme, wenn ... wenn zum Beispiel Steinschlag kommt. Poltert's nicht oben in der Schlucht?

Pfeift, surrt es nicht herab?

Steinschlag? Nein, nur ein Stein. Aber ein Stein an dieser Stelle! Dort unten, wo das kleine Kreuz hängt ...

Das Herz führt einen jähen Tanz auf. Für Sekunden nur. Für Sekunden bin ich klein, erbärmlich, feig. Der Verstand bleibt klar, die Hände halten fest. Aber das Herz hämmert, bangt um das Leben.

Da sehe ich plötzlich ruhige, klare Augen. Kühne Augen in einem zerfurchten, durch Krankheit müde scheinenden Gesicht. Ich höre die Worte: „Wir finden letzten Endes immer nur zu uns selbst." Ich verstehe diese Worte plötzlich. Jetzt, nach Sekunden Todesangst. Allein, vor dir selbst, in Einsamkeit mußt du mutig sein. Mußt die Schwäche überwinden, die aus dir kommt, nur aus dir. Und je mehr du empfindest, je mehr du in der Phantasie das Gute und Böse, den Aufstieg und das Ende vorerlebst, um so mehr mußt du überwinden.

Ich sehe die Augen Heinrich Pfannls. Ich verstehe seine Worte.

Es kam kein Stein mehr. In ruhiger, gleichmäßiger Schnelligkeit vollende ich den Quergang, bin wieder in leichtem Gelände. Als mir oben auf dem Gipfel einer die Hand zu dem gelungenen Alleingang schüttelt, schweige ich. Der andere hätte mich wohl auch für verrückt gehalten, wenn ich geantwortet hätte: „An einer Stelle hatte ich Angst. Aber Heinrich Pfannl war bei mir."

Es ist nicht üblich, daß Bergsteiger Bergsteigern Lorbeeren streuen. Aber das Gedächtnis an Heinrich Pfannl soll man hoch halten. Von Generation zu Generation

weitertragen. Ebenso wie die Hochtornordwand, seine Wand, immer die Hochtornordwand bleiben wird.

Die zweite berühmte, klassische Fahrt der Gesäusenordwände, die immer den großen Ruf behalten wird, ist die Ödsteinkante. Ein Symbol der Kühnheit. Die schwerste Gesäusetour, bevor die Roßkuppenkante in den Wettbewerb trat. Eine Erstbesteigung der Außenseiter.

Guido und Max Mayer, die als erstklassige Führertouristen in die Glanzzeit der Führerlosen hereinragen, kamen mit Dibona und Rizzi. Im August 1910. In kühner Linienführung, bei der Erstbesteigung gleich die mögliche „Direttissima" machend, gelingt der Wurf. In den Dolomiten gibt es kaum eine schwerere, kühnere Fahrt. Stolz verkünden es die Dolomitenführer.

Die folgenden Wiener nahmen der Kante die Schärfe. Es war immer Kennzeichen der Wiener Schule, daß man nicht unbedingt Wert auf den direkten Aufstieg legte, wenn man mit Orientierungssinn, Felsenblick und Geschicklichkeit knapp daneben einen besseren, leichteren Weg finden konnte. Paul Preuß, der Zweitbegeher der Kante, der Virtuose des Freikletterns, fand unter der Dibonaverschneidung seinen Quergang. Kaum leichter, wahrscheinlich gefährlicher, bestimmt aber weniger anstrengend als Dibonas Originalweg. Ein Ballettanz, ein Spitzentanz zwischen Himmel und Erde. Zwanzig Meter weit. Ein echter Preuß.

Im August 1919 steigt Alfred Horeschowsky mit Gefährten über die Nordwestkante. Horeschowsky, der im Abstieg genau so gut klettert wie hinauf. Auch ohne Seil. Auch in Nagelschuhen. Der Zweitbegeher der Fehrmannroute durch die Nordwand der Kleinen Zinne — im Alleingang. Der Zweitbegeher von Dibonas Einsernordwand. Warum soll er nicht auch im Gesäuse Dibonas Spuren folgen? Als Wiener ist er im Gesäuse zu Hause. Die schwersten Fahrten der damaligen Zeit im Aufstieg — klettert er im Abstieg. Die gerade Nordwand des Reichensteins zum Beispiel. Wohl als Ehrenpflicht den „Reichensteinern" gegenüber, jener verwegenen, eigenwilligen Gesellschaft und Alpenvereinssektion, die die alpine Tat auf ihre Fahnen geschrieben hat und deren Mitglied Alfred Horeschowsky ist.

Von ihm geht ein Ausspruch um, eine Antwort, die er gegeben haben soll, als man ihn nach der Fahrt befragte, von der er eben zurückgekommen war: „Jahn auffi, Pfannl abi." Dabei deutete er mit dem Daumen über seine Schulter Richtung Hochtornordwand. Kein Wort weiter. Keine Erklärung. Es blieb den anwesenden Bergsteigern überlassen, sich auszumalen, was es bedeutete, über die Pfannlroute allein, ohne Seil, ohne Mauerhaken oder Seilschlinge abzuklettern, großteils in Nagelschuhen. Vielleicht hat Horeschowsky beim Abstieg über die Maischberger Fasseln die Nagelschuhe ausgezogen und ist in Strümpfen geklettert. Vielleicht.

Horeschowsky war als echter Wiener äußerst skeptisch. Er anerkannte auch nicht blind jede Autorität. So sehr er Dibona und Paul Preuß schätzte, so war er doch nicht überzeugt, daß die beiden an der Schlüsselstelle der Ödsteinkante die einzig möglichen Durchstiege gefunden hatten. Und der Zweifler Horeschowsky klettert weder die Dibonaverschneidung empor, noch balanciert er auf den Spuren des Felsenkünstlers Paul Preuß. Er steigt schräg links hinauf und dann wieder schräg links hinunter, kommt zum Ende des Preußquerganges, dort wo dieser bereits leichter ist. Horeschowsky hat die Ideallösung, das heißt die sicherste Lösung gefunden. Er ist kein Phantast und lebt gern. Auf seiner Variante kann er auch einen schwächeren Gefährten sichern. Am Preußquergang nicht ...

Am 6. August 1919 macht „Horesch" seine todsichere Wegänderung.

Und dann kommt der 17. August.

Nicht der großartige, siegreiche 17. August 1925, an dem Hinterberger und Sixt an der Roßkuppenkante die moderne Ära einleiten. Es kommt der 17. August 1919. Der Trauertag des Gesäuses. Der Trauertag der Wiener Bergsteiger. Der Trauertag der Ödsteinkante ...

Gustav Jahn stürzt mit seinem Gefährten Michel Kosler am Preußquergang tödlich ab. Gustav Jahn, der 41jährige, der gewiegte Meister in tausend Felsenschlachten, dessen Name in allen Felsgebieten der Alpen bekannt und geachtet wird, der Mann der hundert Erstbesteigungen, der Schispringer, der Künstler und Maler, der sonnige, lebensbejahende Mensch.

Über die Ödsteinkante wehen die Nebelfahnen der Trauer.

Aber die Trauer hemmt nicht die Lebenden, weiter zum Berg zu gehen. Die Lockung ist stärker als die Drohung. Sie ist unwiderstehlich. Und das Gesäuse, die Nordwände des Haindlkars, des Ödsteinkars und der Planspitze werden immer junge Menschen anziehen, so lange der Sinn für das Bergsteigen und für großartig wilde, unberührte Landschaft nicht gestorben ist.

Unberührt? Ja, das Gesäuse ist unberührt. Aus dem Haindlkar führen keine versicherten Steige auf Gipfel. Die „Reichensteiner" haben die erwähnten Kare, Berge und Abstürze als Arbeitsgebiet. Und sie haben sich seit je zu den scharfen bergsteigerischen Grundsätzen bekannt. Der „Peternpfad", der leichteste, aber immerhin Schwindelfreiheit und Trittsicherheit erfordernde Steig aus dem Haindlkar zu den Zinnen der Nordwände, ist auch nicht versichert. Bergsteiger sollen ins Haindlkar kommen, auch Bergwanderer, die imstande sind, mäßig schwierige Kletstereien auszuführen. Vor allem Menschen, die sich den Sinn für die Erhabenheit und Wucht dieser gewaltigen Felsenlandschaft bewahrt haben.

Für solche Bergsteiger und alpine Bergwanderer haben die Reichensteiner auch die Haindlkarhütte erbaut. Eine Handvoll Männer mit einer Tonne voll Idealismus und Hingabe an die alpine Sache. Zu Pfingsten 1923 stand das schmucke Haus mitten im Haindlkar, auf dem Weg gegen die Festkogelnordwand. Alle Wände grüßten durch die Fenster der Hütte, die Wände, durch die so viele „Reichensteinerwege" ziehen. Im ganzen haben die Reichensteiner bis heute im Gesäuse rund 100 Neutouren gemacht, genau 98 ... Eine recht stattliche Zahl für eine Bergsteigergruppe, die 1898 gegründet wurde und mit 33 Mitgliedern im Jahre 1910 eine Sektion des D. u. ÖAV wurde.

Die Hütte also stand. Das Heim war geschaffen. Nun sollte es erst richtig losgehen ...

Es ging auch los. Nämlich die Lawine. Im Frühjahr 1924. Sie war so freundlich, die Trümmer des einst so stolzen Hauses 70 Meter tiefer im Kar bei einem mächtigen Felsblock abzusetzen. Die Reichensteiner waren nicht entmutigt. Sie verstanden den Wink der Lawine und bauten die Hütte neu — unter dem riesigen Block, der bald als Hüttenblock Berühmtheit erlangen sollte. Im Herbst 1924 stand die Hütte wieder, kleiner, geduckt unter dem Block — aber lawinensicher ...

Die Haindlkarhütte erlebte ihre „Hochblüte" in den Jahren zwischen den großen Kriegen. Die Geschichte der Hütte und ihrer Gäste würde Bände füllen. Die neue Zeit — die Zeit nach der Roßkuppenkante, die Zeit der genialen Bergvagabunden, der verwegenen Grenzgänger zwischen Himmel und Erde. Es gab nicht nur in München Bergvagabunden — um den Titel von Walter Schmidkunz zu gebrauchen — es gab sie auch in Wien, nur hatten diese meist noch weniger Geld als ihre Münchner „Kollegen". — Da waren manche, die im Alltag bittere Not litten — die große Arbeitslosigkeit gab der Zeit das Gepräge —, die aber trotzdem großartige Berggänger und noch bessere Kameraden waren. Die Haindlkarhütte war gewissermaßen exterritorial. Nur für Bergsteiger bestimmt. Politische Ansichten in dieser politisch hektischen Zeit interessierten nicht. Man wußte wohl, was der andere war und dachte, man respektierte aber nur den Mann, den Bergsteiger, den Menschen. Daß man das Essen teilte, wenn der einzelne wohl Hunger, aber nichts um ihn zu stillen hatte, war selbstverständlich.

In dieser Zeit fielen die letzten Felsprobleme des Gesäuses. 1928 die Roßkuppenordwand durch Hansl Feiertag und Karl Schreiner, die Nordwand des Ödstein durch Hubert Peterka und Schaffer. 1931 gelang endlich die Durchsteigung der heißumworbenen Nordwand des Dachls. Die „Reichensteiner" Karl Moldan, Hugo Rößner und Sepp Schintlmeister waren die Erfolgreichen, nachdem sich andere, vor allem Fickert und

Kerschbaum, mit dem ehrenhaften „Beinahe" begnügen mußten. Poppinger, Pruscha und Gefährten kletterten durch die Nordverschneidung auf den Festkogelturm, eine schwere Fahrt, aber noch fast im klassischen Stil. Karl Poppinger und Alfred Pfiel stiegen am 1. Juli 1932 über die gerade Nordwand zum Festkogelgipfel. Wir beobachteten die beiden aus einer benachbarten Führe des Festkogels.

Nie werde ich vergessen, wie Alfred Pfiel den großen Überhang frei bezwang. Turmtief unter ihm stand Karl Poppinger auf winziger Leiste und hielt getreu das einfache Seil. Ein Haken nur steckte auf halbem Weg im Fels. Nicht einmal mehr ein moralischer Halt. Der einzige Halt war das Bewußtsein, daß beide zusammengehörten auf Gedeih und Verderb. Pfiels großer Meisterschaft, die der seines Lehrers Poppinger gleichkam, ja sie vielleicht noch übertraf, gelang es, die Waagschale des Schicksals auf die „Gedeihseite" zu senken.

Karl Poppinger ...

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in olympischer Ruhe auf dem Hüttenblock ruhte, schlief oder träge gegen die Felsen blinzelte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man haus- und hüttenwirtschaftliche Arbeiten von Amts wegen verbieten müssen. Die Vielseitigkeit der Charaktere der Haindlkarhüttengäste ließ aber die Abneigung Poppingers gegen Arbeiten in der Hütte nicht zur Katastrophe ausarten. Rasttage sind eben zum Rasten da, war Karls gesunder Standpunkt. Wenn er dann aufstand und zum Berg ging, war er wie ausgewechselt. Bis in die Fingerspitzen überlegener Meister. Und auf die Fingerspitzen kommt es beim Kletten ja an ...

Wir finden die Namen Poppinger und Pfiel oft unter den Ersteigern neuer Wände und Pfade im Gesäuse. In der Nordostwand des Peternschartenkopfs, in der Nordverschneidung der Roßkuppe war Sepp Eitzenberger — der heute, als 50jähriger, noch klettert wie ein Junger — Poppingers Seilgefährte, aber bei dem Nordwestpfeiler des Dachls, der Dachlkante, wechselten wieder Pfiel und Poppinger in der Führung.

Alfred Pfiel war ein begnadeter Sänger. Sein voller geschulter Bariton hätte ihm eine große Laufbahn als Künstler geschenkt — wenn der Kampf ums tägliche Brot ihm die Zeit zur letzten Ausbildung und zum Warten auf ein Engagement gewährt hätte. Als er endlich vor dem Ziel seiner Wünsche zu stehen schien, kam der Krieg. Alfred Pfiel ist aus Rußland nicht zurückgekehrt. Und Karl Poppinger tat den letzten Atemzug seines kühnen Lebens während des Krieges irgendwo in Jugoslawien. Nicht in den Bergen. Nicht umgeben von Kameraden ...

Sie kommen wieder, die Gestalten der Erinnerung. Der Erinnerung an die verwegenen Zeiten im Haindlkar zwischen den Kriegen. Die Erinnerung aber ist überschattet von der Wehmut. Wer ist noch da von ihnen, die damals die schweren Touren als tägliches Brot, die schwersten Fahrten aber als Sonntagskuchen nahmen?

Raimund Schinko, der mit Sikorowsky in der Zeit vom 13. bis 16. Juni 1936 die Dachl-Roßkuppenverschneidung bezwang, die „Todesverschneidung", die einzige Kletterfahrt des Haindlkars, die den Schwierigkeitsgrad VI plus trägt, also der Marmolata-Südwestwand, der westlichen Zinnennordwand, der Maukwestwand und der Fleischbank-Südostverschneidung gleichgestellt ist — Raimund Schinko ist auch im Krieg geblieben. Auch Rudi Fraisl, der Mann der Peternschartenkopf-Nordwand. Und Fritz Demuth, der endslange Kerl mit dem stillen Bubenlächeln, und die beiden Orlets und Gaisbauer und ...

Die Reihe würde kein Ende finden. 1954 fiel noch Fritz Kasparek auf dem wächtengekrönten Salcantay ... Und seit 20. August 1956 ruht Ferdinand Zimmermann neben Emil Zsigmondy auf dem Friedhof von St. Christophe, nachdem ihn der Blitz vom sturmumbrausten Grat der Meije geschleudert hatte. Die Besten der Besten ...

Aber die Gesäusewände stehen noch. Die Führen ziehen durch sie. Zeugen einer kühnen, frohen Vergangenheit. Es gibt Männer wie Hubert Peterka, der jahrzehntelang an der Spitze der Wiener Kletterer war, dessen Name mit Dutzenden von schweren und schwersten Neufahrten untrennbar verbunden ist und der sich auch heute noch nicht vom aktiven Bergsteigen zurückgezogen hat. Den Bergsteigern nach ihm aber hat er einen großen

Schatz zu überreichen: Er ist der getreueste und gewissenhafteste Chronist des Gesäuses. Er weiß über die Geschichte jedes Quadratmeters der Riesenmauern über dem Haindlkar Bescheid. Dicke Bündel, Folianten und Mappen füllen seine Aufzeichnungen. Hubert Peterka könnte eine Monographie des Gesäuses schreiben, so genau, wie sie noch von keiner Berggruppe besteht. Es wäre gleichzeitig ein Geschichtswerk über Wiens Bergsteigertum. —

Habe ich Namen vergessen, die die Erinnerung an das Gesäuse bevölkern? Ich habe hundert vergessen und hundert nicht genannt, weil ich gar nicht weiß, wo ich beginnen und enden soll, bei dieser Überfülle von Eindrücken und kühnen Taten, die sich im Gesäuse abspielten. Ich habe nicht erzählt, daß Fritz Kasparek, Sepp Brunhuber und Adi Wiegele im Winter durch die Hochtornordwand stiegen. Daß die Jungen der Nachkriegsgeneration die Winterfahrten in höchster Steigerung an Mut und Selbstverleugnung fortsetzten. Die kaum mehr zu überbietende Krönung dieser Winterklettereien ist wohl die Durchsteigung der Dachl-Roßkuppenverschneidung durch Forstenlechner und Lach vom 30. Jänner bis 2. Februar 1954. —

Ich wandere wieder einmal gegen die Haindlkarhütte. Sie ist dringend reparaturbedürftig, ja sie müßte eigentlich ganz neu aufgebaut werden, größer, geräumiger, so daß man sie bewirtschaften kann und die Bergsteiger ein schönes, behagliches Heim haben. Gerade heute sollten möglichst viele in das Haindlkar kommen, damit sie sehen, wie klein sie sind im Vergleich zu den großen Wänden, damit sie aber andrerseits erkennen, daß der Mensch mehr wert ist als die Maschine und die Natur bedeutender als die bedeutendste technische Schöpfung der menschlichen Klugheit. Die neue Hütte muß gebaut werden. Für die Bergsteiger nach uns.

Auf meinem Weg treffe ich zwei junge Männer, nett und frisch aussehende Burschen. Sie tragen das Seil über die Schulter. Ich grüße sie zuerst, weil eine alte Sitte sagt, daß der Bergaufwandernde zuerst grüßen soll, der Ankommende. Die beiden bleiben stehen, erstaunt, grüßen zurück, grinsen verlegen. Grüßen ist ja aus der Mode gekommen. Ich vergaß dies.

Ich frage, woher sie kämen.

Sie deuten gegen den Festkogel.

„Pichlerrouten."

Ich kläre sie auf, daß der Mann nicht Pichler, sondern Pichl hieß, Eduard Pichl ...

Sie lachen, nicht bösartig, sondern selbstverständlich, wie man über einen großen Unsinn lacht: „Aber das is do wurscht, wie der haaßt oder g'haaßen hat."

Ich frage sie nach einigen Touren. Sie wissen einigermaßen Bescheid. Bei manchen sogar genau, wieviele Haken an dieser oder jener Stelle steckten und wo man Steigschlingen einhängen müsse. Aber Namen kennen sie keine. Noch weniger wissen sie, welche Menschen hinter den Namen steckten. Die Persönlichkeiten, die Männer, Beispiel und Vorbild für die Kommenden ...

Ich denke an die vielen, die im Krieg gefallen sind, die der Berg behielt oder die nicht mehr zu Berge steigen können. Ich denke an die große Lücke. An die gefährliche Lücke. Die Kette ist gerissen. Die Jungen tragen die Sehnsucht nach dem Abenteuer in sich, aber sie wissen nichts mehr. Ist das Ödland der Berge für sie Ödland der Seele geworden? Denn, was sind die Berge ohne den Menschen?! Was sind wir, ohne die, die vor uns waren?

Ich hasse die Phrase von der Tradition. Aber ich achte und ehre die lebende Tradition, die von blutvollen Menschen weitergegeben wird. Wir müssen das fehlende Kettenglied neu schmieden. Wir müssen den Jungen unser Wissen vermitteln. Nicht das Wissen von Seilknoten. Das Wissen vom Menschen.

Anschrift des Verfassers: Kurt Maix, Wien, XIX., Lannerstraße 25.

Niemandsland Schobergruppe

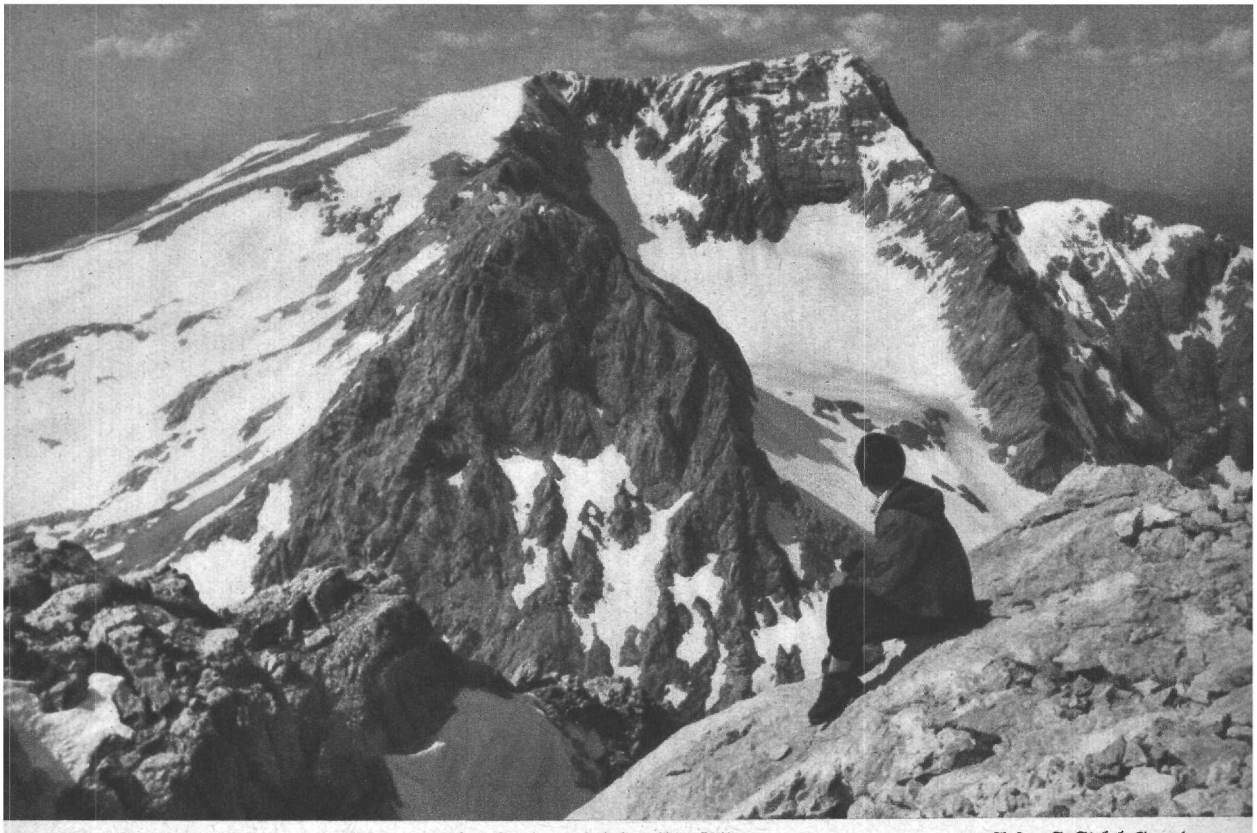
Von Liselotte Buchenauer, Graz

Ludwig Purtscheller, der Erschließer der Schobergruppe, hat sie auch durch eine Veröffentlichung im Alpenvereinsjahrbuch 1891 in der alpinen Welt bekannt gemacht. Erst 1929 — fast vierzig Jahre nach Purtschellers grundlegender Arbeit — wurde im AV-Jahrbuch wieder etwas über die Schobergruppe gebracht: Fritz Zoder schilderte eine Wanderung auf Höhenwegen durch die Gruppe. Der wahren Bedeutung dieses Berggebietes und der weiteren Erschließung seit Purtscheller, die gerade in den Zwanzigerjahren einen Höhepunkt erreicht hatte, wurde dieser kurze Aufsatz nicht gerecht. Sonst ist seit 65 Jahren in den AV-Jahrbüchern nichts über die Schobergruppe erschienen.

In der auch anderweitig nur spärlich vorhandenen Literatur ist auch eine der Hauptursachen der bergsteigerischen Vernachlässigung der Schobergruppe zu suchen. Diese Berggruppe, eine der großartigsten und wildesten der Ostalpen, ist nämlich in Bergsteigerkreisen so unglaublich unbekannt, daß man sie heutzutage geradezu als bergsteigerisches Niemandsland bezeichnen kann. Dabei umfaßt dieses Bergland zwischen Lienz und Glockner, Isel und Möll auf engstem Raume fünfzig Dreitausender und ist durch fünf Schutzhütten und ein ganzes Netz von Höhenwegen bestens erschlossen. Die Schobergruppe ist die am wenigsten vergletscherte Gruppe der Hohen Tauern und deren südlichste Dreitausenderzone. Ihr Gelände ist zu steil für die Bildung größerer Gletscher. Trotzdem gibt es dort auch für den Eisgeher etwas zu holen: Hochschober-Nordwand, Petzeck-Nordwand und die Eisrinnen der Klammerköpfe. Doch die eigentliche Bedeutung der Schobergruppe liegt anderswo: Mit ihren schroffen und formschönen, vielgestaltigen Gipfeln von ausgesprochener „Persönlichkeit" ist sie ein Paradies der Kletterer. Es liegt schon ein Hauch des Südens über ihr; ein Zauber, wie ihn keine andere Tauerngruppe aufzuweisen hat; eine Stimmung, die schon hinüberweist zu den nahen Dolomiten. Felsland im Kristallingestein, einmalig in seiner Art in den Ostalpen.

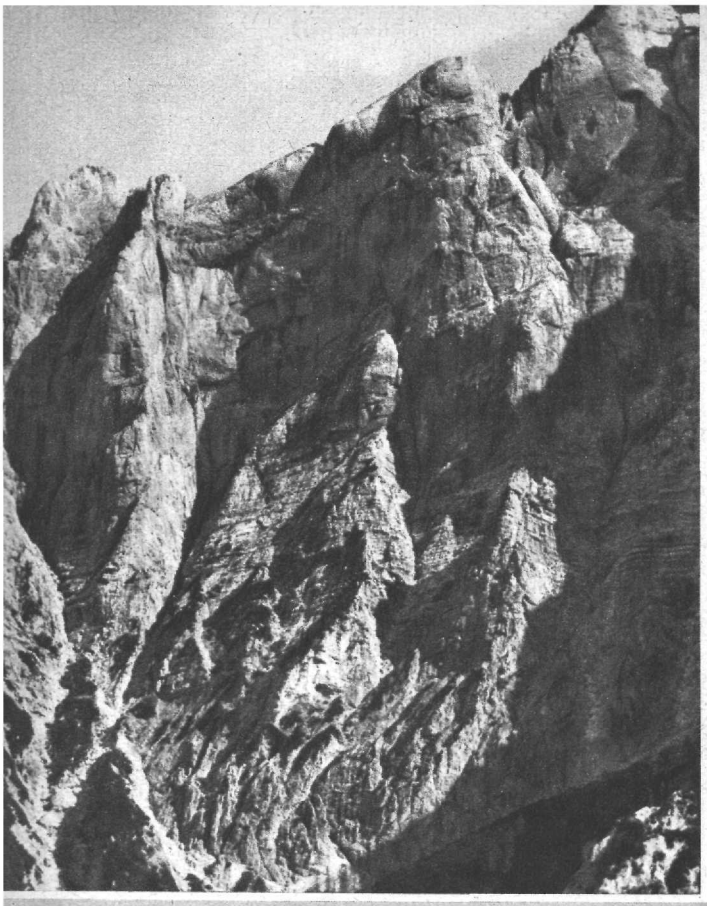
Warum die Schobergruppe bei all diesen Vorzügen zu den Vergessenen gehört? Wer ihre Nachbarn nennt, der weiß um eine der Ursachen: Sonnblick, Glockner, Venediger. Sie steht im Schatten derer, die als größer gelten. Wohl wird sie gerne benützt, um von einem der Allerweltsberge unter Vermeidung der Straße nach Lienz zu gelangen; sie dient auch als Verlegenheitsziel. Doch kann kein neues Erleben raumgreifen, wenn man daran denkt, was einem entgangen ist! Und wer mit einem Erlebnis in sich in die Schobergruppe kommt, dem ist sie nur Ausklang. Er sucht nichts mehr, will sich nicht mehr binden, hat schon die Heimfahrt vor sich.

Zeitraubende Anmarschwege — deren es aber in allen Teilen der Alpen noch längere gibt — und ein gedankenloses Wortspiel haben die Schobergruppe in Verruf gebracht. Schobergruppe — Schottergruppe! Ich habe diese Worte auch von ernstzunehmenden Bergsteigern nachgesprochen gehört, denen ich von diesen abenteuerlichen Bergen sprach. Gewiß, die Schobergruppe hat ihre Blockhalden und Schuttfelder — welche Berggruppe hätte sie denn nicht? Einen Schuttberg, wie etwa den Felber Tauernkopf in der Granatspitzgruppe, bei dessen Begehung man sich förmlich auf die Finger steigen muß, um überhaupt Halt zu haben, habe ich in keinem anderen der vielen Berggebiete, die ich kenne, gefunden. Und dieser Berg ist dem Aussehen nach einer der kühnsten Gipfel am St. Pöltner Weg! Und das Matterhorn — der Berg der Berge, Symbol des Berges



Großer Priel (2514 m) von der Spitzmauer. Im Vordergrund der Brotfall — Aufn.: S. Stahrl, Gmunden

Prielschutzhaus (1420 m) mit Großem Priel. Links: Südgrat — Aufn.: S. Stahrl, Gmunden

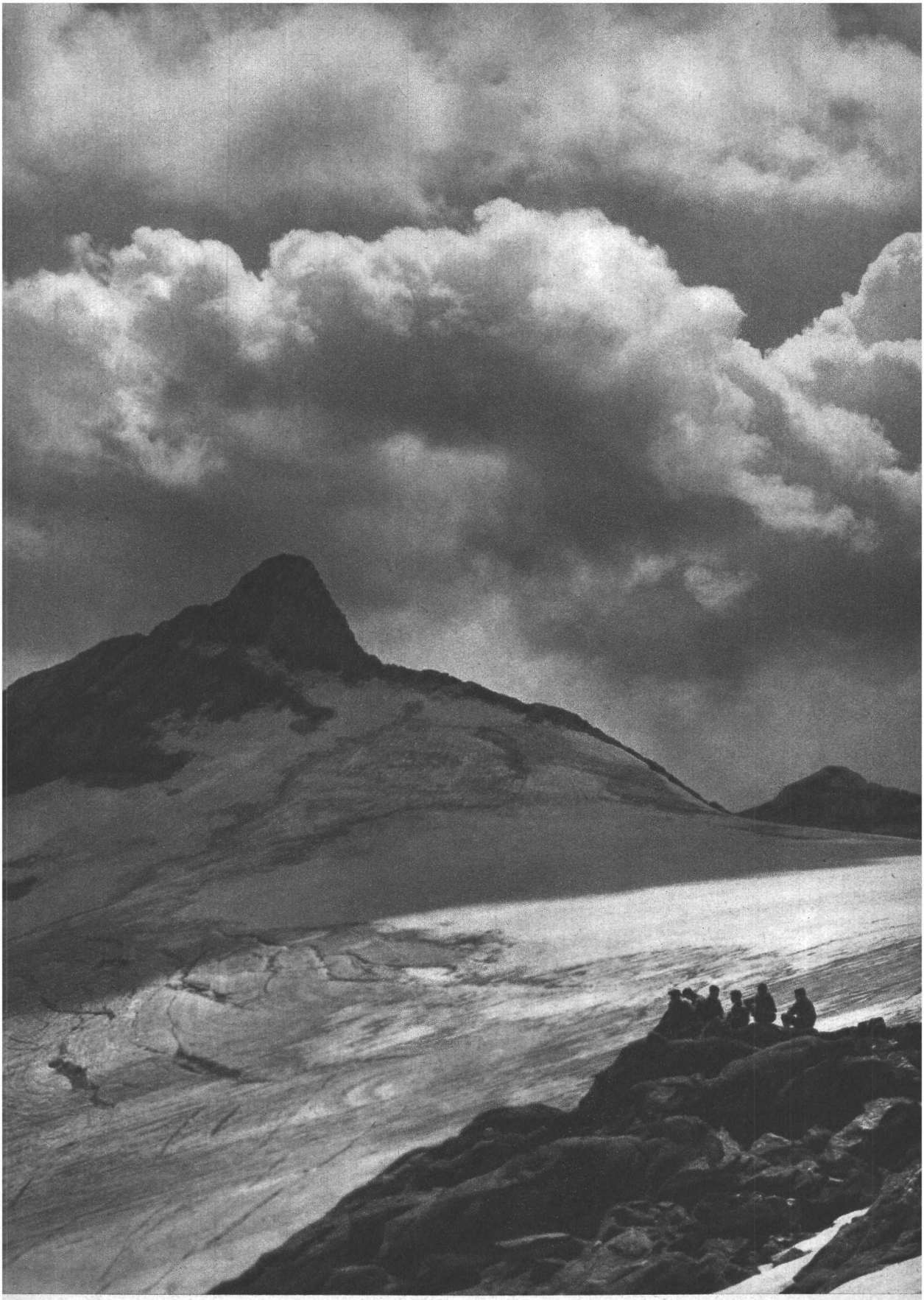


Im Gesäuse. Roßkuppenkante und Dachlnordwand

Aufn.: H. Peterka, Wien

Im Gesäuse. 1800 m über die Talsohle ragen die Wände des Hochtor-Ödstein-Grates auf

Aufn.: H. Peterka, Wien



In der Schobergruppe: Keeskopf (3083 m) vom Klammerkees

Aufn. F. Turnowsky, Klagenfurt

Felsgestein in den Dolomiten (Croda da Lago) — Aufn.: Müller — Brunke

Schloß Karneid im Eisacktal (Südtirol) — Aufn.: Müller — Brunke

an sich? Gaston Rebuffat nennt es in seinem großartigen Buch „Sterne und Stürme" — einen Schutthaufen, an dem nur die Gestalt besticht.

Schutt gehört einmal zum Berg; wer ihn ablehnt, mag in Klettergärten gehen; sie entsprechen seiner geistigen Haltung. Wer die Berge wirklich liebt, der liebt auch den Schuttmantel, der sie umgibt.

Niemandsland Schobergruppe! Es war nicht immer so... Es hat eine Zeit gegeben, da herrschte in der Schobergruppe regstes Leben. Zu Purtschellers Zeiten hatte nur eine einzige Schutzhütte, die tief gelegene Lienzer Hütte im Debanttal (1990 m), bestanden. Bis 1922 blieb sie die einzige in der Schobergruppe. Besuch und Erschließung waren dementsprechend. Doch mit dem Bau der Hochschoberhütte (2322 m) am Fuße der Prijakte setzte 1922 schlagartig eine Erschließungszeit ein, die etwa 17 Jahre dauerte. Innerhalb dieser Zeit wurden auch die Wangenitzseehütte am Wangenitzsee (2502 m, 1928), die Elberfelder Hütte im Gößnitztal (2346 m, 1928), die Roßberger Hütte am Gradensee (2488 m, 1931) erbaut und die Lesachalmhütte im Lesachtal (1828 m) aus einer ehemaligen Almhütte ausgebaut: Stützpunkte, die die Erschließungsarbeiten wesentlich erleichterten, ja überhaupt erst ermöglichten. So unvermittelt, wie diese Erschließungszeit begonnen hatte, brach sie auch ab: Von 1938 an kam die durch die politischen Ereignisse bedingte Ruhezeit.

1946 war das erste Nachkriegsjahr, in dem an größere Bergfahrten gedacht werden konnte. Wie sah es zu dieser Zeit in der Schobergruppe aus? Bewirtschaftet waren nur die Lienzer-, Roßberger- und Hochschober Hütte. Die Wangenitzseehütte, höchstgelegene und beliebteste aller Schutzhäuser der Gruppe: ausgeraubt und niedergebrannt. Die Lesachhütte: unbewirtschaftet. Die Elberfelder Hütte: ausgeplündert und nur zeitweise beaufsichtigt. Der geradezu atemberaubende Aufschwung, den der Alpinismus in der Nachkriegszeit nahm, ging an der Schobergruppe spurlos vorüber. Die Besucherzahlen der Hütten sprechen eine deutliche Sprache: so hatte z. B. die Hochschoberhütte im Jahre 1953 nur 150 Nächtigungen zu verzeichnen, die Lienzer Hütte — als leichtest erreichbare und meistbesuchte der Gruppe — kaum mehr als das Doppelte dieser Zahl. Ein besonders wechselvolles Schicksal hatte die Elberfelder Hütte. Sie war von 1946 bis 1951 ohne Bewirtschaftung, danach bis 1953 bewirtschaftet, 1954 geschlossen, 1955 fand sich wieder ein Hüttenwirt... wie wird es weitergehen? Und von Jahr zu Jahr wird die Zahl der Besucher geringer. Nur auf den Höhenwegen ist noch etwas Bewegung — aber es ist nur ein Durchschleusen. Das Gebiet wird möglichst schnell durchquert, im Vorbeigehn der eine oder andere bekannte Gipfel mitgenommen. Doch große Teile des eigentlichen Berggebietes werden jahrelang von keines Menschen Fuß betreten.

Es gibt auch anderswo in den Bergen viel Niemandsland. In allen Gruppen der Alpen ist es zu finden, meist in den Seiten- und Nebenkämmen, in die sich oft nur alle Jahrzehnte einmal ein Bergsteiger verirrt. In solcher Geschlossenheit wie in der Schobergruppe aber habe ich es nirgendwo anders erlebt. Dort geht es noch nicht darum, vor der Türe einer Schutzhütte einen Anstieg sechsten Grades durch eine übererschlossene Wand zu legen; dort kann man sich schwer zugängliche Berge noch erobern und erkämpfen...

* * *

Der Schobergruppenführer (Böhm-Roßberger, 1925) gliedert das Bergland der Schobergruppe in sieben Teile: Die Gruppe des Roten Knopfes, die Gruppe der Hornköpfe, die Petzeckgruppe, die Gruppe der Seichenköpfe, die Gruppe des Glödis, die Hochschobergruppe und die Gruppe der Großen Rotspitze. Von diesen Teilen ist der Seichenkopfkamm bergsteigerisch am wenigsten bedeutend und der einzige, in dem kein Dreitausender steht. Nur der Spitze Seichenkopf (2888 m) ist ein ungemein kühner Gipfel. In den Ausläufern dieses Kammes liegt auch das Schigebiet der Schobergruppe. Die wildesten und schwierigsten Gipfel der ganzen Gruppe befinden sich im Petzeckkamm. Das Petzeck (3283 m) selbst ist auf dem AV-Wege vom Wangenitzsee aus wohl

einer der unschwierigsten Dreitausender der Alpen; seit dem Brande der Wangenitzseehütte muß diese Fahrt von der Lienzer Hütte aus unternommen werden und ist mühseliger geworden. Mangels einer Schutzhütte sind die Kämme des Petzecks und der Seichenköpfe die einsamsten der Schobergruppe. Nächst dem Petzeckkamm enthält die Gruppe der Hornköpfe die fesselndsten bergsteigerischen Aufgaben. Für dieses Gebiet ist die Elberfelder Hütte der beste Standort, der auch die Gipfel der Gruppe des Roten Knopfes erschließt. Nicht weniger als dreißig Dreitausender sind von diesem einmaligen Stützpunkte aus ersteiglich! Alle Kämme der Schobergruppe ermöglichen großzügige und großartigste Gratüberschreitungen; hier gäbe es noch einiges zu entdecken, zu „kombinieren" und in einem Zuge durchzuführen! — Die Gruppe des Glödis birgt den formschönsten und begehrtesten Berg der Schobergruppe: den Glödis (3205 m). Sein Normalweg kann als noch leicht bezeichnet werden, ist aber ungewöhnlich ausgesetzt. Der Hochschober, Namensgeber der Gruppe, ist ein „leichter" Dreitausender und hat von allen Gipfeln der Schobergruppe wohl den stärksten Besuch aufzuweisen. Hingegen wird der Hauptgipfel der Schobergruppe, der 3296 m hohe Rote Knopf, recht selten erstiegen. Im Kamme der Großen Rotspitze schließlich haben wir die berühmtesten Kletterberge der Schobergruppe: Die beiden Prijakte mit ihren düsteren, ungemein wuchtigen Wänden und Graten. Wie überall in der Schobergruppe waren es auch hier Mitglieder der hüttenbauenden Alpenvereinszweige, die Erschließungsarbeit leisteten: Im Bergkranz der Hochschoberhütte Jungmannen der Sektion „Wiener Lehrer", unter ihnen der spätere Himalajamann Dr. Fritz Kolb, die mit ungewöhnlich schwierigen Felsfahrten an den Prijakten die „Moderne" der Zwanzigerjahre in die Schobergruppe brachten. Es ist bezeichnend für die Schobergruppe, daß auch diese hervorragend schönen Felswege der Vergessenheit anheimgefallen sind: So wurde die große Prijaktwand erst 1949 zum zweiten Male begangen, der Nordpfeiler des Kleinen Prijakt hat erst drei Begehungen und der Westgrat des Kleinen Prijakt, der schönste Klettergrat der Hohen Tauern, hatte 1956 erst 16 Begehungen aufzuweisen.

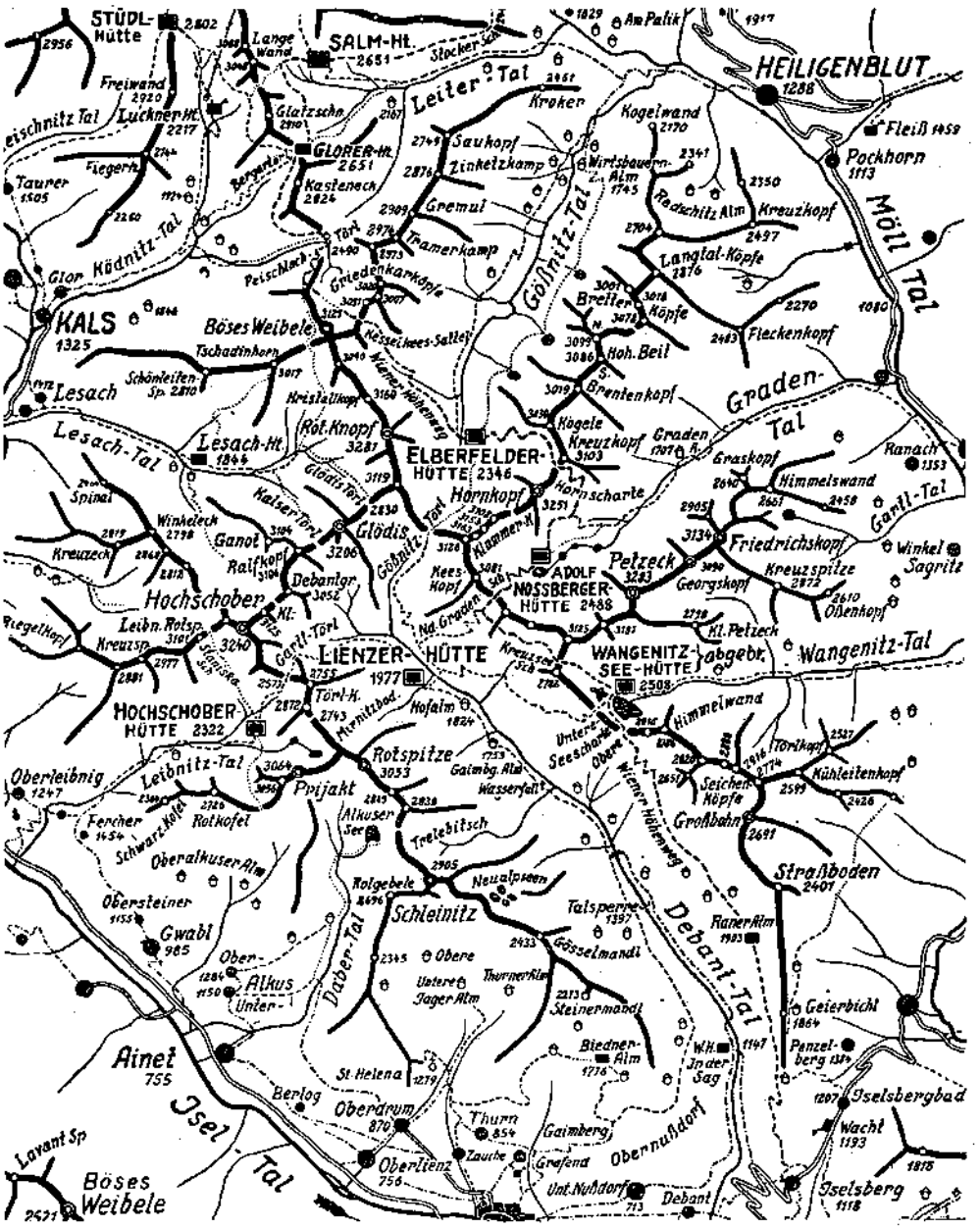
Nicht von Hauptgipfeln und vielbegangenen Wegen wird in den folgenden Erlebnisberichten die Rede sein; von Bergen will ich erzählen, in denen heute noch das Abenteuer wohnt; vom Niemandsland der Schobergruppe, einem Hort der Stille und Bergeinsamkeit in unserer lauten, übererschlossenen Welt.

Die sieben Einsamen

Der Tag ist ohne Sonne und dennoch voll von überhellem Licht. Ich gehe, wie man im Traume geht, durch die klebrige Wärme des Nebels, hinter dem man die Sonne weiß. Ich gehe immer schneller und schneller, als jage mich etwas, ich reiße den Kameraden mit — und dann werfen wir uns, unsinnig ermüdet, in den Schartengrund und ich weiß, was mich heraufgetrieben hat auf die Hornscharte. Der Nebel teilt sich wie ein Vorhang. Wir sehen hinab ins Gradental.

Der erste Eindruck ist das Bleibende: Wasser und Wände. Über die Talstufen flattern die Wasserbänder der Gradenbachfälle, breite Bäche fließen eilig dahin, stille Seen schlagen ihre tiefen Augen auf und die Wände spiegeln sich in ihnen. Eine Tausendmeterwand neben der anderen... Wie vor dem schmalen Einschnitt der Scharte die Berge sich türmen! Jäh sinken die Wände zu beiden Seiten zu Tal. Ich kenne viele große Übergänge. Aber die Hornscharte ist der größte unter ihnen. Abends sind wir auf der Roßbergerhütte am lehmblauen Gradensee. Es ist eine Bergunterkunft, die ihresgleichen sucht, ein wahres Schmuckkästchen von einem Schutzhaus. Der Morgen kommt, viel zu langsam für unsere Sehnsucht.

Was werden wir beginnen? Die Weißwandspitzen überschreiten, die wie ein stacheliger Zaun das Tal behüten? Durch die wunderbar gefächerten, schiefergrünen Flanken der Hornköpfe steigen? Oder die samtbraunen Wände des Petzecks... Schließlich sind



Skizze der Schobergruppe, Maßstab 1:150.000

wir zu den sieben Klammerköpfen unterwegs. Sie sind erst dreimal im gesamten überschritten worden, wir holen uns heute die vierte Begehung.

Wir halten uns nicht an die etwas umständlichen Bezeichnungen des Führers, in dem von niedrigen und hohen, östlichen und westlichen Klammerköpfen samt Nebenzacken die Rede ist. Der Einfachheit halber benennen wir sie mit Nummer eins bis sieben von der Klammer — zur Weißenkarscharte, von Osten nach Westen. Unheimlich steilt die Flanke des Ersten Klammerkopfes aus der Klammerscharte empor — und ist doch nur Gehgelände. Wir glauben ihn schon in der Tasche zu haben — da zeigt er die Zähne. Wirklich — es sind Zähne: giftig, gelb und wackelig. „Luft anhalten!" rät mein Kamerad, „sonst fallen sie um!" Eine walzenförmige, sonderbar gedrehte Platte macht mir Mühe. Mein Gefährte ist vermöge seiner langen Beine ganz unmerklich darübergestakt, doch ich stehe noch davor. Und dann gehts mir wie so oft im Leben: ich war nur zu nahe daran. Ich trete einen Schritt zurück, nehme Abstand — und die Lösung liegt vor mir. Ich brauche nur zuzugreifen...

Dann stehen wir vor einem hohen Abbruch. Wir haben ein Seil mit, doch wir legen es nicht an. Wir wollen seilfrei gehn. Wir wollen durchstehn, überwinden, größer sein — härter als diese gelbbraune Wand unter unseren Händen. Mir ist, als könnte ich fliegen — ein süßes, schwebendes Gefühl. Ich weiß: an den Fingerspitzen halte ich mein Leben. Nie wieder werde ich so leben wie in diesen Augenblicken. Und nie wieder werde ich so leben können, wie ich vor dieser Fahrt gelebt habe. Noch nie habe ich so bewußt gefühlt, daß ich wieder eine Schwelle überschritten habe.

Eine Ewigkeit lang steh ich auf einer Leiste, die gerade Platz für einen meiner Schuhnägel bietet. Die Hände habe ich an einem flachen Wulst — die Hände wollen nicht tiefer greifen. Wenn ich jetzt nicht den Gefährten neben mir wüßte.. „Es geht doch immer irgendwie weiter," sagt eine Stimme neben mir, gepreßt und doch voller Hoffnung.

Es geht immer irgendwie weiter. Im Schutt der Scharte teilen wir unser einziges Stück Schokolade, in jener schokoladelosen Zeit der größte aller Genüsse, den wir uns vorstellen können. Die ganze Fülle des Lebens stürzt auf mich herein. Wann werde ich wieder den Geschmack des Lebens so auf der Zunge spüren?

Klammerkopf Nummer zwei wird ganz einfach überrannt. Er hat keine besonderen Merkmale oder Schwierigkeiten.

Nummer drei ist aus grauer Seide. Ich schmiege meine Wange an diesen zarten, feinen Stoff, den man „fester Fels" nennt, und will gar nicht weitergehn... Doch dann sehe ich die Tricouninägel meines Gefährten über mir — wirklich: Die Wand ist so steil, daß man nur die Schuhsohlen sieht! Da greife auch ich in die seidengrauen Plattentafeln und klettere weiter, atemlos vor Glück. Ein scharfer Reitgrat, eine dachsteile Platte mit einem einzigen Tritt, in den wir uns nach kurzem Zögern hineingleiten lassen — schon liegt auch der dritte Klammerkopf hinter uns.

Einmal rasten wir, bei einem kleinen Gipfelbuch. Wir wissen das Schwere hinter uns und geben uns der Müdigkeit hin. Um uns strahlt die süße Glut des Sommers und der Duft des dunklen Felsgesteins.

Am siebenten Klammerkopf finden wir nach längerer Kammwanderung noch einmal ein Betätigungsfeld. Riesige Steinquadern stehen auf ebenem Trümmergrat. Und nun spielen wir. Wir spielen „schwere Fahrt" und schinden uns an grausigen Überhängen herum. Und weil wir gerade so recht in Schwung sind, nehmen wir den achten Dreitausender dieses Tages, den Keeskopf, auch noch mit.

Ein kleiner feierlicher Schartensee — ein steinerner Gletscher — vorbei. Wir sind wieder auf der Hütte, unter Menschen, tief unter dem Grat der sieben Einsamen. Der Himmel ist wie im Fieber, und ich finde lange keinen Schlaf.

* * *

Hüttentrilogie:

Elberfelder Hütte 1947

Ich höre die Stille nicht nur im weiten Hochkar, ich fühle sie und glaube, sie greifen zu können, ich atme ihren Geruch und spüre sie auf den Lippen, sie dringt in alle Poren ein und ist überall, in mir und um mich...

Da steht inmitten der Stille ein hohes Haus mit freundlichem Dach, es sollte einladen und ist doch so stumm, es strömt Kälte aus und wesenlosen Hauch aus weit geöffneter Tür. Unheimlich die vielen leeren Fenster, wie Löcher in einer Wand, wie blinde Augen.. „Das ist fast wie Mord!" Wer von uns hat es ausgesprochen?

Häuser haben ihre Seelen. Ich glaube, daß leise geistige Kräfte, Spuren von Lebensgeist und Schicksal, Gedanken und Sehnsüchte derer, die dort ein- und ausgegangen, viel später immer noch darin wohnen. Anders sind mir die Stimmungen in manchen Häusern nicht erklärlich.

Wo ist die Seele dieses Hauses? Sie ist in die Wildnis der Berge entflohen, in die große Stille. Man hat sie vertrieben, als man das Haus erbrach und plünderte.

Wir gehen durch alle Räume und flüstern nur, als fürchteten wir, jemanden zu wecken. Wir versuchen, uns wohnlich einzurichten. Und abends wollen wir lange nicht unter Dach gehen, wir sitzen lieber auf den rauhen Gletscherschliffen oberhalb der einstmals so stolzen Elberfelder Hütte und schauen zu unseren Bergen auf. Einen weiten Weg sind wir heut schon gewandert — den Drei-Seen-Weg in das Größnitztal. Heute morgen haben wir den ersten Bissen Brot seit vielen Tagen gegessen — das Brot haben wir uns durch stundenlanges Anstellen in Heiligenblut erkämpft. Wir haben die ersten Schritte in der Schobergruppe getan und doch ist mir, als kenne ich sie schon jahrelang. Meine ideale Landschaft, mein alpines Sehnsuchts- und Schicksalsland — in den unerhört farbigen, finsteren Bergen der Schobergruppe habe ich sie gefunden. Wir haben rote, grüne und blaue Berge gesehen und die farbigste aller Moränen am Größnitzkees, aus den Farben des Regenbogens gebaut. Wir sind am Langtalsee mit Müh' und Not einer hundertköpfigen Schafherde entronnen, die uns in den Abgrund drängen wollte. Und dann standen wir fassungslos vor der ausgeraubten Elberfelder Hütte.

Wie wir die Hütte am Morgen verlassen, ist mir, als sei sie schon ein bißchen heimeliger geworden, weil wieder Menschen sie bewohnen. Abends sind noch andere Bergsteiger gekommen, vielleicht haben wir alle die Seele des Hauses zurückgeholt?

Trotzdem mag keine Fahrtenfreudigkeit in uns aufkommen. Wir beschließen, zur Roßberger Hütte hinüberzugehn. Leise fällt Nebel ein und geisterhaft verschwinden die Berge um die Elberfelder Hütte vor unseren Augen.

Elberfelder Hütte 1949

Die Schobergruppe steht nicht hoch im Kurs. Keiner meiner Bergkameraden zeigt Stimmung für sie. Mit einer im letzten Augenblick gewonnenen Gefährtin steige ich von Heiligenblut zur immer noch unbewirtschafteten Elberfelder Hütte auf. Schon der Anstieg hat etwas Unwirkliches: Wie eine gläserne Wand umhüllt uns der Regen. Höher oben, bei den Seen, fällt in dichten Schleiern der Schnee. Es schneit Tag und Nacht. Wir liegen eine Woche lang auf der Hütte fest.

Eine Woche lang nur das Brausen der Wasser um uns, das sanfte Geklopfe von Schnee und Regen auf dem Dach... Ein einziges Mal kommen Menschen zu uns, das ist wie ein Fest. Es sind halb erfrorene Bergsteiger, die sich am Südwiener Höhenweg verirrt haben. Nach einem Festessen mit Unmengen von heißem Tee steigen sie eilends hinab ins Tal.

Wir führen ein seltsames Leben. Bald geht uns jedes Zeitgefühl verloren. Wir schlafen tagsüber und sitzen nachts wach. Unser Essen kochen wir in einem ungewöhnlichen Geschirr — zwar nicht in einem alten Hut, wie weiland Dr. Ampferer, aber in einem Waschkrug — dem einzigen Gefäß, das in der wieder einmal geplünderten Hütte vorhanden ist. Nur Holz und Heu gibt es genug — Judenburger AV-Mitglieder, die rührend eifrig die Hütte betreuen, haben Holz gemacht und Heusäcke gestopft. Wir schlafen im frischen, süß duftenden Bergheu. Zum Holzzerkleinern haben wir uns mangels Hacke und Säge eine sinnreiche Einrichtung ausgedacht, auf die wir sehr stolz sind: Wir legen die Scheiter hohl zwischen große Blöcke und werfen dann aus dem ersten Stockwerk einen großen Stein darauf. Wie die Urmenschen leben wir!

Und wie sich die Welt da draußen im Schnee verliert, versinkt auch manches andere für uns. Zuerst haben wir uns noch ein bißchen gefürchtet, wir zwei Mädchen in dem weltverlorenen Kar, in der unversperrbaren Hütte. Doch auch das Fürchten vergessen wir. Zu groß sind die inneren Erlebnisse. Oft habe ich das Gefühl, als seien wir schon gar nicht mehr von dieser Welt.

Dann werden wir wieder recht unsanft ins Diesseits zurückgerufen. In meinem Tagebuch finde ich kurze Bemerkungen darüber: ...„Susi verbrennt beim Trocknen einen Bergschuh; heute hat ein Großangriff von Bergwespen stattgefunden, aus dem wir nicht als Sieger hervorgegangen sind..."

Dann wirft einmal der Wind die Türe der Speiskammer zu. Wir stehen gerade beim Kammerfenster und schauen zum Hornkees hinauf. Dort oben ist der Wetterwinkel, und wir vermeinten, ein leises Aufklaren zu sehen...

Die Tür hat an der Innenseite keinen Griff. Wir sind gefangen.

Was für ein lächerliches Gefängnis, so eine Speiskammer. Und doch so gefährlich: das Fenster vergittert, die Türe nach innen zu öffnen. Und in der Küche ist die Ofentüre aufgesprungen, Funken stieben heraus —

Nach langen Mühen können wir uns mit Hilfe eines Stückchens Draht befreien. Und dann packen wir noch in derselben Stunde und laufen hinab nach Heiligenblut. Eine Woche lang haben wir keinen Gipfel gesehen. Doch ich gebe nicht auf. Wir umfahren die Schobergruppe über Lienz und steigen von St. Johann im Walde zur Hochschoberhütte auf. Und dort beginnt dasselbe Spiel von neuem: Wieder schneit es eine Woche lang...

Elberfelder Hütte 1952

Zum ersten Male nach dem Kriege ist die Elberfelder Hütte wieder voll bewirtschaftet! Eine vielköpfige Familie haust oben und erfüllt das Haus mit ihrem Leben. Sogar ein zweijähriges Dirndl ist im Rucksack aus dem Tale heraufgekommen. Die Hütte ist erstaunlich gut ausgestattet — es gibt wieder Matratzen und Decken und einen Ofen, man denkt daran, die Wasserleitung wiederherzustellen, ja sogar Nylonvorhänge entdecke ich. Bewundernswert sind die Leistungen der steirischen AV-Sektion Judenburg, die von der Schobergruppe räumlich so weit entfernt ist und doch liebevoll Hütte und Gebiet betreut. Jedes Jahr werden Arbeitsgruppen ausgesandt. Das Schutzhaus ist wieder eine Wohnstatt geworden.

Obwohl auch diesmal wieder der halbe Urlaub verregnet ist, gelingt es mir doch endlich, wenigstens ein paar Gipfel im Bereiche der Elberfelder Hütte zu ersteigen.

Brentenkopf-Südwestkante

Vom Hintersee aus haben wir über Schutt und Schnee die Brentenscharte erreicht. Viel Neuschnee liegt noch in Wänden und Graten, und wir müssen größere Ziele zurückstellen. Da kommt uns die Südwestkante des Südlichen Brentenkopfes (3019 m) sehr

gelegen. Sie bekommt viel Sonne und ist schon fast aper. Und die Brentenköpfe sind schneidige Gipfel — zwei dunkle Felshörner, die mit spitzen Fingern in den Himmel greifen.

Die Kante wurde 1928 durch die Grazer Dr. Angel und Frau erstmals begangen. Sonderbar sieht sie aus mit ihren flachen und glatten Platten. Und eigenartig ist auch die Kletterei: nicht gerade schwierig, doch manchmal „fahnden" wir vergeblich nach einem Griff. Mitten in den Platten finde ich ein ganzes Nest von Edelweiß. Und — kaum traue ich meinen Augen — gleich daneben ganze Büschel von Edelraute. Edelweiß und Edelraute! In dreitausend Meter Höhe! Die Anfangszeile eines Gedichtes fällt mir ein: „Mir ist wie einem, der Geburtstag hat..."

Eine verrostete Gipfelbüchse bestätigt uns durch ihren Inhalt, was wir schon aus dem Hüttenbuch der Elberfelderhütte wissen: wir sind seit 1928 — seit 24 Jahren — die dritte Seilschaft auf diesem Gipfel. 1928 — 1934 — 1946 sind die Jahreszahlen, die wir lesen und kaum glauben können.

Stunden verbringen wir auf unserer einsamen Hochwarte. Dunkel lasten die drei Großen des Gradentales — Friedrich, Irgi und Petzeck — über dem Tal. Sehr nahe ist der Glockner. Da ist die Spur, die gleich einer Schnur von dunklen Perlen hinaufführt zu den Gipfelfelsen. Wir sehen mit freiem Auge die Menschen am Glockner — viele Menschen, viele winzige Pünktchen in einer großen weißen Fläche.

Dort drüben die Vielen — die Allzuvielen. Hier sind wir allein. Dieser Gipfel gehört uns.

Einsame Gipfel im Hornkamm

(Nördliches Hohes Beil, 3099 m; Seekamp, 3110 m; Karlkamp, 3114 m)

Der Mittelsee ist der kleinste und schönste aller drei Langtalseen — dunkelgrün und klar. Auf Gras streben wir dem „milden, schön gestuften Grat" zu, der zum nördlichen Hohen Beil führt. Er wurde von der Seilschaft Dr. Angel so benannt, die ihn 1928 erstmals beging. Der Grat hält, was sein verheißungsvoller Name verspricht. Erst auf steinharten, griffigen Moospölstern, später wie auf steinerner Treppe kommen wir rasch höher. Noch ein niedriges, schneebedecktes Wandl — dann stehen wir auf dem nördlichen Hohen Beil. Arg dunstig und verschleiert sind die Berge. Über dem Irgi wälzt sich eine zähflüssige Wolkenmasse. Wir wollen aber unbedingt noch auf Seekamp und Karlkamp. Eine Wegbeschreibung gibt es nur bis zum Hohen Beil. Nun müssen wir uns den Weiterweg selbst suchen.

Eine Schuttrinne zwischen Karlkamp und Hohem Beil, die man dort gar nicht vermuten würde, ist der einfache Abstieg ins Innere Kretschitzkar. Es ist ein erdrückend einsames Kar, umschlossen von den glatten Ostwänden der Beilgipfel und den Südabstürzen von Karlkamp und Seekamp. Es sind durchaus keine bedeutenden Abbrüche — bestenfalls mögen sie 200 Meter hoch sein. Doch mir ist, als hätte ich noch nie solch furchtbare Wände gesehen wie die gleichförmigen Mauern der Beil-Ostwände. Tief unten im Kar liegt ein See, dunkel und namenlos.

Auf den Trümmern eines Bergsturzes irren wir umher und suchen die Schlucht zwischen Seekamp und Karlkamp — die Schlucht, vor der einst Purtscheller umgekehrt. Haltlos streichen glatte Plattenfluchten ab ins Kar. „Hier ist keine Schlucht!" erklärt mein Begleiter mit Bestimmtheit, und fast will ich es glauben und aufgeben. Doch wir strafen unsere eigenen Worte Lügen — wir suchen ja immer noch weiter. Da — ein leuchtender Schuttkegel, weit, weit weg allerdings, ganz unter den Seekampfelsen... „Wo ein Schuttkegel ist..." ich spreche den Satz nicht zu Ende. Schon hasten wir die Halden hinan.

Es ist eine gewundene Felsrinne, in die wir da etwas zaghaft hineinsteigen. Die Kletterei ist einfach, nur müssen wir uns erst an die Schichtung des Gesteins gewöhnen. Es ist ein durchsichtiger Quarz, dunkelgrau und golden flimmernd. Er greift sich herrlich kühl und glatt an. Höher oben gehts durch nassen Schutt; da sehen wir schon den Ausstieg zur Scharte. Spießige Blöcke hängen wie Dachbalken über uns herein. Wir umgehen sie auf schmaler Leiste — diese halbe Seillänge, zu der wir uns mit dem Seil verbinden, ist das einzige Schwierige an der ganzen Schlucht.

Sodann ersteigen wir aus der Scharte zuerst den Seekamp über einen Reitgrat und und große Blöcke, dann den Karlkamp über einen sonnigen, moosigen Grat. Er riecht wunderbar — nach Erde, Stein und Sonne.

Auch am Seekamp haben wir eine Gipfelbüchse gefunden. Wir waren die vierten Ersteiger dieses Berges innerhalb von 24 Jahren. Unser Zugang — die Westschlucht — wurde erstmalig 1933 von Th. Czibulka begangen.

Die riesenhaften, körnigen Platten der Karlkamp-Nordostkante sind eine feine Rutschbahn hinab zum tiefverschneiten Seekampkees. Ein stundenweiter Heimweg steht uns noch bevor. Wir sind zwölf Stunden unterwegs gewesen, zwölf Stunden einer kaum unterbrochenen, großartigen Anspannung; einer Auswertung seelischer, geistiger und körperlicher Kräfte, wie sie uns in solchem Maße nur eine Bergfahrt schenken kann.

Prijakt-Westgrat

Der letzte Fahrtentag. Der letzte eines Urlaubes, in dem es von vierzehn Tage dreizehn Tage lang schneite... Nun aber entsteigen die Gipfel gleißend und funkelnd den feuchten Schwaden. Die Prijakte strahlen in einem unglaublichen, nächtigen Grün. Prijakt — was für ein sonderbarer, aufreizender Name! Dunklen Ursprungs ist er und ungeklärt. Dunkel und geheimnisvoll sind auch die beiden Berge dieses Namens.

Auf den ersten Blick sehen sie fast wie Zwillinge aus, der Hohe und der Niedere Prijakt (3064 und 3056 m). Eingehend betrachtet wirkt aber der kleine Bruder viel mächtiger: Seine Wände sind höher, seine Grate mit Türmen und Zacken bewehrt, seine Ersteigung ist auf keinem Wege ganz leicht. Er hat auch mehr „Seiten" als der Große: eine ganz unheimlich zerrissene Westwand, den kühn gebauten Nordpfeiler und den herrlichen Westgrat. Der Kleine ist wie alle Kleinen. Er muß ein bißchen Getöse machen, damit er auffällt. Der Große ist behäbiger, stiller — eben groß — hat es aber in sich.

Wir haben bis Mittag gehofft, daß die Sonne den Schnee wenigstens an den „wichtigsten Stellen" wegtauen möge. Nun können wir nicht mehr länger warten. Wir wollen von diesem verlorenen Sommer wenigstens eine Fahrt heimbringen...

Punkt zwölf Uhr stehen wir beim Einstieg zum Westgrat des „Kleinen". Neuschnee in Rissen und Rinnen hebt die satte Farbe der Felsen. Die „Nase", ein winziger Vorbau der Prijakte, ahmt auf geradezu lächerliche Weise die beiden großen Gipfel nach. Unter unsren Füßen ist Eklogit — ganze Brocken dieses seltenen, grasgrünen und schwersten aller Gesteine, von dunklen Granaten durchzogen.

Dann stecke ich im Einstiegsriß und strecke mich nach einem hochgelegenen Griff. Ich habe kein gutes Gefühl, wenn ich diesen „Henkel" anschaue. Zwar blickt er solide und freundlich drein, und doch... Ach, man weiß es wohl immer vorher, daß einem etwas bevorsteht... Doch man kann nicht anders, als seinem Schicksal begegnen. Ich packe zu. Der Griff bricht aus. Lautlos falle ich aus der Wand, überschlage mich — und sitze wieder beim Einstieg.

Wenn nur der Gefährte... wenn nur der Gefährte nichts gesehen hat! Er sitzt abseits am Einstiegsplatz und war vorhin sehr eingehend mit dem Seil beschäftigt... Es wird

kein Wort gewechselt. Erst viel später einmal schrieb mein Gefährte, ihm sei damals das Herz stillgestanden, als er mich stürzen sah.

An jenem Tage führte ich nicht mehr.

Es war übrigens der einzige lose Griff am ganzen Grat.

Weiter! Wie Häuser so hoch türmen sich die Plattentafeln. Dunkelgrau ist hier der Fels und messerscharf. Und so rauh, daß einem die wilde, atemberaubende Kletterlust bei der ersten Berührung durch den Leib jagt. Ich lege meine Hände an den Stein und habe das Gefühl, als schließe ich einen Stromkreis.

Ein Riß unterbricht die Plattenleiter — ein schmaler Riß, wie ein Fragezeichen in der glatten Wand. Er ist mit Haken gespickt. Zwei davon benutzen wir zum Sichern. Das Seil zuckt in meiner Hand wie ein lebendes Wesen. Dann leuchtet der Blondschopf des Gefährten droben in der Sonne. Immer, wenn ich glaube, nun gehe es nicht mehr weiter, ist ein Griff da, eine winzige Schale für meine Fingerspitzen, sandgefüllt, aber fest. Dann tauche auch ich aus dem Schatten der Nordwand in die Sonnseite wie in ein warmes Bad.

Ich möchte jeden Griff und Tritt dreimal tun. Ich möchte jeden Zentimeter dieses vierhundert Meter hohen Grates auswendiglernen. Ich möchte diesen Weg für immer behalten. Dabei klettern wir gar nicht mehr — wir rennen. Man kann nicht langsam sein, wenn der Fels so herrlich ist.... Immer wieder die Riesenplatten, von schrägen Rissen durchsetzt. Schmale Leisten und scharfe Kanten. Durchwegs sehr steiler Fels. Es gibt nichts Flaches am Prijakt-Westgrat.

Aus einem düsteren, schneeigen Schacht stoßen wir plötzlich in die Helligkeit des Gipfels.

Große Berge sind um uns. Wir zählen sie her und tragen ihre Namen wie ein Lied auf den Lippen: Glockner, Glödis, Debantgrat ..Schon hat ein anderer Berg es mir angetan: der Glödis. Ein Berg wie eine schwarze Flamme oder ein Dolch aus dunklem Gestein...

Schon lange fühle ich, daß mein Begleiter, der nur ungern aus dem Sonnenland der Dolomiten in die rauhen Tauern gekommen war, etwas auf dem Herzen hat. Und dann kommt für mich erst der Lohn dieses Tages, dieser Fahrt. Ganz leise sagt der Kamerad, der sich der Kalkkletterei verschworen: „Jetzt weiß ich es — Tauernfels kann genau so schön sein wie Dolomit..."

Niemandsland

...ich umfasse dieses System mit den Blicken, ich liebe es wie mein Eigentum! Denn der Teil, auf dem ich mich jetzt befinde, war unbekannt und hat seit Millionen Jahren auf mich gewartet, während ihn zahllose Stürme gepeitscht, die Herbstregen bespült und die winterlichen Schneedecken eingehüllt haben...

(Sven Hedin, Transhimalaja).

Niemandsland ist niemandem zu eigen. Man kann es noch zu seinem Besitz machen. Unerforscht und unbesungen liegt es da und erschließt sich nur dem, der viel Liebe mitbringt. Die vielgenannten, vielbestiegenen Haupt- und Modegipfel gehören der Masse. Die Berge im Niemandsland gehören einem allein.

Im Debanttal, am Fuße der Schleinitz und der Rotspitze, liegt das Trelebitschkar. Man erreicht es nur in stundenweitem Anmarsch von der Lienzer Hütte. Es war mir bekannt. Ich hatte es mir erworben, es war mein geistiges Eigentum. Im Studium der Literatur, der Karten, in der ganzen geistigen Erarbeitung der Schobergruppe hatte ich gelernt, daß es auch so etwas wie theoretisches Bergsteigen gibt. Ich hatte ein hohes Glück darin gefunden — das Glück der Planung, dem der Tat mindestens ebenbürtig.

Nun wollte ich mir mein Niemandsland auch in der Tat zu eigen machen. Ich war allein in die Schobergruppe gekommen.

Von der Lienzer Hütte steige ich längs des Schulterbaches gegen die Kare unter den Rotspitzen an. In den grünen Almboden haben sich tiefe Rinnen gegraben, aus blühendem Almrausch leuchtet klarblaues Wasser, durchsichtig bis auf den sandigen Grund. Man könnte hier liegenbleiben, den blauen Himmel und die Wolken im Wasser betrachten, bis man schwindlig würde vor Glück. Man könnte hier bleiben — wenn nicht dort drüben die langgezogene Gratschneide dunkel vor dem Himmel stünde — der Trelebitschkopf und sein Ostgrat mit den beiden Erhebungen der Grünleitenköpfe, die mit Steilwänden nach Norden abfallen. Die Grünleitenköpfe sind noch unerstiegen, der Ostgrat ist unbegangen.

Ich lasse die blauen Wasser, die Almrosen hinter mir.

Alleingang: da leuchten die Farben des Erlebens tiefer und jeder Schritt hat doppeltes Gewicht. Über steiles Gras erklimme ich die Grünleitenscharte. Ein schmaler, feiner Grat führt wie ein Dachfirst hinüber auf den Kleinen Grünleitenkopf (2412 m). Weiße Quarzknollen quellen aus dunklen Blöcken. Der Große Grünleitenkopf (2542 m) sieht etwas plattig und abweisend aus. Doch ist er noch leichter ersteiglich als der Kleine. Schafe, die in üppigen Graspolstern gedöst haben, wollen mich unbedingt begleiten. Sie rennen mir nach und sind ein unglaublich komischer Anblick. Schafe sehen doch immer so aus, als seien sie schlampig in ihre Felle hineingenäht worden. Ich überquere die namenlose Scharte westlich des Großen Grünleitenkopfes im Laufschritt und lande außer Atem auf dem Ostgrat des Trelebitschkopfes.

Er beginnt mit einem Schuttfeld, schnürt sich aber dann zusammen. Es ist ein Grat, wie ich ihn gerne gehe — luftig, schmalschneidig, nicht schwierig, aber auch nicht leicht — gerade das Richtige für eine einsame Bergsteigerin. Die Kletterei zeigt Ähnlichkeit mit der auf der benachbarten Mirnitzschneid — drei kurze Kletterstellen blieben mir hier wie dort im Gedächtnis. Einmal ist es eine Platte, über die ich mich hinablassen muß. Dann ein luftiger Aufbau. An solchen Gebilden ist der ganze Kamm reich — manche sind nur meterhoh. Sie verleiten mich zum Bockspringen — ob sich das jetzt für eine ernste Bergfahrt ziemt oder nicht. Das Schönste kommt zuletzt — ein schwarzes Türmchen, zur Scharte vor der Gipfelwand abbrechend. Der Abbruch ist senkrecht, hat aber gute Griffe und Tritte in merkwürdig geschichtetem Gestein.

Die Schlußwand steht ernst und dunkel, fast ein bißchen drohend über mir. Wie ich aber angreife, verliert sie alles Rätselhafte. Wie immer, wenn ich allein bin, gehe ich sehr schnell und laufe förmlich die grauen Platten und Grasrinnen empor. Dann stehe ich auf dem Gipfel des Trelebitschkopfes (2838 m). Mein Niemandsland gehört mir für immer.

Über den Südwestgrat laufe ich hinab; hinab über Schutt und Gras; hinab zu dem namenlosen, malachitgrünen See am Fuße der schwarzgelb gefleckten Schleinitzwand. Ich bin unheimlich glücklich, geradezu unirdisch glücklich in dieser grenzenlosen Einsamkeit.. Sehr irdisch aber ist der Riesenstier, der plötzlich vor mir steht. Ich bin in ein Stierkar geraten. Die entlegensten Weideböden sind ja meist den Stieren vorbehalten.

Habe ich den See vorhin malachiten genannt? Ach nein, er ist bloß kalt. Aber das Waten im Wasser ist sehr erfrischend! So sehr, daß ich dem nächsten Stier, der am Seeabfluß auf mich wartet, eins über die Nase gebe: Dann klettere ich allerdings sehr schnell über ein überhängendes Wandl ab. Oben drängen sich meine „Freunde" Kopf an Kopf und machen verdutzte Gesichter.

Schon nahe der Waldgrenze liegt eine Halterhütte. Die Sennerin jodelt zu mir herüber. Ich will aber jetzt niemanden sehn. Statt auf dem Hüttenweg gehe ich im Urwaldgelände, bis zu den Hüften im „Gedachs" versinkend, zur Lienzer Hütte zurück.

Niemandsland ist dem zu eigen, der es sich erwirbt. Aus ihm, der Heimstatt der Bergeinsamkeit, blick ich hinüber zu den Modebergen und freu mich, daß es Zwischenreiche gibt, die mein sind.

Im Prititschkar

Das Wangenitztal und seine Seitentäler sind die „Sonnenseite" der Schobergruppe. Bis an 2000 m geht dort die Waldgrenze empor; einzelne Almen liegen noch höher, nur vergleichbar den sonnigen Kasern um Kals, die zu den höchstgelegenen der Alpen gehören.

Im Frühsommer schon ist dort ein überschäumendes Wachsen, Blühen und Duften. Das Gras ist kniehoh in 2000 m Höhe. Seltene und seltenste Alpenpflanzen gedeihen dort, vom Sonnentau in den wasserführenden Runsen über die Orchideenwiesen der Almregion bis zu den Soldanellenteppichen bei den Prititschseen, im schönsten gletschergeformten Kar der Schobergruppe.

Das Prititschkar ist der wildeste Winkel der Schobergruppe. Mit zwei Gefährten habe ich dort oben eine Woche lang in grenzenloser, überwältigender Einsamkeit verbracht. Eine Woche, während der wir keinen anderen Menschen und auch kaum ein Tier sahen. Wie aus einer anderen Welt sind wir dann hinabgestiegen zu den bewohnten Almen des Wangenitztales.

Eine Fahrt aus dem Prititschkar kann ich als meine schönste in der Schobergruppe bezeichnen: den gesamten Südostgrat des Petzecks (3283 m).

Ich habe schon großartigere Berge gesehen als das Petzeck, ich habe schwierigere und gefährlichere Wege begangen als seinen Südostgrat. Doch diesen schönsten Zugang zum zweithöchsten Gipfel der Schobergruppe, den wir im Sommer 1955 entdeckt und erstmalig begangen haben, stelle ich über alles.

Warum mir gerade dieser Grat einen solchen Eindruck gemacht hat? Vielleicht war es die Einsamkeit, aus der wir emporgestiegen, das Bewußtsein, daß wir ganz auf uns allein gestellt waren? Oder die Tatsache, daß wir uns einschließlich des Zuganges zum Grat und auch des Rückweges zum Standquartier alles selbst suchen mußten? Wie es auch sei — es war alles „dran" an dieser Fahrt, alles, was sich ein Bergsteigerherz nur wünschen kann...

Es beginnt damit, daß wir uns einen Zugang zur Unteren Prititschscharte suchen — bei einer Neufahrt am Kleinen Petzeck (2798 m) hatten wir in den Platten der benachbarten Zenitzen (2591 m) eine, wenn auch reizvolle, Fleißaufgabe gemacht. Diesmal aber wollten wir einen normalen Weg haben. Und wie noch so oft an diesem Tage werden wir beschenkt: Wir finden nicht nur den besten Zugang, sondern ein Steiglein obendrein, auf dem wir in die Untere und noch ein gutes Stück gegen die Obere Prititschscharte zu gelangen. Der Anblick gigantischer Plattenverschneidungen in der Westwand des Kleinen Petzecks läßt uns die Anstiegsmühen vergessen. Dann sind wir wieder in der Oberen Scharte, die wir schon von der ersten Überschreitung des Kleinen Petzecks her kennen, und beschäftigen uns mit der Kammfortsetzung zu Punkt 2951. Langsam bewegen wir uns über Blockgruppen und Firn.

Eine herrliche Spannung liegt geradezu greifbar über uns: Läßt sich die Zackenreihe des Grates vor uns erklettern oder umgehen, gehören diese wild zerhauenen Felstürme überhaupt zum Südostgrat? Und wenn sie kletterbar sind — warum hat dann der Erstbegeher des Petzecks aus dem Prititschkar, J. Waizer, lieber die Schutthänge der Ostseite mit ihren Umgehungen gewählt als den naturgegebenen Zugang, der sich geradezu anbietet?

Nur die Tat kann dieses Rätsel lösen und mich von den unbeschreiblichen Gefühlen befreien, die mich erfüllen: Angst vor dem Unbekannten und gleichzeitig wilde Gier, es zu erforschen und zu erleben...

Im Aufwärtssteigen ändert sich unseren Augen das Bild des Grates alle paar Minuten: Einmal drohen die Türme gelb und rot wie Fackelbündel, dann schieben sie sich wieder ineinander zur einladenden Riesentreppe. Manchmal wieder tun sie so, als gehörten sie überhaupt nicht zu unserem Grat. Die Worte, die wir wechseln, sind immer die gleichen: „Ganz leicht" oder „unmöglich".

Ich bin wie eine Waage, der man zuviel Last aufgebürdet hat — der Zeiger schlägt über das Maß hinaus. Ich bin wie eine Waage, der man plötzlich alles Gewicht nimmt — der Zeiger schlägt über das Maß hinaus.

Etwas Ablenkung bieten die landschaftlichen Reize unseres Weges: der wilde Felszirkus des Prititschkares, aus dem die blassen Prititschseen heraufglänzen, ein Ahnen nur einer lichtvollen Landschaft. Ein Zipfelchen der Wangenitzseen, freundlich im Grünen, von Sonne beschienen. Und droben der Petzeckgipfel, geheimnisvoll mit Nebelschleiern verhangen, so wie uns unser Weg, die Zukunft noch verhüllt ist.

Längs der zerrissenen Gratschneide steigen wir von Punkt 2951 ab, kommen an einem vollkommen „unlogischen" Turm vorbei, der einem Riesenpilz gleicht, schwingen uns über ein waagrechtes Gratstück und laufen eine glatte Platte hinauf. Bis zur letzten Sekunde, da wir Hand an die Felsen legen, bleibt uns der Grat ein großes Rätsel. Die unerträgliche Spannung, die ich trotz allem nicht missen möchte, zerreißt der erste Donnerschlag. Und schon rauschen die Graupeln hernieder.

Plötzlich bin ich ganz ruhig. Wir sind alle sehr still, wie wir da auf der Platte zu dritt im Zeltsack kauern. Anderthalb Stunden vergehen wie im Fluge. Zum Schneiden dicker Nebel und die sanfte Melodie des Tropfenfalles. Wir erwägen schon ernstlich, über das nahe Prititschkees — einst ein zerklüfteter Eishang, heute ein gleichmäßig geneigtes Firnfeld — abzufahren.

Da — das Trommeln auf dem Zeltsack wird leiser, verebbt... In einer Regenpause stürmen wir los. Der helle Wind trocknet die Felsen im Nu. Erich mit dem großen Rucksack verschwindet auf dem Kopf des ersten Turmes. Ich komme nach, halb verschlafen noch von der langen Rast — doch schon nach den ersten Metern bin ich hellwach. So etwas von Griffen und Tritten hab ich noch nie erlebt. Und so geht es weiter, den ganzen Grat empor — eine Reihe schönster und genußvollster Kletterstellen. Das großblockige Gestein von einer Eigenart und Güte, wie ich es noch niemals gefunden. Keiner denkt an das Seil, das wohlverwahrt im Rucksack ruht.

In glatten Mauern stürzt die Gratschneide ab zum Prititschkees. Nach Westen ziehen wüste Eisrinnen und Blockrippen. Es regnet wieder, doch wir nehmen es nicht zur Kenntnis. Manchmal am Grat, dann wieder, wenn Blitz und Donner zu arg werden, knapp unter der Grathöhe klettern wir jeder auf seinem eigenen Weg dahin. In einer halben Stunde bringen wir so 200 Höhenmeter im Fels hinter uns!

Knapp vor Punkt 3136 bricht das Unwetter mit aller Macht los. Wir werfen die Pickel weg und kriechen wieder in den „Zdarsky". Es wird langsam feucht. Doch auch die verlorenen Stunden im Zeltsack möcht ich nicht missen, das Schweigen mit den Gefährten, wenn der Donner ganz nahe ist... Ich habe das Gefühl, er zieht über uns herum und sucht uns..

Es gehört auch zu dieser Fahrt, daß wir uns dann im dichten Nebel doch noch den Gipfel erkämpfen. Langsam stapfen wir Schritt für Schritt auf verfirntem Kamme dem Gipfel zu, den wir nur ahnen können. Wir leiden alle unter dem Wetter. Ich glaube nicht mehr, daß ich den Gipfel erreichen werde. Ich halte mich an jedem Felsblock fest und schleppe mich hinter den Kameraden her. Aber ich gehe doch immer weiter, bis es nicht mehr höher geht.

Und dann reißt es für Augenblicke auf, wir sehen die lehmigblauen Gradenseen, die Roßberger Hütte, die Polarlandschaft des Gradentales. Hier ist noch Winter. Wie freuen wir uns auf unsere Sonnenseite im Prititschkar.

Beim Abstieg genieße ich jeden Meter. Der unerträgliche Druck läßt langsam nach. Wie wir am Nachmittag im Sonnenschein die erste Mahlzeit des Tages einnehmen, ist alle Mühe vergessen. Noch aber müssen wir uns den Heimweg in weglosem Gelände suchen. Zwei wilde Felssporne zerschneiden die Kare, die wir auf Schneefeldern durchqueren. Wie durch ein Wunder finden wir auf den ersten Versuch die besten Überhänge an beiden Spornen. Sehr langsam gehts zur Unteren Prititschscharte empor. Und dann

glänzt schon das Dach unserer Unterkunft herauf. Nur eine primitive Steinhütte, und doch freuen wir uns auf unser „Heim"!

Wann werde ich es wieder erleben, dieses Einmalige eines selbstgefundenen Weges, der vom Anfang bis zum Ende mein und meiner Gefährten eigen ist — unser Traum, unser Plan und unsere Tat vom Aufbruch bis zur glücklichen Heimkehr?

Am Kleinen Ralfkopf (2958 m)

Erste Begehung des Südostgrates, erste Überschreitung

Nach unserer einsamen Woche im Prititschkar waren wir recht froh, auf der bewirtschafteten Lienzer Hütte wieder unter Menschen zu sein.

An einem strahlenden Sonntagmorgen verließen wir die Hütte erst um 9 Uhr vormittags. Es galt dem Kleinen Ralfkopf. Wie auf das Kleine Petzeck, dessen Südostgrat wir erstmalig begingen und dessen erste Überschreitung wir vollführten, war auch auf diesen Berg bisher nur ein Weg bekannt. Und der ist im Schobergruppenführer unrichtig und irreführend veröffentlicht. Der Gipfelturm, das Schönste und Schwierigste am ganzen Berg, ist überhaupt nicht erwähnt. Die Erstbegeher sind anscheinend nur bis zu einer vorgelagerten Erhebung gelangt.

Wir haben an diesem Morgen nicht viel „Geist". Es herrscht eine sehr weiche Stimmung, wie wir uns über steiles Gras und Schutt gegen Punkt 2646 hinaufschinden. Wir müssen den Debantbach und andere „junge" Bäche unzählige Male queren. Es ist, als wollten sich alle Keese und Schneefelder an einem einzigen Tage auflösen.

Langsam, mit Rasten, Pausen und Gesprächen über alles, nur nicht vom Berg, kommen wir doch voran. Schließlich einigen wir uns auf einen Versuch.

Ein Schuttfeld zieht vom Grat herab, von Felszähnen umrahmt. Noch ist es Spiel, wie wir diese Begrenzungsfelsen erklimmen, jeden Zacken sorgfältig mitnehmen, Aufnahmen machen, die „schauerlich ausgesetzt" wirken sollen. Noch ist unser Tun ein Spiel. Doch über uns erhebt sich schon der richtige Grat.

Ein rötlicher Turm baut sich am Gratbeginn auf. Wir ersteigen ihn auf leichtem Wege über Blöcke und Schutt.

Ein bißchen länger hält uns der zweite Turm auf. Er ist an der Basis aufgebrochen und hat verzweifelte Ähnlichkeit mit einem lockeren Zahn. Erich macht sich gleich daran, den weit vorstoßenden Überhang zu bearbeiten. Ich aber habe ein entzückendes Quarzband entdeckt, das um den Turm herumführt wie ein Gang. Der Überhang erweist sich als viel zu zeitraubend. Wir klettern vom Band durch eine Verschneidung wieder zur Grathöhe. Eine Reihe mittelschwieriger Gratstellen überwinden wir in mannigfachem Auf und Ab. Ich eile beiden Kameraden voraus; der Gipfelturm läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Längst haben wir vergessen, daß wir nur einen Versuch machen wollten...

Am Fuß des Turmes seilen wir uns an. Ein herrlicher Riß führt zu einer dunklen Höhle, in der ich tief geborgen sichere. Heinz quert auf einem abgesprengten Block in die Luft hinaus. Dann kommen wir zu einer Platte, die Heinz mir schon angekündigt hat. Die Bezeichnung „toll" war nicht zu vielversprechend! An der fast griffl osen, wie gegossen aussehenden Riesenplatte arbeiten wir uns empor — jeder nach seiner Art. Erich läuft fast, es sieht aus, als berühre er den Stein gar nicht. Ich streichle den eisenfesten Felsen und schmeichle mich hinauf. Heinz folgt ruhig und kraftvoll.

Der letzte Aufschwung ...Erich geht ihn ganz an der überhängend abbrechenden Kante. Plattig und abgerundet, aber trotzdem genußvoll ist dort der schwierige Fels. Auf schmalem Bande steige ich aus und sehe meine Gefährten unter mir. Es sieht unheimlich aus. Ein winziger Gratzacken, auf dem Erich klein und verloren sitzt, nichts als Luft auf allen Seiten... Doch schon ist Heinz da und verbreitet Ruhe um sich.

Die letzten Meter zum Gipfel gehen wir wieder gemeinsam. Nach der Beschreibung im Schobergruppenführer müßte es jetzt „ohne Schwierigkeit" und „in wenigen Minuten" zum Kalsertörl gehen.

Doch wir trauen der Sache nicht ganz. Zu wild und abweisend ist dieser Turm, als daß er seine „Butterseite" haben konnte. Und wie wir gedrängt auf dem winzigen Gipfelchen hocken und nach dem „leichten Abstieg" spähen, werden Ahnung zur Gewißheit. Ausgesetzt gleich einem Dolomitenzacken, glattwandig und überhängend bricht der Gipfel nach allen Seiten ab. Kein fester Boden ist zu sehen. Es ist, als schwebten wir mit unserer Turmspitze im Leeren.

Nur eine Möglichkeit gibt es: eine fragwürdige Rippe, die gegen das Viehkofelkees hinabzieht, nach wenigen Metern aber schon abbricht. Heinz verschwindet als erster in der Tiefe. Er machts sehr spannend — wohlgesetzte Erläuterungen schallen von Zeit zu Zeit zu uns „Hinterbliebenen" herauf. Dann tönt das erlösende „Stand" doch viel früher als erwartet. Aber der Gefährte ist nicht zu sehen und die Spannung hat kaum nachgelassen. Ich steige nach. Die Rippe zieht hinaus ins Bodenlose. Doch der Fels ist so rauh, daß man sich trotz aller Ausgesetztheit sicher fühlt. Mit einem abdrängenden Quergang unter überhängender Wand lande ich bei Heinz in einer Scharte. Noch scheint nicht alles gewonnen! Die Gratfortsetzung zur Ralfscharte sieht schneidig aus. Erich, der sich allein auf dem „Mastkorb" sehr einsam fühlt, kommt herab. Und dann finden wir einen Übergang zur Ralfscharte, der uns wie eine Straße anmutet nach all den Überhängen.

Im Blockwerk der Scharte rasten wir lange im Angesicht des Glockners. Dann steigen wir über ein sehr steiles Schneefeld hinab aufs Viehkofelkees. Dort erst löst sich die Spannung. Wie die Kinder toben wir den Blockhang hinab, den wir vor Stunden hinangekeucht. Unbeschwert, hundertmal springen wir über die zahllosen Bäche und Wasserläufe, auch wenn wir nicht springen müßten (und gerade, weil wir nicht mehr müssen!). Ein Gewitter jagt uns im Laufschritt in die Hütte.

Hohe Wanderung

Der Grat vom Griedenkarkopf zum Kroker

Der Grenzkamm zwischen Schober- und Glocknergruppe ist von Dr. Angel und Gefährten 1928 erstmalig als großzügige Kammüberschreitung entdeckt und begangen worden. In seiner ganzen Ausdehnung von den Griedenkarköpfen bis zum Kroker (sehr leistungsfähige Bergsteiger können auch noch das Tschadinhorn und das Böse Weibele in die Überschreitung einbeziehen) umfaßt er zehn selbständige Gipfel, wovon drei über 3000 m hoch sind. Diese hohe Wanderung zwischen den dunklen Bergen der Schobergruppe und der lichten Glockner-Südlandschaft ist von ganz eigenem Reiz. Besonders, wenn man sie wie ich als Abschiedsfahrt von der Schobergruppe wählt.

Auf dem Südwiener Höhenweg waren wir zum Kesselkeessattel emporgestiegen und hatten den Hohen und Mittleren Griedenkarkopf überschritten. Am nördlichen Griedenkarkopf beginnt ein entzückender Grat. Leicht und genußvoll ist die Kletterei über große Blöcke.

Die großartige Südansicht der Glocknergruppe tut sich uns auf. Wie abgegriffen ist doch das Bild von Norden! Tausendmal vervielfältigt, immer das Gleiche: Hofmannsgletscher, Gipfel, Pallavicini. Kaum einmal sieht man den Glockner von anderen Seiten fotografiert. Freilich hat ein solches Bild nicht das Schneidige, Wilde der Nordabstürze. Aber auch nicht deren Unruhe und Zerrissenheit. Von Süden gesehen ist der Glockner wahrhaft groß: wie aus dem weißen Branden der Gletscher der blaugrüne Gipfel sich erhebt, ein Bild der Ausgewogenheit und Ruhe.

Die Berglandschaft im Süden und Osten des Glockners ist von einer wüstenhaften Anmut. Sandig wirken die nackten Bratschengipfel um die Glorer- und Salmhütte. Flach ist das Land; weiß, gelb und braun sind seine Farben. Von unsrem Weg haben wir Einblick in diese Landschaft. Wir sehen die phantastischen Windschliffe der „Schwerter" am Schwerteck, zwei ebenmäßige, scharfe Bratschengrate.

Was für ein Gewaltiger ist doch der Rote Knopf, der höchste Berg der Schobergruppe! Man sieht es erst, wenn man sich von ihm entfernt. Wie Fangarme spannt er seine dunkelroten Grate aus. Über dem Größnitztal öffnen sich die blanken Becken der Langtalseen. Verlorenes Rauschen dringt zu uns herauf.

Im Ödland der Dreitausender beginnt die hohe Wanderung, am Kroker klingt sie in sanften Wiesen mit braunen Heuhütten aus. Unser Weg neigt sich dem Tale zu — aus der Bergeinsamkeit in die Betriebsamkeit von Heiligenblut. Noch von ferne, aber unverkennbar, dringt Motorengeräusch in unsere Stille. Da versuche ich, mein Erleben in der Schobergruppe in mir zusammenzufassen, bevor der Alltag über uns zusammenschlägt.

Bis zu jenem Tag am Grenzkamm war ich fest entschlossen gewesen, niemals auch nur ein Wort über die Schobergruppe verlauten zu lassen. Ich bin diesem Entschluß auch in all den Jahren, da ich in die Schobergruppe gezogen, treu geblieben.

Doch irgendwo auf unserer hohen Wanderung hatte ich mir plötzlich gewünscht, diesen Grat einer Gruppe von jungen Leuten zu zeigen: einer Jungmannschaft etwa, die zum erstenmal im Hochgebirge sein müßte; oder Bergsteigern, die die Einsamkeit suchen gleich mir.

Da weiß ich: Nun ist die Zeit gekommen, von der Schobergruppe zu erzählen.

Anschrift des Verfassers: Liselotte Buchenauer, Graz, Theodor-Körner-Straße 47/I.

Südtirol

(Streiflichter und Erinnerungen eines Jahres)

Von Rudl Seiwald

Zehn Kilometer lang ist die Luftlinie vom Gipfel der Hochwilde bis in den Stadtkern von Meran. Nur zehn Kilometer — aber sie umschließen Welten. Sie umschließen die Eisregion des Hochgebirges, Kare und Almböden, rauschende Wälder, Kastanienhaine und Weingärten, und auch die Palmen des Tappeinerweges. Sie umfassen auf kürzester Strecke den herben, kühlen „Norden" und den weichen, duftenden „Süden", sie führen von der rauhen Luft der Dreitausender in einem einzigen Siebenmeilenschritt hinab in das Becken von Meran, das nach dem Urteil der Wetterbeobachter im ganzen deutschen Sprachgebiet die meisten Sonnentage des Jahres hat. Sie verbinden in kühnem Schwung First und Herzstück des Landes — die Gipfel und Grate der Heimatberge mit dem alten Stammschloß Tirol.

Da saßen wir eines Abends. Wir waren vom Ortler gekommen. Dieser wahrhaft königliche Berg im Süden Tirols war Jubilar geworden (wenn wir so anmaßend sein wollen, die ewigen Berge nach menschlichem Maßstab zu messen). Vor genau 150 Jahren war er vom Passeirer Josele, einem Zeitgenossen und Nachbarn Andreas Hofers, zum erstenmal erstiegen worden. Der Besuch zum Tage der 150. Wiederkehr der Erstersteigung sollte unser Glückwunsch sein und eine Verneigung vor König Ortler, der uns, von Neuschnee bedeckt, die vom Wind gezackte Schneekrone auf dem Haupt, in einem Hermelinmantel empfing. Nach frühem Aufbruch von der Payerhütte standen wir schon bald am Vormittag zu 30 Mann auf der Firnschneide des Gipfels und erlebten eine wirkliche Feierstunde. Die bergsteigerische und heimatverbundene Sinngebung dieses Gedenkganges bis nahe an die Viertausendmetergrenze verband sich mit herrlich weiter Schau. In wogenden Nebelballen und blitzenden Firnhängen spielte das Sonnenlicht, die Königswand lag gerade vor uns, und bei uns sah man nur strahlende Augen inmitten dieser prächtigen Hochgebirgswelt.

Während wir auf dem Berge standen und dann wieder zu Tale stiegen, war in Trafoi der Alpenverein Südtirol aus dem gleichen Anlaß, der uns auf den Gipfel geführt hatte, zu einer Ortlerfeier versammelt. Von allen freudig begrüßt, konnten wir am frohen Ausklang dieser Feier noch kurz teilnehmen. Auf der Heimfahrt begleiteten uns Südtiroler Freunde das Vintschgau hinaus nach Meran. Frohe Lieder, heller Gläserklang und herzliche Worte, die den Gleichklang unseres Denkens und Empfindens erkennen ließen, beschlossen diesen schönen Bergtag. Es dunkelte schon, als wir durchs Passeier und über den Jaufen wieder nach Innsbruck hinausfuhren. Ein Altmeister der Dolomitenkletterer rief uns zum Abschied noch zu: „Kommt oft zu uns herein!" Auch das wollen wir als Gewinn dieses schönen Tages nicht vergessen...

Das Toblacherfeld ist eine Wasserscheide, doch fließen die Wasser der Rienz und der Drau nach beiden Richtungen noch weit durch deutsches Land. Der Kreuzbergsattel jedoch ist Wasserscheide und Sprachenscheide zugleich. Nur die Wasser, die nach Süden zur Piave eilen, fließen durch welsches Land. Im Norden fließen sie durch Sexten, der Heimat der Innerkofler. Michl Innerkofler, eines Pioniers der Dolomitenerschließung und Sepp Innerkofler, des legendären Toten vom Paternkofl, der 1915 an der Südfront als erster Tiroler Standschütze die Goldene Tapferkeitsmedaille erhielt. Der Kreuzbergsattel trennt auch die Dolomiten von den Karnischen Alpen. Bevor sie zu ihm absinken, zeigen sich die Dolomitenberge noch einmal von besonderer Größe, Formschönheit und Wildheit — die Umrahmung des Fischleintales mit Zwölfer, Einser und Dreischusterspitze und vor allem die steinernen Wächter an der Sprachengrenze, die Drei Zinnen.

In diesen von einmaliger landschaftlicher Schönheit begnadeten Winkel von Tirol zogen wir diesmal nicht zum Klettern, sondern auf Schifahrt aus. Beim Aufbruch in Innsbruck war das Wetter sehr unfreundlich, doch unsere Unentwegtheit wurde bald belohnt. Im Pustertal hatten wir schon blauen Himmel über uns, und wie Feuerzungen loderten die Zacken der Dreischusterspitze in den Abendhimmel, als wir durchs Innerfeldtal zur Dreischusterhütte gingen. Diese — jetzt einer katholischen Jugendorganisation in Rom gehörend — war durch einen freundlichen, alten Italiener bewacht, der uns gastlich empfing und nach besten Kräften bewirtete. Über beinharten Schnee stapften wir am nächsten Morgen talein nach Süden und dann rechts abbiegend durch eine mittelsteile Karmulde hinauf zum Gipfel des Hochebenkofls. Die ganze Wunderwelt der Sextener Dolomiten tat sich vor uns auf. Rings um uns standen im engeren Kreise Haunold, Dreischusterspitze, Zwölfer, Drei Zinnen, Cristallo, Hohe Gaisl, und hinter diesem engeren Kreise glänzten in weiter, sonniger Runde unzählige strahlende Gipfel. Ein ganz kurzer Grat führt auf den Birkenkofl hinüber — nicht zu glauben, daß dieser vom Höhlensteintal aus so mächtige Felsberg von der Innerfeldseite so leicht zu erreichen ist. Neben der prachtvollen Schau im Herzen der Sextener Dolomiten hatten wir an diesem Tag auch noch eine Abfahrt bei allerbesten Schneeverhältnissen und in einem Gelände ohne jede schwache Stelle. Ein beseligendes Gleiten durch rauschenden Firn brachte uns wieder hinunter in das frühlinggrüne Tal von Sexten — oh, du wunderschöne Gotteswelt!

Früher wurden die Berge von den Menschen gemieden. Ihre undurchdringlichen Wälder, durch die noch keine Straßen und Bahnen führten, und ihre großen Höhen machten sie unnahbar. Außer Hirten, Jägern und zuzeiten Goldsuchern kam kaum jemand in ihren näheren Bereich. Für den Großteil der damals lebenden Menschen galten sie als Sitz von Göttern und Dämonen, von guten und bösen Geistern, die heute noch in vielen Sagen im Bergland lebendig sind. Doch waren es sicherlich nicht nur diese psychologischen Momente, die den Schleier des Geheimnisvollen über die Berge breiteten — ihre gewaltigen Massen standen wie Mauern zwischen den bewohnten großen Ebenen, aus ihnen brachen zur Zeit der Schneeschmelze mit elementarer Gewalt die wilden Wasser, auch war der Boden karg und schwerer zu bearbeiten, als in den fruchtbaren Niederungen, dies alles bewirkte einen gewissen Abstand von den Bergen. Erst später, als die Menschen zusammenrücken mußten, griffen sie auch nach dem Bergland. Der Fortschritt der Technik baute Straßen, Brücken und Tunnels für friedliche und kriegerische Zwecke, und wieder später, als die Menschen in den großen Städten instinktmäßig fühlten, daß ihnen etwas Wesentliches fehle, suchten und fanden sie dieses Fehlende in einem naturnahen Erleben in den Bergen. Naturschönheit, Erholung und Abenteuer suchende Menschen ziehen in unseren Tagen in großer Zahl in das früher gemiedene Gebirgsland. Auch die Wildwasser, die einst der Schrecken der Täler waren, sind heute zum Teil von den Menschen gebändigt. Große Staubecken sammeln die Schmelzwasser, von denen sie dann gleichmäßig zu den Elektrizitätswerken geleitet werden, die Licht- und Kraftstrom verteilen. Das „weiße Gold der Alpen" ist zu einem wichtigen Faktor der modernen Wirtschaft geworden. Der größte der Südtiroler Stauseen liegt in der Senke des Reschenpasses. Mächtige Staumauern erweitern das Becken der früheren natürlichen Seen. Diese Ausnützung der Wasserkraft hat Opfer gefordert. Wiesen und Äcker und auch die Ortschaft Graun sind vom Wasser bedeckt, und bis an die Häuser von Reschen hinauf spülen die Wellen.

In dieses Gebiet führte eine Oster-Schifahrt. Dort ungefähr, wo von der versunkenen Ortschaft Graun nur mehr der obere Teil des Kirchturms aus der großen Wasserfläche ragt, zieht nach Osten das Langtaufers, das zur Weißkugel hinaufführt, und neben anderen Tälern die Wasser des Weißkugelkammes zu Tale leitet. Bei der Anfahrt sahen wir die gefällebrechenden Mauern im Bachbett, die die Gewalt der Schmelzwasser bändigen sollen. Noch war es aber nicht so weit. Noch lag auf den nordseitigen Hängen Schnee bis ins Tal und im Hochgebirge war noch tiefer Winter. Zwei Straßenschleifen führten hinauf zu dem freundlichen Kirchlein von Pedroß, und bald waren wir in Kapron, wo wir bei Bauersleuten übernachteten. Hier, kaum 10 km abseits der großen Hauptstraße über den Reschenpaß, über den der Osterverkehr in ununterbrochener Folge hastete, schienen wir in eine andere Welt, in eine andere Zeit versetzt. Bei einem gemütlichen Beisammensein in der warmen Stube erfuhren wir, daß alles, was wir hier sahen, von den Bauersleuten selbst hier angefertigt war, das Haus, aus vierkantig behauenen Bäumen gefügt, die Tische und Stühle und Fensterläden. Tischdecken und Vorhänge und

die linnenen Hemden waren selbst gewebt und ebenso der dicke, rauhe Loden, mit dem die beiden hochgewachsenen Söhne gekleidet waren. Gerade daß das elektrische Licht brannte, sonst hätte man meinen können, auf einem Einschichthof in alter Zeit zu sein. Welch ein Unterschied! In den gleichen Tagen, in denen man in der Stadt die Kartoffeln beim Händler holt, einen schiefgetretenen Schuhabsatz schon nicht mehr selbst aufrichtet, wegen allem und jedem sich auf Hilfe anderer verläßt, auf die Feuerwehr, auf die Polizei, auf die Krankenkasse, in diesen gleichen Tagen sind die Bauern in diesem eigentlich gar nicht sonderlich abgelegenen Hochtal selbständig und unabhängig, ihre eigenen Ernährer, ihre eigenen Handwerker und ihre eigenen Helfer in Krankheit und Not. Tiefe Achtung erfüllte uns für diese Menschen bei ihrem harten, genügsamen und doch so zufriedenen Leben. Später am Abend rüsteten sich Mutter und Söhne, der Vater war schon verstorben, zur Ostermesse, und so selbstverständlich und echt wirkte diese Frömmigkeit, daß wir unsere freundlichen Wirtsleute gerne dabei begleiteten. Wie alle anderen Häuser in der Nachbarschaft, blieb das Haus unverschlossen zurück...

Am Ostermorgen stiegen wir zum Danzebell auf. Das Wetter wechselte launenhaft ein paarmal sein Gesicht, auf dem Gipfel aber hatten wir Sonne und einen schönen Blick auf die westlichen Ötztaler und auf die Berge des Engadins. Der Ortler aber war verhängt. Eine flotte Fahrt über weite, freie Hänge, erst zuletzt durch steileren Wald, brachte uns wieder ins Tal. Nachmittags fuhren wir nach Reschen hinaus und gingen am Abend noch nach Südwesten ins Rojener Tal, wo wir nach etwa 2 Stunden Marsch bei einbrechender Dunkelheit in Rojen selbst gerne Rast machten. Einfachheit, Biederkeit und natürliche Frömmigkeit zeichneten auch hier wieder die Menschen, denen wir begegneten — unvergeßlich der alte, gebeugte Bauer mit seinem Bart und seinem Griff zum Weihwasser, als er in die Stube trat, verehrungswürdig und ein lebendiges Egger-Lienz-Bild von eindringlicher Wucht und Bodenständigkeit. Es war nur ein kurzer Besuch in Langtaufers und in Rojen, vielleicht waren wir glücklich, besonders nette Menschen zu treffen — was wir gesehen haben, hat uns diese Bergbauern prachtvoll und lebensstark gezeigt.

Am Ostermontag früh begleitete uns zeitweise lustiges Schneetreiben auf unserem Wege zum Grionkopf hinauf, es gab manchmal eine richtige Weihnachtsstimmung. Wir hatten keine Fernsicht, aber wieder eine gute Abfahrt und einen guten Rückmarsch durchs Rojener Tal hinaus. Nur noch Schneeflecken leiteten uns über die letzten Hänge nach Reschen hinunter, daneben blühte schon der Krokus und draußen im Inntal standen schon die weichen Palmkätzchen an den Weiden — wir hatten wieder einmal Weihnachten und Ostern an einem Tage erlebt.

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts wurde unter den Klängen der Marseillaise der Versuch gemacht, Europa auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Dieser Versuch, und die Auflehnung dagegen, kosteten viel deutsches Blut. Heimatliebe lehnte sich gegen Napoleons „Gleichschaltung" auf. Symbole dieser glühenden Heimatliebe und zugleich deutschen Tragik, weil bei dieser Auseinandersetzung die Tiroler ja auch gegen andere deutsche Stämme kämpfen mußten, sind für Tirol die „Sachsenklemme" und der Berg Isel. Andreas Hofer war der Kommandant des Aufstandes in Tirol. Nach dessen Niederwerfung war als Oberkommandierender sein Kopf verwirkt. Die menschliche Größe, mit der dieser einfache Tiroler Bauer und Gastwirt Verlassensein und Tod ertrug, hat ihm geschichtliche Würdigung gebracht. „Wer hohen Mut's sich rühmen kann, den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang". In seinem Liede heißt es: Es blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz... Ganz Deutschland! Ob die vielen Tausende von Reichsdeutschen, die in einem nicht abreißenden Autostrom über den Brenner und Reschen gegen Süden fahren, wohl manchmal an diese Worte denken? Oder in der Hast der heutigen Tage etwa glauben, daß „Bressanone", „Brunico", „Merano" usw. italienische Orte seien? In der Heimat Andreas Hofers!

Vielleicht sogar noch mehr als selbst Andreas Hofer kann ein anderer Mann von 1809 in dieser Frage ein eindringliches Beispiel geben — Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Als man ihm nach der Niederlage den Prozeß machte, wurde er befragt, ob er nicht gewußt habe, daß der Feuereinstellungsbefehl ergangen war. Man hat ihm die ausweichende Antwort, die sein Leben gerettet hätte, direkt in den Mund gelegt, er aber sagte wahrheitsgetreu: Ich habe es gewußt. Für ihn war ein Ja ein Ja und ein Nein ein Nein, und für diese unbedingte Wahrhaftigkeit ging er in den Tod. Kann man die sittliche Größe dieses Mannes

heute überhaupt noch nachfühlen und verstehen? Eines Mannes, der lieber den Tod auf sich nahm, als eine Unwahrheit zu sagen! Ein kleiner Funken dieser Wahrhaftigkeit allein schon würde viele Schwierigkeiten unserer heutigen Zeit zerteilen und Boden schaffen für ein besseres Verstehen unter den Menschen.

Es war an einem Sommerabend im Gastgarten beim „Wirt an der Mahr". Wir kamen von einer schönen Bergfahrt zurück, vom Peitlerkofl. Am Vortag waren wir erst spät abends von Innsbruck losgefahren, denn wir wollten ja nur mehr bis zur Brixner Schihütte. Dort angekommen, lag der Weiterweg im Mondlicht so einladend vor uns, daß wir weitergingen. Wir verliefen uns glücklich zu weit ins Lüsener Tal hinaus, stolperten ein Bachbett aufwärts und suchten vergebens eine uns angesagte bewirtschaftete Almhütte. Bis es uns zu dumm wurde und wir in den nächsten Heustadel krochen. Das hätten wir schon viel früher tun sollen. Aber es hatte nicht geschadet. Müde wie wir waren, schliefen wir, so wie wir uns flachlegten, bis zum Morgengrauen durch.

Und dann der erste Blick am nächsten Morgen! Steil über uns lagen die Nordwände der Aferer Geiseln, von einzelnen dünnen Nebeln verhangen, in die das erste Sonnenlicht fiel. Nach Osten anschließend der mächtige Peitlerkofl, der in seiner Form an den Zwölfer in Sexten erinnert, ebenfalls im Licht der ersten Morgensonne — ein beglückender, wunderschöner Anblick. Über frisch abgemähte Almböden, die noch die gleichmäßigen Schwünge der Sensen zeigten, ging es wie auf einem Teppich hinauf zum Fuß der Wand. Zart und duftig und weich waren Farbe und Umriß der Almwiesen mit ihren Zirben und Lärchen und moosbedeckten Felsblöcken, zart und duftig über nebelerfüllten Tälern auch der Alpenhauptkamm weit im Norden, und sogar die schroffe Westwand und Nordwand des Peitlerkofls, denen sonnendurchstrahlte, zarte Schleier jede Härte nahmen — ein einmalig schöner Anstieg an jenem herrlichen Morgen. Auch die Kletterei war sehr vergnüglich. Mit Ausnahme einer Seillänge, die unsere ganze Aufmerksamkeit forderte, ging es so flott und lustig höher, daß das Klettern wieder einmal „der Erde schönster Sport" war. Die berühmte Fernsicht vom Gipfel war uns vorenthalten. Die Nebel aus den Tälern waren inzwischen hochgestiegen und verhüllten die schöne Welt. Bald waren wir aber wieder drunten im Lüsener Tal, fanden dort die am Vortag gesuchte Almwirtschaft zu froher Rast. Der Bauer hatte bei den Kaiserjägern in Innsbruck gedient und erzählte mit Stolz und in gutem Gedenken von dieser Zeit, fragte nach Bekannten, von denen wir ihm manches berichten konnten, obwohl der Mann viel älter war als wir. Seine Anteilnahme war rührend. Dann folgte die schöne Wanderung zurück zur Brixner Schihütte, mit herrlichen Blicken auf Peitlerkofl, Aferer Geiseln und Villnösser Geiseln, die oftmals märchenhaft schön zwischen aufbrechenden Nebelwogen standen.

Eine der sympathischesten Gestalten der deutschen Heldensage ist Dietrich von Bern. Von seinen und seiner Gesellen Taten ist von besonderer Beziehung zu Tirol der Kampf mit dem Zwergkönig Laurin, der die Kraft von zwölf Männern besaß und sich durch eine Tarnkappe unsichtbar machen konnte. Er lebte auf einem Berge bei Bozen, der über und über mit Rosen bedeckt war. Eines Tages raubte er Dietlinde, die Schwester Dietrichs, deren Liebreiz ihn entflammt hatte. Grimmig stürmte Dietrich von Bern die Burg König Laurins, überwand ihn trotz Tarnkappe und Zwölfmännerstärke im Zweikampf und holte seine Schwester zurück. Im Schmerz über ihren Verlust ließ Laurin alle Rosen verdorren. Nur manchmal, wenn die Sonne aus dem Etschtal scheidet, glüht wie in alter Zeit über und über rot König Laurins Rosengarten.

Wir wanderten von Blumau zur Grasleitenhütte. Steil zieht die Straße nach Tiers hinauf und noch weit zieht sich der Weg von Tiers über St. Cyprian hinein ins Tschamintal. Mächtig beeindruckend grüßte der kühne Aufschwung der Westlichen Sattelspitze zu uns herab und verlor erst beim Weitermarsch in der Seitenansicht von seiner Schönheit. Endlich kamen wir doch in den wilden, von Wänden umragten und steilen Kanten durchrissenen Grasleitenkessel — ehrlich, der Weg war uns sauer geworden, denn schwer drückten die für einige Tage berechneten Rucksäcke an diesem warmen Herbsttag. Es war schon spät am Nachmittag, als wir zur Grasleitenhütte kamen. Doch kaum waren wir die Rucksäcke los, packte uns ungestüme Kletterfreude und bald steckten wir in der Südwand des Grasleitenturms. Klettern ist eine alle anderen Dinge ausschließende

Tätigkeit, und so verflog die knappe Zeit im Nu. Es dunkelte schon, als wir vom Gipfel im Abstieg zur Judenscharte waren, und gerade kamen wir noch aus den Felsen heraus, bevor es stockfinster wurde.

Am nächsten Morgen gingen wir schon früh über den Grasleitenpaß hinüber ins Vajolettal. Aus dem schattigen, leicht nebligen Rund des Kares brannten sonnenrote Wände und Zacken hinauf in das weite, klare Blau des Morgenhimmels. Leider hatten wir es wieder eilig. Die Ostwand der Rosengartenspitze wartete auf uns. Dieser langgehegte Wunsch fand dann auch an diesem Tag begeisternde Erfüllung. Wie mit der Schnur gezogen, führt der Steger Weg vom Fuß der Wand kerzengerade hinauf zum Gipfel, im unteren Drittel und im Ausstiegskamin wohl sehr schwer, alles in allem aber bestimmt eine der schönsten und dankbarsten unter den größeren Kletterführen der Dolomiten. Wie freuten wir uns über diese prachtvolle Kletterei, über dieses luftige und manchmal schon sehr ausgesetzte Hochklimmen in gutem Fels. Wie freuten wir uns auch, als wir dann auf dem Gartl vor den schlanken Türmen von Vajolet standen, die ein heißersehntes Ziel der Bergsteigerjugend sind, aber auch den älteren Bergsteiger immer wieder beglücken, und gleichsam als steinerne Finger nach oben weisen, weg von der Stickluft der Niederung, hinauf in reine, freie Welten, die sich jeder nach seinem Herzen einrichten und ausschmücken kann, in einen Tummelplatz von Mut und Kraft und Heimatliebe.

Am folgenden Tag stiegen wir über die Kante auf den Delagoturm. Wieder erfüllte uns helle Kletterfreude bei diesem schönen, luftigen Gang hoch über dem Burgametsch, wieder ging der bewundernde Blick hinaus nach Bozen und weit über das schöne Etschland. Es waren drei von frohem, vielfältigem Erleben bis an den Rand erfüllte Tage in „König Laurins Felsenburg".

In Blickweite des alten Stammschlosses Tirol fand dieses Bergjahr dann seinen schönen Ausklang... Auf den Höhen lag bereits Schnee, die Zeit für die großen Wände war vorüber, als wir im späten Herbst an Sill und Eisack entlang den gut vertrauten Weg nach Bozen fuhren. Strahlend und in prickelnder Frische brach der nächste Morgen an. In einem Farbenrausch sondergleichen brannte das Burggrafenamt, die weitausgedehnten Obstgärten, in denen da und dort noch späte Äpfel dick und rotbackig in der Sonne glänzten, die vielen Burgen an beiden Seiten des Tales und der buntgefärbte Wald bis hinauf zu den frischverschneiten Gipfeln, die weißglänzend auf all die herbstliche Pracht herunterschauten. Von den vielen schönen Eindrücken, die dieses Jahr gebracht hatte, war das Bild des Etschtales, wie es sich an jenem sonnigen Herbstmorgen zwischen Terlan und Meran auftat, das stimmungsvollste. Von Schenna gings dann hinauf auf den Ifinger. Freude und Übermut begleitete die Schar an diesem herrlichen Tag. Ein Teil von uns aber zog zur Fragsburg, wo der Alpenverein Südtirol das Fest seines zehnjährigen Bestandes feierte. Dort oben wiederholte sich auf kleinerem Raum noch einmal das unbeschreiblich malerische Bild des Burggrafenamtes. Aus ganz Südtirol waren Bergsteigerabordnungen zugegen, so daß dieses Fest den Charakter eines Familientages der Südtiroler Bergsteigerschaft gewann. Einen schöneren Rahmen dafür und einen schöneren Tag konnte man sich schwerlich denken. Nachdem unsere Kameraden vom Ifinger zurück waren, saßen wir noch lange in froher Runde auf der sonnigen Terrasse der Fragsburg. Bergbegeisterung und Heimatliebe klangen aus allen Worten und die Freude, mit lieben Freunden beisammenzusein und Erinnerungen auszutauschen, die in unseren Herzen lebendig waren.

Erinnerungen an schneidige Bergfahrten, an roten Fels und blauen Himmel und zwischendurch auch an Schnee und Sturmwind...

Erinnerungen an Zeugen geschichtlicher Vergangenheit, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet, Burgen und Kirchen, breit hingebaute Bauernhöfe und behäbige Gaststätten...

Erinnerungen an Menschen, die diese Vergangenheit mitgestaltet hatten, und deren Wirken heute noch lebendig ist...

Erinnerungen an Männer, die für dieses Land ihr Leben gegeben haben, oder opfern mußten, weil über ihnen die Fahne des Vaterlandes wehte...

Erinnerungen an Südtirol, an das Land zwischen Drei Zinnen und Ortler, an dieses gesegnete, von Schönheit erfüllte, sonnige Stück unseres Heimatlandes Tirol.

Anschrift des Verfassers: Rudolf Seiwald, Innsbruck, Egger-Lienz-Straße 92

60 Jahre Alpiner Rettungsdienst

Von Wastl Mariner

Sachwalter für Rettungswesen im ÖAV

Wenn sich die alpine Welt Österreichs im heurigen Jahre in mehr oder weniger feierlicher Weise an den Beginn eines organisierten Rettungsdienstes im ostalpinen Raum erinnert, dann geziemt es sich für den Alpenverein, nicht nur Rückschau zu halten und das Ergebnis dieser Entwicklung zu beurteilen, sondern auch seinen Anteil am Aufbau dieser segensreichen Hilfseinrichtung einer Betrachtung zu unterziehen, um festzustellen, inwieweit er seiner Verpflichtung als Bergsteigerverein nachgekommen ist und dies auch heute noch tut.

Es würde zu weit führen und es hieße Gesagtes und Geschriebenes wiederholen, wollte hier die Entwicklungsgeschichte im einzelnen aufgezeigt werden. In Kürze aber die bedeutungsvollsten Ereignisse des Auf- und Ausbaues des alpinen Rettungswesens der vergangenen 60 Jahre herauszugreifen, erscheint doch anläßlich des Jubeljahres angebracht.

Vorweggenommen und klargestellt werden muß, daß nicht etwa 1896 zum ersten Male alpine Rettungen durchgeführt wurden. Naturgemäß waren eben bereits schon in der ersten Zeit des Alpinismus Unfälle zu verzeichnen, und somit zogen auch mehr oder weniger bergsteigerisch geeignete Hilfsmannschaften zur Rettung aus. Die alpinen Vereine suchten durch Aufklärungsarbeit das Ausmaß der Unfälle herabzudrücken. So hat auch der Alpenverein schon bei seiner Gründung in Erkenntnis seiner Verpflichtung für die Sicherheit aller Bergsteiger, insbesondere in seinem Arbeitsgebiet gesorgt. Abgesehen von den Weg- und Hüttenbauten, der Schaffung von Führer- und Kartenwerken, der Ausbildung von Bergführern, die zur mittelbaren Unfallverhütung dienten, wurden die Hütten bereits in den ersten 25 Jahren seines Bestehens mit Rettungsmitteln, bergsteigerischer Ausrüstung und Verbandsmaterial ausgestattet und so für die damalige Zeit ausreichende Rettungsstationen geschaffen. Durch die Ausbildung der Bergführer in „Erste Hilfe bei Bergunfällen" war auch bereits der erste Schritt in personeller Hinsicht getan. Und wenn wir einen Blick in die Vereinsgeschichte werfen, so finden wir, daß bereits in den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts unsere Gebirgssektionen es waren, die die alpinen Rettungsunternehmungen durchführten, Hilfsmannschaften aufboten, die Hilfstätigkeit leiteten und deren Kosten trugen. Mit der zunehmenden Verbreitung der Bergsteigerei gegen die Jahrhundertwende wurde die Übernahme von Rettungskosten einerseits für die an den bergsteigerischen Brennpunkten liegenden Sektionen untragbar, andererseits reichten die bis dahin angewandten Maßnahmen zur raschen Hilfeleistung nicht immer aus.

Ein Antrag der Sektion Reichenau an den damaligen Zentralausschuß des D. u. ÖAV in Graz im April 1896 bezüglich der Regelung von Rettungskosten gab Anlaß, sich mit der Frage eines „organisierten" Rettungsdienstes zu befassen. Der Zentralausschuß prüfte die Möglichkeit der Kostenregelung, vor allem aber die zu ergreifenden Maßnahmen, wie eine „rechtzeitige" Hilfeleistung erzielt werden könnte, und berichtete darüber der Hauptversammlung des gleichen Jahres. Die Grundlagen über den Ausbau des Rettungswesens im Arbeitsgebiet des D. u. ÖAV wurden beraten und beschlossen.

Noch im gleichen Jahre wurde auf Anregung des Österreichischen Alpenklubs ein Alpiner Rettungsausschuß gebildet, der sich aus allen Bergsteigervereinen Wiens zusammensetzte. Durch dessen Wirken wurde ein Hilfsfonds für Aufbringung der Rettungskosten geschaffen, die ersten lokalen Rettungsstellen eingerichtet, aus den Reihen der Bergsteiger freiwillige Hilfsmannschaften organisiert und Anleitungen für den Einsatz dieser Mannschaften bei Unfällen gegeben. Das war der Beginn eines vorbedachten organisierten Rettungsdienstes in den Ostalpen. Es war eine natürliche Erscheinung der Aufwärtsentwicklung des führerlosen Bergsteigens.

Dem Beispiel dieser menschenfreundlichen Idee folgend, bildeten sich bald und in kurzen Zeitabständen ähnliche Rettungsausschüsse in Innsbruck, Salzburg und München. Da sich das Bedürfnis eines organisierten Rettungswesens insbesondere in den Alpenstädten Kufstein, Villach, Bozen usf. immer mehr bemerkbar machte, faßte der Zentralausschuß des DÖAV den Beschluß, eine einheitliche Organisation des alpinen Rettungsdienstes für das ganze Gebiet der Ostalpen in Angriff zu nehmen. So legte auf Antrag mehrerer Sektionen der damalige Zentralausschuß Innsbruck der Generalversammlung 1902 in Wiesbaden die nachstehenden Grundzüge eines Organisationsplanes vor:

„A. 1. An jedem Sitze einer Sektion des Alpengebietes ist, wenn irgend möglich, eine Rettungsstelle zu errichten.

2. Nach Bedarf sind von Sektionen noch an weiteren Orten ihres Gebietes Rettungsstellen zu gründen.

B. 1. Für jede Rettungsstelle wird eine geeignete Persönlichkeit als Obmann bestimmt, dem mindestens ein — womöglich mehrere — Stellvertreter beigegeben werden, damit jederzeit die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden können.

2. Im Gebiete jeder Rettungsstelle sind tunlichst viele Meldeposten zu errichten, welche die Aufgabe haben, von vorgekommenen oder vermuteten Unfällen so rasch als möglich die Rettungsstelle zu verständigen.

C. 1. An jeder Rettungsstelle sollen womöglich geeignete Persönlichkeiten gewonnen werden, welche im Bedarfsfalle (außer den bezahlten Hilfskräften) freiwillig sich an den Rettungsarbeiten beteiligen.

2. Die Rettungsstellen sind mit den nötigsten Rettungsmitteln (Verbandzeug, Tragbahren usw.) auszurüsten.

D. 1. Die Kosten der Hilfsunternehmungen werden — soweit sie nicht von beteiligter Seite (dem Verunglückten oder deren Angehörigen) bestritten werden — von der Zentralkasse vergütet.

2. Die Kosten der Ausrüstung der Rettungsstellen — soweit sie nicht durch freiwillige Beiträge der Sektionen oder einzelner Mitglieder gedeckt werden — trägt gleichfalls die Zentralkasse.

Die Beschaffung der Rettungsmittel für die mit einer Subvention des D. u. ÖAV erbauten Schutzhütten obliegt als Ehrenpflicht den hüttenbesitzenden Sektionen."

Diese den praktischen Erfahrungen entsprechenden Grundzüge wurden von der Generalversammlung genehmigt, und damit war eine einheitliche Regelung des Rettungswesens innerhalb des gesamten Arbeitsgebietes des D. u. ÖAV in den Ostalpen in die Wege geleitet. Das war nun das organisatorische Gerippe, das Gesicht einer freiwilligen Hilfseinrichtung, deren Hilfskräfte und Mannschaften die Bergsteiger sind, die die moralische Verpflichtung erkannten, jedem in Bergnot geratenen Menschen zu helfen und sich für diese edle Aufgabe entsprechend vorzubereiten. Und dieses Gesicht des alpinen Rettungswesens in den Ostalpen ist in seinen Grundzügen bis heute erhalten geblieben.

Nach diesen Grundzügen wurde die praktische Arbeit begonnen, das gesamte Gebiet der Ostalpen mit einem Netz von Rettungs- und Meldestellen überzogen. Die Sektionen waren beauftragt, die dafür erforderlichen Mannschaften aufzubringen, sie in „Erster Hilfe" und für die Hilfstätigkeit, für den Abtransport Verletzter im alpinen Gelände auszubilden und die Einrichtung der Rettungsstellen zu besorgen.

Aus der Praxis ergab sich alsbald die Frage, ob die Suche nach Leichen und deren Bergung Aufgabe des alpinen Rettungsdienstes sein sollte. Der Zentralausschuß vertrat die Ansicht und erklärte, daß das Bergen von Leichen nicht Pflichtaufgabe der Rettungsstellen sei, sondern nur eine freiwillige Dienstleistung, die auch abgelehnt werden kann. Auch dieser Standpunkt wurde bis heute aufrecht erhalten, obzwar in der Praxis jede Leiche geborgen wurde. Das Zusammenwirken, namentlich bei Suchaktionen und Totenbergungen, zwischen den zivilen Rettungsmannschaften und der Gendarmerie hatte sich ebenfalls bald als sehr vorteilhaft erwiesen.

So nahm der Auf- und Ausbau des Rettungswesens immer deutlichere Formen an, in der Praxis ergaben sich immer wieder Mängel organisatorischer und technischer Art, die beseitigt werden mußten, die Entwicklung des führerlosen Bergsteigens forderte laufend Verbesserungen der Organisation und Durchführung. Wenn es einst genügte, daß die Bergsteiger ihre Bereitschaft damit bekundeten, im Bedarfsfalle zur Unfallstelle auszuziehen, um, ihrem bergsteigerischen Können entsprechend, den in Bergnot Befindlichen mit reiner Muskelkraft den Fesseln des Berges zu entreißen, so reichten diese Vorbereitungen und Methoden im Hinblick auf die stets wachsenden Schwierigkeiten neu erschlossener Wege bald nicht mehr aus. So wurden schon vor dem ersten Weltkriege Transportmittel verschiedener Art konstruiert, erzeugt und an Ortsstellen und Schutzhütten verteilt. Ebenso wurden bereits zu dieser Zeit Abseilmethoden im schwierigen Gelände entwickelt und in Bergsteigerkreisen bekanntgemacht, und die Ausbildung in Erster Hilfe wurde immer weiter vorwärts getrieben. Auch die Kenntnis des Alpinen Notsignals wurde weit über die bergsteigerischen Kreise hinaus, insbesondere unter der Alpenbevölkerung verbreitet.

Dann aber unterbrach der erste Weltkrieg diese erfreuliche und hoffnungsvolle Entwicklung, viele der getreuen Verfechter des alpinen Rettungsgedankens kehrten nicht mehr zurück, und das gesamte Gerät des Alpenraumes mußte der Gebirgsfront zur Verfügung gestellt werden. In emsiger und unermüdlicher Kleinarbeit wurde nach Kriegsende neu begonnen, die Erfahrungen des Gebirgskrieges nicht außerachtlassend, ein den damaligen Anforderungen gerecht werdendes alpines Rettungswesen aufzubauen. Und der D. u. ÖAV gelangte abermals zu dem Entschluß, ein Rettungswesen aufzubauen, das sich seines Ansehens würdig erweisen sollte. So kam es, daß schon in den Zwanzigerjahren in jedem österreichischen Bundeslande eine zentrale Stelle für das alpine Rettungswesen eingerichtet wurde, der alle Rettungsstellen, Meldestellen und Schutzhütten unterstanden. Die bis dahin bestandenen alpinen Rettungsgesellschaften schlossen sich dieser Neuordnung des D. u. ÖAV an, der den überwiegenden Anteil an ideeller, materieller und personeller Belastung übernahm. Der Bau von verbesserten Geräten wurde begonnen, und die Rettungsstellen wurden neu eingerichtet. Tausende von freiwilligen Helfern aus dem Mitgliederkreise wurden mit der Rettungspraxis und der Ersten-Hilfe-Leistung vertraut gemacht. Das Ganze blieb wie in seinen Anfängen dem Grundsatze der freiwilligen Hilfeleistung und der Bergkameradschaft treu. Es blieb auch weiterhin der Bergsteiger als freiwilliger Helfer der Träger des Rettungsdienstes in den Ostalpen.

Mit dem zunehmenden Strom der in die Berge Ziehenden, insbesondere aber durch die Tatsache, daß der Durchschnittsbergsteiger Wege beschritt, die einst nur wenigen Auserwählten vorbehalten blieben, stiegen die Unfallszahlen schon Mitte der Zwanzigerjahre sprunghaft an. Mit dieser Entwicklung Schritt haltend, mußte der nunmehr ausschließlich vom D. u. ÖAV betreute Rettungsdienst entsprechend ausgebaut und verbessert werden. So bestanden zu Beginn des zweiten Weltkrieges etwa 350 alpine Rettungs-

stellen (Ortsstellen) mit etwa 4000 jederzeit einsatzbereiten freiwilligen Helfern. Alle Stellen waren wiederum reichlich mit Rettungs- und Verbandmaterial versorgt, und in den Brennpunkten der Ostalpen standen geeignete geländegängige Kraftfahrzeuge für den Einsatz zur Verfügung. Und wieder kam ein alles vernichtender Krieg, der ein zweites Mal auch dieser menschenfreundlichen Einrichtung ein Ende hätte machen können. Aber es kam anders: Der damals als Alpenvereins-Bergwacht bezeichneten Rettungseinrichtung wurde die Aufgabe zuteil, abgeschossene oder notgelandete Flieger in den Bergen, ungeachtet ihrer Nationalität, zu bergen. Mustergültig erfüllten viele Bergsteiger, für diesen Zweck in der Heimat verblieben, diese edle Aufgabe der Lebensrettung.

Einen Vorteil bot auf diesem Gebiete einmal ausnahmsweise dieser unselige Krieg: Männer des Alpenvereins und eifrige Verfechter des alpinen Rettungsgedankens fanden als Gebirgssanitätssoldaten, dank des großen Verständnisses und der Förderung des zuständigen Kommandeurs der Gebirgssanitätsschule in St. Johann i. T., Gelegenheit, den gesamten, bis dahin verwendeten Gerätepark einer grundlegenden Verbesserung zuzuführen. Unter maßgeblicher Beteiligung einiger weniger aus den Reihen des Alpenvereins entstanden in den letzten Kriegsjahren die Grundlagen von Geräten und Methoden, die nach Fertigentwicklung in den ersten Nachkriegsjahren einen geradezu revolutionären Umschwung brachten und die gesamte Rettungstechnik auf eine völlig neue Grundlage stellten. An Stelle der bis dahin verwendeten Hanfseile traten die fast erschreckend dünnen, aber höhere Belastungs- und Verschleißfestigkeit aufweisenden Stahlseile, die ein Abseilen über Hunderte von Metern Wandhöhe zuließen. Das Problem einer weitgehend verwendbaren und allen Bedürfnissen des Verletzten und des Helfers entsprechenden Tragbahre war zur Befriedigung gelöst. Die schwierigsten Bergungen können mit diesen Geräten und ihren Anwendungsmöglichkeiten bei geringstem Aufwand von Menschen und Material in Bruchteilen jener Zeit durchgeführt werden, wie sie bis dahin bekannt waren. Auch die winterliche Verletztenbeförderung hatte durch den neuartigen, in allen Gelände- und Schneearten brauchbaren Bootsschlitten (Gebirgs-Akja) eine grundlegende Verbesserung erfahren. Dabei wurde aber bei allen Geräten und Methoden jede maschinelle Vorrichtung tunlichst vermieden und der Technik des Bergsteigens weitgehend angepaßt.

Aber auch die Verletztenbeförderung ohne planmäßige Geräte, wie solche mit Behelfsmitteln, erfuhr eine grundlegende Änderung und Verbesserung. Ganz dem Prinzip dieser neuen Technik angepaßt, konnten unter Zuhilfenahme der üblichen Bergsteigerausrüstung Bergungen weit größeren Stils durchgeführt werden. Wenn auch da und dort in den Bergen und in den Städten wertvolles Gut der Vernichtungswut des Krieges zum Opfer fiel, so hatte das alpine Rettungswesen den zweiten großen Krieg doch wesentlich besser überstanden als den ersten. Mit diesem Ergebnis wurde bald nach den Tagen des Zusammenbruchs die Arbeit wieder aufgenommen.

Im Jahre 1946 wurde der „Österreichische Bergrettungsdienst" (ÖBRD) als selbständiger Verein eingerichtet. Der Alpenverein stellte dieser neuen Organisation sein gesamtes Material zur Verfügung, alle seine Rettungsmänner arbeiteten wie bisher dort weiter. Der Alpenverein leistet dem ÖBRD seither jährlich namhafte Zuschüsse, trägt die Kosten der Unfallversicherung für alle Rettungsmänner und leistet diesen dann, wenn sie wegen ihres Einsatzes Verdienstausfälle haben, Ersatz für diesen Verdienstentgang. Er hat auf seinen Hütten die Einhebung des Bergrettungsgroschens eingeführt, der ausschließlich zur Anschaffung von Rettungsgeräten für die Ortsstellen des ÖBRD und Schutzhütten aufgewendet wird.

Der ÖBRD hatte die bis dahin vom Alpenverein betreute Aufgabe übernommen und erfreulicherweise im gleichen Sinne fortgesetzt. Der alpine Rettungsdienst in Österreich blieb weiterhin eine völlig freiwillige ehrenamtliche Einrichtung, frei von jeder überspitzten Organisation beamteter oder beruflicher Ausrichtung. Der ÖBRD hat in den ersten zehn Jahren seines Bestehens eine Arbeit geleistet, die ganz im Sinne unserer

Bergsteigertradition gelegen ist. Trotzdem aber konnte sich der Alpenverein nicht dazu entschließen, die Hände in den Schoß zu legen. Als Bergsteigerverein mit 130.000 Mitgliedern fühlte er sich nach wie vor berufen und verpflichtet, über seine oben angeführten Leistungen hinaus zu einer gesunden Entwicklung und allen bergsteigerischen Bedürfnissen entsprechenden Rettungseinrichtung beizutragen. In engster Fühlungnahme und engstem Einvernehmen mit den maßgebenden Funktionären des ÖBRD hat er die Entwicklung und Ergänzung der Rettungsgeräte auf eigene Kosten weiter übernommen und bis heute beibehalten. Durch die nunmehr eingeleitete Aktion zur Ausrüstung der Schutzhütten mit Rettungsgeräten werden in kurzer Zeit alle Schutzhütten des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins mit dem erforderlichen Material so versorgt sein, daß jeder planmäßige Rettungseinsatz in den jeweiligen Hüttengebieten erfolgen kann. Dadurch kann die Arbeit der organisierten Rettungsmannschaften beachtlich erleichtert und verkürzt werden. Wenn in absehbarer Zeit durch die „Rettungswarte" unserer Sektionen, die die stete Verbindung und Zusammenarbeit zwischen ÖBRD und OeAV zu bewerkstelligen haben, alle ausübenden Bergsteiger mit den Grundlagen der Rettungspraxis vertraut gemacht sind, dann wird nicht nur die Arbeit des organisierten Rettungsdienstes beachtlich erleichtert werden können, es wird auch der in Bergnot geratene Mensch in vielen Fällen ohne Herbeiholung einer Rettungskolonne aus dem Tal rascher und billiger in die Hand des Arztes zu bringen sein. Dies ist oft entscheidend über Leben und Tod.

Aber auch auf dem Gebiete einer internationalen Ausrichtung des alpinen Rettungswesens hat der ÖAV seinen Beitrag geleistet. Im Jahre 1948 hatte der Verwaltungsausschuß eine internationale Rettungstagung in Tirol organisiert und die zuständigen Fachkreise des DAV, des SAC, des CAF, des CAI und des AVS eingeladen. Zweck dieser Tagung war festzustellen, welches die geeignetsten Rettungsgeräte und -methoden sind, um diese dann zur allgemeinen, internationalen Verwendung vorzuschlagen. Bei dieser Tagung stellte sich heraus, daß die in Deutschland und Österreich gemeinsam entwickelten und nunmehr verwendeten Geräte durchaus geeignet wären, im gesamten Alpenraum einheitlich eingeführt und verwendet zu werden. Der Vorschlag des OeAV, im gesamten Alpenraum eine einheitliche Rettungseinrichtung zu schaffen, fand bei allen ausländischen Fachkreisen Zustimmung. Seither stehen diese Fachleute in ständigem Meinungs- und Erfahrungsaustausch und haben diese Vereinheitlichung in ihren Ländern schon sehr stark vorwärtsgetrieben. Im Sommer 1955 konnte sich dieser Fachkreis der erwähnten Länder, zu denen sich inzwischen auch Jugoslawien gesellt hatte, zur „Internationalen Kommission für alpines Rettungswesen" zusammenschließen. Diese Kommission im Rahmen der UIAA (Internationale Union der alpinen Vereine) hat sich u. a. die Aufgabe gestellt, die Vereinheitlichung der Rettungstechnik im gesamten Alpenraum zu verwirklichen. Wenn dann in absehbarer Zeit Bergsteiger verschiedener Nationen in Bergnot geratenen Menschen gemeinsam Hilfe leisten können, weil sie alle und überall nach der gleichen Methode und mit den gleichen Geräten umzugehen gelernt haben und damit Menschenleben erhalten bleiben, dann darf der OeAV für sich das Recht in Anspruch nehmen, an dieser segensreichen Einrichtung über alle Grenzen hinweg entscheidend beigetragen zu haben. Somit hat der OeAV in den nun abgelaufenen 60 Jahren des organisierten alpinen Rettungswesens seine Aufgabe als Bergsteigerverband in vollem Maße erfüllt.

Was die künftige Entwicklung betrifft, so ist der OeAV der Meinung, daß sich an der Struktur der Organisation nicht sehr viel ändern kann, weil das alpine Rettungswesen naturgemäß immer nur eine Angelegenheit der Bergsteiger sein muß, die nur dann zum Ziele führen kann, wenn sie auf der Grundlage der freiwilligen Hilfeleistung aufgebaut bleibt. Niemals wäre von einer hauptberuflichen oder beamteten derartigen Einrichtung jene selbstlose Hingabe des einzelnen zu erzielen, wie wir es bei Tausenden namenlosen freiwilligen Helfern der letzten Jahrzehnte mit Achtung und Bewunderung feststellen durften.

In bezug auf die praktische Durchführung von Rettungsaktionen dürfen wir im Hinblick auf die Fortschritte der Technik auch bei uns in Österreich — unsere alpinen Nachbarländer sind hier einen schönen Schritt voran — hoffen, Verbesserungen zu erzielen. Dies betrifft vor allem den Einsatz von modernen drahtlosen Sprechgeräten und von Flugzeugen. Es besteht kein Zweifel, daß durch eine rasche und präzise Weitergabe von Unfallmeldungen die Hilfeleistung beschleunigt werden kann, und es ist bereits praktisch mehrfach erwiesen, daß durch den Einsatz von Flugzeugen und Hubschraubern der Abtransport eines Verletzten oder Kranken um ein Vielfaches verkürzt werden kann. Der Einsatz solcher technischer Einrichtungen liegt aber, abgesehen von den hohen Anschaffungskosten, außerhalb der Möglichkeiten unserer ehrenamtlichen bergsteigerischen Hilfseinrichtung. Dies kann nur Sache von ohnehin bestehenden Spezialeinrichtungen sein. Wir dürfen aber den Einsatz solcher moderner Errungenschaften keinesfalls überschätzen, und der OeAV hält sich für verpflichtet, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß vor allem der Einsatz aus der Luft äußerst beschränkt ist und nur in ganz besonderen Fällen erfolgreich angewendet werden kann. Den Menschen aus wirklicher Bergnot zu befreien, wird nach wie vor Aufgabe der bergsteigerischen Hilfsmannschaften sein. Trotzdem müssen alle technischen Errungenschaften ausgenützt werden, welche Aussicht auf eine verbesserte Lebensrettung in den Bergen bieten, und es wird Aufgabe unserer Rettungseinrichtung sein, mit den dafür zuständigen Stellen die notwendigen Verbindungen aufzunehmen, um in aufrichtiger Zusammenarbeit das Wirken unserer alpinen Lebensretter zu erleichtern und die Sicherheit aller Bergsteiger zu erhöhen.

Diese Weiterentwicklung im bisherigen bergsteigerischen Sinne zu beeinflussen, ist der OeAV bemüht, und er ist überzeugt, daß in gemeinsamer Arbeit mit dem ÖBRD alle herantretenden Aufgaben zum Wohle aller Bergsteiger bewältigt werden können.

Anschrift des Verfassers: Wastl Mariner, Innsbruck, Colingasse

Bergsteigen — Ausdruck freudiger Lebensbejahung*

Von Hans Hintermeier

Wann erstmals die Frage nach dem Warum des Bergsteigens auftauchte, läßt sich kaum feststellen. Vermutlich ist sie so alt wie das Bergsteigen selbst. Eine allgemein gültige Antwort darauf ist aber wohl noch nie gegeben worden, es sei denn, man wertet „weil es mich freut" als solche. Individuell zu verschieden ist die Einstellung zum Bergsteigen, sind die Beweggründe dazu, als daß man, meines Erachtens, eine definitive Erklärung geben könnte, die für jeden zutrifft. Eines ist aber allen Bergsteigern gemeinsam: Der Drang nach oben, die Freude am Abenteuer, am Erlebnis.

Um es gleich vorwegzunehmen: Meiner Meinung nach ist Bergsteigen nicht nur beschauliches Wandern. Freilich ist der Wandertrieb geradezu ein Wesenselement des Bergsteigens, wandern kann man aber auch im Tal, in der Ebene. Aber auch der Aufenthalt im Gebirge allein tut es nicht. Man müßte sonst wohl auch den Bergbahntouristen als Bergsteiger bezeichnen, auch wenn er sich ohne Mühe auf einen Gipfel befördern läßt, der aber auch die Bergwelt schaut, sie vielleicht bewundert und sich ihrer freut. Es kann das aber nie die beglückende Freude und die innere Befriedigung desjenigen sein, der sich die Höhe mit Mühe und Plage errungen hat.

Will man sich über die tragenden Wesenszüge des Alpinismus klar werden, dann muß man sich — so glaube ich wenigstens — seine Entwicklungsgeschichte vor Augen führen. Er begann in unseren Alpen mit der wissenschaftlichen Erforschung der Bergwelt. Also Forscherdrang als erstes Motiv! Später erst setzte das Empfinden für die Schönheit der Bergwelt ein. Vor allem war es Rousseau, der zu Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ergreifenden Ausdruck für diese fand, ohne jedoch mit tätigem Alpinismus irgend etwas gemein zu haben. Als Beginn des letzteren bezeichnet man allgemein die erste Ersteigung des Montblanc durch Jaques Balmat am 8. August 1786. Etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam als ziemlich scharf ausgeprägte Triebfeder noch die Freude an körperlicher Leistung hinzu — das sportliche Moment —, und damit erst sind die Grundmotive der Entwicklung des Bergsteigens gegeben. Nicht nur der Entwicklung aber: sie bilden die Grundlage des Bergsteigens überhaupt. Man kann sie, um ein vielgebrauchtes Schlagwort einmal mit vollem Recht zu zitieren, in die Worte „Geist — Seele — Körper" fassen.

In der genannten Reihenfolge hat sich der Alpinismus entwickelt. Der Weg zum Bergsteiger ist heute meist durch die genau umgekehrte Reihenfolge gekennzeichnet. Alle drei Grundmotive sind aber letztlich vorhanden, wenn auch nicht immer gleich stark.

„Im Anfang war die Tat" — dieses große Wort, das Goethe seinen Faust sprechen läßt, findet hier lebendige Verkörperung. Es ist natürlich, daß jugendlicher Impuls zur Tat drängt, das besinnliche Alter dagegen mehr zum Geistigen. Für unrichtig halte ich aber die nicht selten geäußerte Ansicht, die stürmende Jugend würde nur aus sportlich-egoistischen Gründen zum Berg gehen. Gewiß gibt es das. Aber schadet es eigentlich

* Festvortrag anläßlich der Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins am 18. September 1955 in Bad Tölz.

jemand, außer dem selbst, der an den Bergen nichts anderes findet als ein Sportobjekt? Vermutlich wird dieser auch bald auf ein anderes Betätigungsfeld überwechseln, weil für ihn sich die Mühe auf die Dauer kaum lohnt. Es gibt aber eine wirklich sehr breite, vom reinen Leistungssport unabhängige Richtung, die man vielleicht als Persönlichkeits-Alpinismus bezeichnen könnte. Neben dem Wunsch, die Natur mit all ihren Wundern und Schönheiten zu erleben, kennzeichnet die Träger dieser Richtung noch der Hang zum Abenteuer, zur Romantik, wenn auch manche glauben, diese wäre ausgestorben. Allerdings hat das mit einer mißverstandenen Pseudoromantik, die sich vorwiegend in übersteigernden Worten ergießt, nichts zu tun. Das Erlebnis wird gesucht. Und alles Erleben ist nichts anderes als der Spiegel des eigenen Ichs, ein Sich-selbst-Erleben. Richtig betrachtet ist es doch so, daß uns die Berge nichts — und um gar nichts mehr! — geben, als das, was wir selbst ihnen an eigener Erlebnisfähigkeit entgegenzubringen vermögen. Die Erlebnisfähigkeit kann man vergleichen mit mehr oder weniger fruchtbarem Boden. Von diesem hängt es weitgehend ab, ob die in ihn gelegte Saat aufgeht und reift. Ohne die Saat würde der Boden brachliegen. Auf das Bergerlebnis übertragen sind die Umwelteinflüsse die Samenkörner, die entweder reifen und Früchte tragen, oder aber, wenn der Boden ungeeignet ist, verdorren. Als Umwelteinflüsse möchte ich bezeichnen: die Literatur; vorwiegend, aber nicht ausschließlich die alpine Literatur, Vorträge, die Gespräche mit Kameraden und der dadurch zustande gekommene Ansporn; daneben aber auch die bildende Kunst, die ja auch der Spiegel eines Erlebnisses ist und, in gewissem Sinn, auch die Musik. Hinzu kommt noch ein gesundes Bedürfnis der Jugend und der Junggebliebenen, zu kämpfen, sich auszuraufen.

Einzelne, oder all diese Einflüsse zusammen — die Dosierung dürfte bei jedem verschieden sein — bewirken, daß unsere Erlebnisfähigkeit Früchte trägt. Sie werden mir vielleicht zustimmen können, wenn Sie sich vor Augen halten, daß beispielsweise vor einigen Jahrhunderten noch der Berg kein allgemeiner Schönheitsbegriff war. Wir empfinden die Bergnatur, den Anblick der Berge, als etwas Schönes, etwas, worin wir tausend bezaubernde Wunder erkennen. Der Sinn dafür ist, wenigstens beim europäischen Menschen, verhältnismäßig jung; er hat sich erst allmählich entwickelt. Vorher waren die Berge etwas, vor dem man Angst hatte, etwas Unbekanntes, Furchteinflößendes. Betrachten Sie nur einmal mittelalterliche Darstellungen der Berge. Natürlich gab es auch damals Ausnahmen, die Allgemeinheit jedenfalls aber empfand den Berg nicht als „schön" in unserem Sinn. Wir sollten aber nun nicht so vermessen sein anzunehmen, den Menschen hätte damals das seelische Fundament gefehlt. Ich glaube das nicht. Was ihnen fehlte waren die sogenannten Umwelteinflüsse. Diese mußten sich erst entwickeln aus einer Unzahl von kleinen und großen schöpferischen Gedanken. Nur dieses eine Beispiel möchte ich hier geben. Man könnte ähnlich auf viele Faktoren eingehen, die mit unserem Begriff „Bergerlebnis" im Zusammenhang stehen.

Es gibt ein physikalisches Gesetz von der Erhaltung der Energie. Sollte nicht auch der Geist, sollten nicht auch die schöpferischen Gedanken einer solchen Gesetzmäßigkeit unterworfen sein? Sollten diese verloren sein, auch wenn sie nicht in die Welt hinausposaunt werden? Sollten sie nicht irgendwie ihren Niederschlag finden können? Man kann diese Fragen nicht beantworten, sie liegen außerhalb unseres Begriffsvermögens, wenigstens heute noch. Ich habe vor allem am Berg über sie nachgedacht: Ist nicht, ganz allgemein gesehen, das, was wir als „unsere Welt" bezeichnen, aufgebaut worden durch das Wirken der Menschen in Tausenden von Jahren? Beeinflußt nicht das Schaffen dieser vielen unbekannten und ungenannten Geister, die längst zu Staub zerfallen sind, uns, die wir doch so oft glauben, daß uns die Welt gehöre? Ziehen wir den Kreis der Betrachtung ganz eng, auf das Bergsteigen, es ist doch hier ganz ähnlich: Vieles von dem Geist derer, die nicht mehr unter uns weilen, wirkt in uns weiter, ohne daß wir uns dessen immer bewußt werden und ohne daß uns alles direkt überliefert wurde.

Etwas anderes: Man spricht so oft von Tradition und meint meist damit das Festhalten am Althergebrachten. Tradition sollte aber nichts Starres sein. Lebendige Tradition

behält das Gute, das auch in der Gegenwart für richtig Erkannte und baut es weiter. Dabei bleibt allerdings die Frage offen, was ist richtig und was nicht.

Wenn wir die Entwicklung unseres Alpenvereins vom bergsteigerischen Standpunkt aus ganz kurz betrachten, dann haben wir fast ein Musterbeispiel dafür, wie sich gute Tradition erhalten, zugleich aber in ihrer äußeren Form ändern kann. Der bergsteigerische Geist, seine Ethik sind sich ziemlich gleich geblieben. Noch vor rund 50 Jahren war die Grundtendenz des Alpenvereins: „Erschließung der Alpen", der Wunsch, durch Hütten- und Wegebau möglichst vielen den Weg zum Berg zu erleichtern oder überhaupt erst zu ermöglichen. Das war vollkommen richtig bei den damaligen Verhältnissen. Im Mittelpunkt der geistigen Richtung standen die naturwissenschaftlichen und mit diesen verwandte Elemente. Letztere sind auch heute noch vorhanden, doch ist unverkennbar das rein Menschliche, das Seelische in den Vordergrund getreten. Die Erschließung der Alpen jedoch ist mehr als abgeschlossen. Heute geht es doch in erster Linie darum, an ursprünglicher Natur noch zu erhalten was irgendwie möglich ist.

Bergsteiger brachten begeisterte Kunde von der Schönheit der Bergwelt; der Sinn dafür nahm eine ungeahnte Breitenentwicklung; Hand in Hand mit der sogenannten Erschließung der Berge durch die alpinen Vereine und mit der verkehrstechnischen Erschließung der Alpentäler kam es geradezu zu einer Überflutung vieler Alpengebiete und damit auch zu einer wahren Fremdenindustrie. Die Bergsteiger und die alpinen Vereine haben viel dazu beigetragen, die Geister zu rufen, deren nun, nach unserer, sicher etwas egoistischen Meinung, zu viele geworden sind. Man kann diese Entwicklung aber nicht zurückdrehen.

Eine weitere Folge der technischen Entwicklung war — und ist! — der Bau von Bergbahnen und sogenannten Liften. Die Argumentation, es läge kein Bedürfnis dafür vor, wird meist durch die Frequenz dieser Einrichtungen widerlegt — wenigstens scheinbar. Mehr und mehr gewinnt aber glücklicherweise die Erkenntnis an Boden, daß es aus verschiedenen Gründen so nicht ins Unendliche weitergehen darf. Es ist immerhin erfreulich, daß z. B. der Bau einer Seilbahn auf den Matterhorngipfel verhindert werden konnte. Es gäbe zu diesem auch für den Bergsteiger schwerwiegenden Problem sehr viel zu sagen — und das nicht nur aus Naturschutzgründen. Und es gäbe in gewissen Fällen auch nicht nur Negatives zu sagen. Auch Bergsteiger benützen mitunter Bergbahnen und Schilifte — und wer wollte es ihnen verargen? Sogar bei Tagungen der Ausschüsse internationaler Bergsteigerverbände stehen Bergbahnfahrten auf dem Programm, und es gibt auch dagegen wirklich nichts einzuwenden. Ich muß es mir versagen, die ganze Problematik hier aufzurollen. Berufenere haben es schon getan, und mit Bergsteigen, meinem eigentlichen Thema, hat das ja nur mittelbar zu tun. Bereits die Andeutung beweist aber eigentlich schon, daß Tradition nicht so verstanden werden darf, daß man am Wort kleben müsse: „Erschließung der Alpen!" Auch den Bau von Bergbahnen kann man als Erschließung bezeichnen, zumindest werden es die tun, die daraus finanzielle Vorteile schöpfen. — Tradition! Sie ist meines Erachtens nur dann gut, wenn sie sich einem ethischen Prinzip unterordnet und dem Wandel der Zeit Rechnung trägt, ohne sich allerdings dem jeweiligen allgemeinen Zeitgeist in allen Dingen zu unterwerfen! Die Ethik würde dabei wohl zu kurz kommen!

Betrachten wir einmal die Alpenvereinssektion als solche: In vielen Fällen war sie doch vor beispielsweise 40 Jahren noch kaum etwas anderes als ein „gutbürgerlicher" Verein, dem anzugehören zum guten Ton gehörte. Die Honoratioren des Ortes, der Herr Geheimrat und der Herr Doktor waren Mitglied, also ging man auch hin, weil man auf seine gesellschaftliche Geltung hielt. Es war doch so! Nicht überall, aber auch nicht selten. Heute ist man allerorts bestrebt, beispielsweise das Jugendbergsteigen zu fördern, der Jugend Schulungsmöglichkeiten zu geben, ihr das bergsteigerische Rüstzeug zu vermitteln. Der gutbürgerliche Verein alter Prägung gehört der Vergangenheit an, ist zumindest eine Rarität geworden. Man kann also, ideell gesehen, zweifellos von einer erfreulichen Entwicklung sprechen — und wir sollten das nicht ganz übersehen!

Gerade diese Tatsache reizt aber dazu, die Wandlung des Bergsteigens selbst einer kleinen Betrachtung zu unterziehen. Häufig stößt man ja auf die Behauptung, das Bergsteigen verflache, es gelte nur mehr der Sensation, es sei nur noch Sport. Ausdrücklich betonen möchte ich aber, daß es sich bei einer solchen Betrachtung in diesem Rahmen nur um fragmentarische Gedanken handeln kann, die zudem noch rein persönlichen Charakter haben und nicht etwa Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben. Sie sollen nur zum Nachdenken anregen."

Ziehen wir einmal einen kritischen Vergleich zwischen der sogenannten klassischen Zeit des Bergsteigens und der Gegenwart: Das untrügliche Kennzeichen einer klassischen Zeit ist, daß sie — der Vergangenheit angehört. Warum sollte das bei den Bergsteigern anders sein? Will man diese Epoche des Bergsteigens zeitlich präzis definieren, dann stößt man allerdings auf einige Schwierigkeiten. Die zeitlichen Grenzen sind aber auch nicht leicht genau zu bestimmen. Man sollte ihnen auch keine allzu große Bedeutung beimessen, denn wesentlich wichtiger ist das Erfassen der geistigen und ethischen Grundlagen dieser Zeit. Was bedeuten dagegen schon trockene, ohnehin kaum genau bestimmbare Jahreszahlen.

Forscherdrang, Sinn für die Schönheit der Bergwelt und die Freude an körperlicher Leistung sind, wie schon erwähnt, die Grundmotive des Bergsteigens. Sie bestimmten in der angeführten Reihenfolge auch dessen Entwicklung. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam das letzte Motiv hinzu. In Verbindung mit den beiden ersteren leitete es die klassische Zeit ein. Organisch und folgerichtig vollzog sich die Entwicklung, sowohl in der Auffassung vom Bergsteigen, wie auch der Methoden und der Ausrüstung. Ich will nicht lange über die klassische Zeit reden, ich darf einige Kenntnisse ihres Wesens voraussetzen. Außerdem wurde und wird darüber genug geschrieben, über ihre Vorzüge, vor allem aber darüber, daß die Gegenwart doch um so vieles schlechter sei! Wie ist es damit nun tatsächlich bestellt? Nicht jeder, der heute in die Berge geht, ist tatsächlich „Bergsteiger". Ich will nur von diesen sprechen. Nicht jeder, der in der klassischen Zeit auf einen Gipfel stieg, war ein klassischer Bergsteiger, oder gar ein Klassiker!

Die Berge der Alpen sind nicht nur alle bezwungen, sondern meist von allen Seiten her erstiegen. Das unterscheidet die Gegenwart von der klassischen Zeit. Diese Tatsache schafft grundsätzlich verschiedene Voraussetzungen. Man mag über den Wert oder Unwert der verschiedenen Anstiege, der Varianten und auch Variäntchen geteilter Meinung sein — es ist ziemlich belanglos. Der eine oder andere dieser Wege mag aus Ehrgeiz oder Geltungsbedürfnis erstiegen worden sein. Es wird nicht selten daraus ein Vorwurf gemacht. Zum Teil mit Recht! Glaubt man aber im Ernst, daß die klassischen Ersteiger der klassischen Alpengipfel alle frei waren von Ehrgeiz oder Ruhmsucht? Ich glaube das nicht!

Man regt sich heute auf, wenn ein junger Bergsteiger aus den vorhin genannten Gründen, vielleicht aber auch im ersten Überschwang, etwa die Zeit, die kurze Zeit natürlich, seiner Bergfahrt in ein Gipfel- oder Tourenbuch einträgt. Wieviele tun das schon? Und wenn je einmal, dann sicher nicht sehr oft. Schon deshalb, weil zumindest die gesunde Spottlust der lieben Kameraden sie davon abhalten dürfte. Man lese im Gegensatz dazu Tourenberichte aus der klassischen Zeit. Man wird viel häufiger als heute auf die Minute genau Abmarsch, Rast, Erreichen des Gipfels usw. angeführt finden. Und das, wohlgemerkt, nicht nur bei der Schilderung von Neutouren, wo es ja am Platz gewesen wäre.

Wieviel wurde nicht schon über die künstlichen Hilfsmittel der Neuzeit gelästert. Hatte man aber nicht schon bei der ersten Montblanc-Ersteigung Leitern mitgeführt? Nicht nur da; auch bei der Ersteigung des heute als „klassisch" bezeichneten Mittellegigrates am Eiger. Hatte nicht ein Bergsteiger, den man häufig noch zu den klassischen zählt, einen Wurfanker konstruiert? Hat man nicht in der „spätklassischen" Zeit, wenn ich sie so nennen darf, allen Ernstes versucht, mit Hilfe einer Rakete ein Seil auf den Dent du Géant

zu schießen, um den Aufstieg zu ermöglichen? Was sind dagegen Mauerhaken und Seilschlingen für kümmerliche und eigentlich — ehrliche Hilfsmittel!

Man wirft häufig der Jugend vor, sie riskiere zu viel, sie spiele leichtfertig mit dem Leben. Es mag für den, der nicht engstens mit der modernen Entwicklung und Technik vertraut ist, so scheinen. Ich möchte aber behaupten, daß frühere Generationen mindestens ebensoviel wagten, wenn nicht mehr. Es würde zu weit führen, wollte ich das an Hand eines Vergleiches der unterschiedlichen Sicherungsmethoden genau erläutern. Fest steht, daß frühere Bergfahrten, die ja damals auch eine gewisse, durch die Technik bedingte Schwierigkeitsgrenze hatten, rein psychisch betrachtet, ungleich höhere Anforderungen stellten als heute sehr viele Fahrten selbst im sogenannten 6. Schwierigkeitsgrad. Die sehr bedauerliche Unfallstatistik der Gegenwart scheint meine Behauptung zu widerlegen. Zieht man aber die enorme Breitenentwicklung des Bergsteigens in Betracht, dann dürfte die Unfallziffer proportional kaum höher sein als früher, ganz abgesehen davon, daß den größten Prozentsatz Unfälle ausmachen von Leuten, die man kaum als Bergsteiger im strengeren Sinn ansprechen kann. Welche Opfer hat beispielsweise die erste Ersteigung des klassischen Berges der Alpen, des Matterhorns, gefordert! Und wie viele alle Ersteigungen und Ersteigungsversuche der Matterhorn-Nordwand zusammengerechnet! Es ließen sich noch viele Gleichnisse anführen: Wenn man Negatives sucht, wird man es in jeder Zeitepoche — und sei es eine „Goldene" — finden. Ich will diese keineswegs verunglimpfen oder gar die großen Bergsteiger dieser Zeit. Diese sind und bleiben in vielen Dingen unsere Vorbilder, denen wir letzten Endes sehr viel verdanken — nicht nur das, daß sie uns keine unerstiegenen Alpengipfel mehr zurückließen.

Das bisher Gesagte hatte im wesentlichen nur mit den äußerlichen Erscheinungsformen des Bergsteigens zu tun. Ganz natürlich, daß sich hier eine Wandlung vollzogen hat! Wer würde beispielsweise noch mit der Ausrüstung und dem Aufwand von 1786 auf den Montblanc steigen? Wie ist es aber mit dem inneren Wesen bestellt? Naturverbundenheit? Die Naturwissenschaften haben während der letzten hundert Jahre sehr viele Probleme der Natur gelöst, ihr tiefstes Geheimnis jedoch auch nicht klären können. Die Schöpfung wird dem Menschen vermutlich immer Geheimnis bleiben. Auch der Bergsteiger ist mehr und mehr in die Natur eingedrungen und hat, rein gefühlsmäßig und auch auf Grund größeren Wissens um die Zusammenhänge, ein anderes Bild von der Natur, ein anderes Verhältnis zu ihr, wie etwa der Mensch vor hundert Jahren. Sollte er aber deshalb weniger tief empfinden? Oder sollte es so sein, daß dem Menschen die Natur mehr und mehr verlorengeht, je tiefer er in ihre Probleme eindringt? Ich wage, was die Allgemeinheit anbetrifft, diese Frage nicht zu beantworten. Auf den Bergsteiger bezogen, glaube ich aber, sie verneinen zu dürfen. Hat nicht gerade er — sicherlich aber nicht er allein — mitunter das gläubige Gefühl, wenn er all die Wunder der Natur auf sich wirken läßt, daß der Schöpfungstag immer gegenwärtig sei?

Und wie ist es um die Erlebnisfähigkeit bestellt? Was wissen wir schon viel von den Regungen unserer Umwelt, ja des nächsten Freundes? Dürfen wir behaupten, er könne nicht tiefer empfinden, weil er etwa nicht mit banalen Worten sein heiligstes Empfinden und Fühlen bloßlegt? Maurice Herzog, einer der beiden Erstersteiger der Annapurna, des ersten Achttausenders, der erstiegen wurde, schildert in seinem Buch das Empfinden auf dem Gipfel mit folgenden Worten: „Die Mission ist erfüllt. Doch noch Größeres hat sich vollendet. Wie schön wird das Leben nun sein! Es ist unfaßbar, wenn man so plötzlich sein Ideal verwirklicht. Nie habe ich eine so große und reine Freude empfunden. Lachenal faßt mich am Arm: Steigen wir ab? — Was für Gefühle bewegen ihn? Ich weiß es nicht..." Zwei Menschen — Freunde seit langem! —, die miteinander den ersten Gipfel über 8000 m Höhe erreichten, und doch weiß der eine nicht um das Empfinden des anderen! Könnte eindringlicher bewiesen werden, was ich vorhin sagte?

Kürzlich las ich in einer Tageszeitung eine kritische Betrachtung über den Menschen der Gegenwart, seine Flachheit, seine Oberflächlichkeit. Er kam nicht gut weg dabei. Die Menschheit, so hieß es, kranke unter anderem daran, daß das Individuum das Gefühl

und die Lust für das wirkliche Abenteuer verloren habe, und daß darüber hinaus es eigentlich keine Möglichkeit mehr gäbe, ein solches zu erleben, denn die weißen Flecken der Landkarten seien verschwunden, die Pole erreicht, der höchste Berg der Erde bezwungen, das letzte der wahren Abenteuerziele. Alles andere könne nur spärlicher Abglanz sein. Als bedeutsamstes Merkmal des Abenteuers war angeführt: Entdeckerdrang in Verbindung mit Wagnis. Darin bin ich mit dem Verfasser einig. Ist aber der Sinn dafür wirklich verlorengegangen? Ich glaube, der Verfasser ist nie in die Wesenswelt des Bergsteigens eingedrungen. Ist nicht die Lust am Abenteuer und auch der Sinn dafür ein Hauptwesenszug der Bergsteiger? Ist nicht jede schwierige Bergfahrt ein echtes Abenteuer? Ist es nicht jedes jungen Bergsteigers Wunschtraum, die Berge der Welt zu schauen, für sich zu entdecken, zu erleben, zu ersteigen? Wenigen nur ist die Erfüllung vergönnt. Der Sinn für das wahrhaft große Abenteuer ist jedoch in sehr, sehr vielen vorhanden. Und die suchen es eben dort, wo es ihnen möglich ist. Die Alpen sind erschlossen! Es gibt in ihnen nun weder Ruhm noch Lorbeeren zu ernten. Könnte man diese unumstößliche Tatsache aber nicht als Positivum für die heutigen Bergsteiger betrachten, die trotzdem unbeirrt ihren Weg zur Höhe gehen? Könnte man nicht gar versucht sein zu sagen, es wäre edlerer Geist wie ehedem, der nun die vielen in die Berge zieht, sie zum Teil schwierige und schwierigste Touren gehen läßt, ohne daß davon ein Aufhebens gemacht wird? Könnte man sich nicht gar so weit versteigen — nachdem die sogenannten Probleme alle gelöst sind und das Bergsteigen zum reinen Selbstzweck, auch nach außen hin, geworden ist — zu sagen: Nun hat in Wirklichkeit die „Goldene Zeit des Bergsteigens" begonnen?

Man wird es nicht tun, weil es ja nicht wichtig ist, weil man das Erleben am Berg für bedeutsamer erachtet als den Streit um Worte und weil überdies die von mir aufgezeigte Linie nur subjektiv ist und nur die Potenz der gegenwärtigen Entwicklung aufzeigt. Es ist auch heute nicht alles Gold was glänzt! Aber ich glaube es ist nicht unwesentlich, daß sich diese Linie ziemlich deutlich abzeichnet. Und ich meine weiter, man sollte doch davon abkommen, alles was vergangen ist, für gut, und alles Gegenwärtige für verdammenswert zu halten! Ich bin außerdem der Meinung, daß eine betont negative Beurteilung der bergsteigenden Jugend fast immer nur von Leuten kommt, die den lebendigen Kontakt mit ihr verloren haben, die von sehr hoher Warte aus urteilen und die nie auch nur wenigstens den Versuch machten, einen Blick in ihr Herz zu tun. Im übrigen sollte man weder mit tierischem Ernst versuchen, möglichst viele Gipfel zu sammeln um der Zahl derselben wegen, noch sich mit allzu verbissenem Eifer mit der Bergsteigerei auseinandersetzen und jede seelische Regung zu analysieren versuchen. Herzensdinge sollte man nicht zerreden! Es kommt ja wirklich nicht darauf an, auch nicht auf die Zahl der Gipfel und den Schwierigkeitsgrad, sondern immer nur darauf, was man an Erleben vom Berg mit ins Tal bringt. Immer soll es uns noch ein Spiel sein! Ein gedankenvolles, teils heiteres, teils ernstes, immer aber irgendwie beglückendes Spiel, in dem es viele Variationen, viele Spielarten gibt. Seien wir bestrebt, so verschiedenartig unsere Auffassung vom Bergsteigen auch sei, das Gemeinsame zu suchen, das Verbindende! Es ist immer vorhanden! Es wird dann weder „Extreme" noch „Gemäßigte", sondern — Geist und Seele vorausgesetzt — nur Bergsteiger geben; Menschen, die nicht verschiedenartige Auffassung ihres Tuns trennt, sondern die Gemeinsames verbindet! Wohl alle sind wir mehr oder weniger befallen von der Pathologie unseres allgemeinen Zeitgeistes, sind angekränkelt vom Krebsübel unserer Tage, von der Hast und Unrast. Am Berg können wir gesunden! Dort, wo — wie nirgends sonst! — die Natur eine so starke Sprache spricht, wo wir die Lebensgrenzen von Pflanze und Tier erkennen, aber auch unsere eigenen Grenzen! Der Weg zur Erfüllung unserer Sehnsucht kann, je nach Temperament, Veranlagung und Leistungsfähigkeit, verschieden sein. Immer aber wird er gekennzeichnet sein durch mancherlei Entsagung, durch Mühe und Plage. Aber gerade das gibt uns tiefste innere Befriedigung. Nicht deshalb, weil wir dann etwa sagen können, wir waren dort oben, auf diesem oder jenem Gipfel, sondern weil wir

fühlen, daß wir vor uns selbst bestanden haben. Ich weiß nicht, ob man dieses Fühlen analysieren kann, glaube aber, daß man es nicht analysieren sollte. Vielleicht würden wir dadurch unser Tun seines wertvollsten Bestandteils berauben. Ein Rest von Unwägbarem sollte zumindest in unserem Tun sein, etwas, dem keine kalt-nüchterne Zweckbestimmung anhaftet. Müssen wir denn immer und bei allem bis zur letzten Konsequenz fragen: Warum? Wir könnten dann auch einmal fragen: Warum sind wir Menschen? Fühlen wir aber nicht unser Mensch-Sein am Berg besonders stark und deutlich — im Hineinhorchen in uns selbst, im Aufgehen in der Urgewalt der Natur? Und reift dann nicht in uns Erkenntnis? Erkennen wir dabei nicht das große Gesetz über allen Dingen und — wie klein wir doch sind? Wir erkennen den Kreislauf in der Natur, das Gesetz, das die Wasser von den Bergen dem Meere zutreibt und vom Meer wieder zu den Bergen bringt. Das Gesetz vom Werden und Vergehen, aber auch vom Wiedererstehen. Sicher spürt jeder mitunter etwas von der Poesie der kleinen Dinge, etwas von der Sprache, welche Blume und Tier zu uns sprechen, unter härtesten Lebensbedingungen. Das heißt doch für uns, das Leben zu bejahen! Und ist denn nicht unser Tun Ausdruck freudiger Lebensbejahung? Mir scheint, nur wer auch das Kleine sieht, wird den Zug des Großen, wenn auch nicht in seinem ganzen Maß begreifen, so doch erahnen und spüren. Dann erkennen wir aber auch — so klein wir auch sind — wie reich uns die Schöpfung bedacht hat, indem sie uns die Gabe verlieh, all die Schönheit zu schauen und all die Wunder zu sehen — wenn wir nur gewillt sind es zu tun!

Anschrift des Verfassers: Hans Hintermeier, München 19, Volkartstraße 69, III. Stock

„... ein erschröcklich Eismeer ...“

Von R. Paschinger

Gletscher! Da stolpern Bergfreunde über die Steinblöcke der Moränen, stehen etwas enttäuscht vor dem zerfransten Zungenende, zusammengepacken aus Steinen und schmutzigem Eis, springen über die schwarzen Schlünde, stapfen müde durch das endlose, in der Sonne glühende Firnfeld, sehen staunend vom Gipfel aus die eisigen Ströme talwärts drängen, kratzen ihre Schispur in die weiten Flächen, stecken Stangen ins Eis, legen Steinlinien und messen und rechnen und sammeln die Wasser in großen Stauseen; viele Tausende ziehen jährlich ein in die weiße Einsamkeit. Manche nur ahnen ihre Geheimnisse, kennen den Weg von der Schneeflocke zum Eiskorn, wissen vom langsamen, steten Fließen der plastischen und doch wieder spröden, in Spalten zerreißenden Eismasse, lesen aus den Steinwällen im Vorfeld die Geschichte des Gletschers, bewundern an den eisfrei gewordenen Felsen seine scheuernde Kraft; alle aber lieben die Berge mit den leuchtenden Flächen und sehnen sich hinauf.

Rund 200 Jahre sind nun seit dem Tag vergangen, an dem der Schweizer Georg Altmann, Pfarrer in Wahlern, sein Büchlein „Versuch einer Historischen und Physischen Beschreibung der Helvetischen Eisberge[1]“ in Zürich der Öffentlichkeit übergab. Das erste Gletscherbuch war somit geschaffen, und die Tore in eine bisher völlig unbekannte Welt waren aufgestoßen worden. In den älteren Naturbeschreibungen hatte man die starre Eiswelt recht wenig beachtet, ihr höchstens ein paar Sätzchen über die Beschaffenheit des Eises zugebilligt und sich dann wieder in wirtlichere Gebiete zurückgezogen.

Da tauchen nun an einem schönen Augustmorgen vier Herren bei Pfarrer Altmann, der sich gerade einer „Wasser-Cur“ unterzieht, auf — Alexander von Wattenweyl, Carolus Stürler, Ludwig von Erlach und Sr. Marquis de St. George — und laden ihn zu seinem größten Erstaunen zu einer Gletscherreise nach Grindelwald ein, „welche sie mit allen Gemächlichkeiten machen wollten“. Mit Vergnügen schließt sich Altmann an und steigt dann am folgenden Tag auch wirklich die Gletscherzunge empor, so weit, bis er „das völlige Eismeer“ entdecken kann. Angesichts dieser weißen Wunderwelt wird der Gedanke zum ersten Gletscherbuch geboren: „Die Zierlichkeit, die Verschiedenheit und Seltenheit der Dinge, die wir sahen, bewoge die ganze Reis-Gesellschaft, mir eine Beschreibung von unserer Reise aufzutragen.“ Es ist auch wirklich an der Zeit, einmal etwas zur Erforschung der Eisberge, die „die Aufmerksamkeit und die Verwunderung aller Fremden, so die Schweiz durchreisen“, erwecken, beizutragen. Altmann nimmt dann selbst in seinem Büchlein den Reisebericht des Engländers Windham, der 1741 mit seinem Landsmann Pocock von Genf aus zu den Gletschern von Chamonix wandert, auf. Der Reisende stellt darin fest, daß sich kein Schweizer gefunden, der ihn hätte begleiten wollen: „Man verlachte durchgehends dieses Unternehmen.“ Mit Lasttieren und bewaffneten Bedienten ziehen die beiden Fremden endlich los. „Diese Gesellschaft stellte mit dem Gefolge eine Caravane, die durch ein unsicheres und unbewohntes Land reiset, vor.“ Die beiden Engländer sind entzückt von der Pracht der Gletscher und hätten über deren Wesen gerne

[1] Altmann, Joh. Georg, Versuch einer Historischen und Physischen Beschreibung der Helvetischen Eisberge, Zürich 1753, 2. Aufl., S. 271.

mehr erfahren, aber bei den Bergbewohnern herrsche diesbezüglich große Unwissenheit und Aberglaube.

Einfach war die von Altmann übernommene Aufgabe freilich nicht zu lösen: So eingehend er bei Hirten und Bergbauern von Grindelwald auch Erkundigungen über das Verhalten der Gletscher sammelt, immer bleibt noch eine Reihe ungeklärter Probleme. Er wendet sich also an verschiedene Bekannte, die seiner Meinung nach etwas Näheres über die Eisberge wissen könnten, und eröffnet einen gletscherwissenschaftlichen Briefwechsel. Auf diesen Grundlagen baut sich nun Altmanns Schrift auf. Kein Wunder, daß sich neben zutreffenden Beobachtungen viel Phantastisches in die Abhandlung eingeschlichen hat und dieses erste Gletscherbild recht eigenartig anmutet:

Da dehnt sich doch auf den Schweizer Bergen „... ein in allen Stücken vollkommenes Eismeer, welches von dem mächtigen und weisen Schöpfer auf diese hohe Berge gesetzet worden, damit dadurch die Luft der angrenzenden Örter gereiniget, die allzugroße Hitze gemildert, und die Schweitz samt verschiedenen Ländern Europas mit Brunnen und Strömen bewässert würde ...". Die Gletscherzungen aber sind das Zeichen, daß man sich an den Grenzen des Eismeeres befindet, „... weil alle Gletscher ohne Unterschied nichts anderes sind als ein Auswurf des Eismeeres, so durch ein Thal sich von seinem Überflusse von Wasser und Eis entladet." Im Sommer fließt nämlich viel Wasser auf das Eismeer, das Eis löst sich deshalb von den Rändern, schwimmt nun und drückt — von Wind und Wasser getrieben — gegen die „Auswurfstellen der Gletscher". Aus dem Eismeer schiebt sich neues Eis nach, und „auf diese Weise geschieht es, daß durch dieses große von oben herkommende Gewicht der ganze Gletscher weiter gegen das Thal hinunter geschoben wird". Der am Wasser schwimmende Eisklumpen breche nach Berichten von Hirten manchmal mit fürchterlichem Getöse zusammen und ein gewaltiges Beben erschüttere das Eismeer. Über Altmanns Feststellung, daß Steine, die von den angrenzenden Bergen auf das Eismeer fallen, allmählich mit dem Eis talwärts wandern, freut sich der Gletscherwissenschaftler. Hat der Verfasser des ersten Gletscherbuches doch damit ein Symptom der Gletscherbewegung erkannt, mögen seine Erklärungsversuche noch so wunderlich sein. Altmann weiß wohl, daß die Gletscher einmal weiter ins Tal vorrücken, dann wieder große Teile eisfrei werden. Er ist selbst über ein „... großes Stück Land — einöd und steinicht ..." gewandert, ehe er zur Gletscherzunge kam. Die Dorfbewohner zeigten der Reisegruppe auch „die Schranken" — damit dürften wohl die Moränen gemeint sein — „wie weit sich der Gletscher in vorigen Zeiten erstrecket ..." Er denkt auch über die Ursachen der Gletscherschwankungen nach und kommt zu folgendem Schluß: Er glaubt nicht an eine siebenjährige Periode — eine Meinung, die damals in Volkskreisen verbreitet war —, sondern stellt fest, daß das Wachsen und Abnehmen der Gletscher von der Witterung abhänge. Altmann weiß auch, daß große Gebiete, die zu seiner Zeit vergletschert sind, ehemals eisfrei waren, und fügt zwei Hauptgründe ins Treffen: Der Gletscher selbst setze die Temperatur seiner Umgebung herab, wehre sich also gegen die abschmelzende Wirkung der Sonne, und mit seinem Wachstum nehme natürlich die Abwehrkraft zu, die wiederum neuerliches Wachstum bewirke. Weiters spricht er von einer fortschreitenden Verfestigung der Erdkruste, die dazu führe, daß warme Dünste aus dem Erdinnern nicht mehr an die Oberfläche dringen und zur Abschmelzung beitragen könnten. Besonders interessiert den ersten Gletscherforscher die physikalische Beschaffenheit des Gletschereises. Schleppt er doch solches mit nach Hause — vorerst allerdings um es dem Wein beizusetzen und dessen Geschmack zu veredeln — und macht dann Schmelzproben. Voll Stolz stellt er dabei fest, daß Gletschereis bestimmt härter und kälter sei als gewöhnliches Wassereis. Die vielen Steine, die auf der Gletscherzunge herumliegen, stören ihn, und er nimmt an, daß das Eis alle Fremdkörper, von gepreßter Luft und Wasser getrieben, durch die Spalten an die Oberfläche stoße. Letzten Endes faßt Altmann voll Begeisterung angesichts der Gletscherwelt zusammen: „... ich bekenne, daß ich die Tage meines Lebens nichts gesehen, so mir prächtiger, schöner und herrlicher vorgekommen ..."

Und das Buch machte die Runde: Ein glänzendes Eismeer und so viel Merkwürdiges? Das mußte man sehen! So ziehen sie dann hinein in die Berge, Forscher, Dichter, Maler und Bergsteiger; sie zerreißen den zauberhaften Schleier, verkünden die Schönheit der fremdartigen Landschaft und bezwingen die Eiswände.

Und heute? Viele trampeln über die Gletscher hin, oft blicklos für die merkwürdigen Dinge rundum, nur den Gipfel im Sinn.

Anschrift des Verfassers: Dr. Rita Paschinger, Innsbruck, Stafflerstraße 20.

Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Bereits erschienen sind:

Ergänzungshefte zur Zeitschrift des D. u. ÖAV.

1. S. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und H. Heß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:1.000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. M. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:7.500, 20 Tafeln, 64 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des D. u. ÖAV.

5. O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000 und 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reißinger, Untersuchungen über den Niedersonthofener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Karwendelmulde. Mit geologischer Karte 1:25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:80,000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlußfolgerungen auf die Methoden der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. C. W. Kockel, M. Richter und H. G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Staufen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenskizzen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

12. R. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S. 1952.
13. A. Franz und R. Staber †, Gesteinswelt und Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe.
14. O. Pesta, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung ostalpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., mit 21 Zeichnungen und 3 photographischen Aufnahmen. 1953.
    112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter und eine geologische Karte 1:50.000. 1952.
15. O. Ganß, F. Kümel † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., mit 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text und mit einer geologischen Karte i. M. 1:25.000. 1954.
16. H. Friedel, Die Alpine Vegetation des obersten Mölltales (Hohe Tauern). Erläuterung zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen und eine Vegetationskarte 1:5000. 1956.

Die Reihe wird fortgesetzt.

Universitäts-Bibliothek
Innsbruck